Welter

<36634989510013

Lehrbuch
der
Weltgeschichte
für
Schulen.

Ein frei bearbeiteter Auszug aus des Verfassers größerem Werke.

Von
Th. B. Welter.
Professor am Gymnasium zu Münster.

Siebenzehnte, sehr verbesserte Auflage.

Münster.
Verlag der Coppenrath'schen Buch- & Kunsthandlung.
1861.

Vorrede zur ersten Auflage.

Von mehreren Seiten aufgefordert hat der Verfasser nach seinem größeren Geschichtswerke dieses Lehrbuch der Geschichte für Schulen besonders ausgearbeitet und hierbei praktische Brauchbarkeit zum Ziele seines Strebens gemacht. Bei dieser neuen Umarbeitung für den gewählten Standpunkt ist er den Grundsätzen und Regeln treu geblieben, die er in der Vorrede zu seinem größeren Werke als Richtschnur für den historischen Unterricht bezeichnet hat, und die nicht nur durch das beifällige Urtheil sachverständiger Richter, sondern auch durch mehrere rasch aufeinander folgende Auflagen die ermunterndste Anerkennung und Theilnahme des Publikums gefunden haben. Auf dem Wege vielseitiger Erfahrungen mit den Bedürfnissen und Forderungen der Schulen bekannt geworden, hat er die eben so gewöhnliche als leichte Methode der Kompendien, die nur ein trockenes Skelett von Begebenheiten, Namen und Zahlen in ermüdender Genauigkeit und Vollständigkeit, ohne inneres Leben und farbevolle Gestaltung, liefern, verlassen müssen und ist dagegen bemüht gewesen, in großartigen Umrissen durch lebendige Darstellung des Einzelnen das Ganze zu beleben und so das Interesse des jugendlichen Alters zu wecken und zu erhalten. Auf das Verdienst einer universellen Vollständigkeit im Einzelnen hat er deshalb auch hier gern verzichtet; das Bedürfniß der Schulen, welche er zunächst im Auge hatte, scheint diese nicht zu erheischen; der vortragende Lehrer jedoch wird zur größeren Belebung und Vervollständigung des Einzelnen, wo er es zweckmäßig findet, das in ähnlichem Geiste ausgearbeitete größere Werk des Verfassers benutzen können.

Münster, im Februar 1835.

Vorrede zur zweiten Auflage.

In dieser Auflage sind nicht nur einige ungenaue oder irrige Angaben näher bestimmt oder berichtiget, sondern es ist auch der Inhalt selbst an manchen Stellen erweitert worden. Die sam Schlusse beigefügten Zeittafeln können, zumal bei Repetitionen, zweckmäßig benutzt werden, um an ihnen zu prüfen, ob und in welchem Grade der Schüler sich des dargebotenen Materials der Geschichte bemächtigt hat; und sie werden für ihn um so belehrender und zugleich unterhaltender sein, wenn er angehalten wird, diese aus dem Vorrathe seines Gedächtnisses selbst zu erweitern und mit vielfachen ähnlichen Zusammenstellungen von Personen und Begebenheiten zu vermehren. Besondere Aufmerksamkeit ist der sprachlichen Darstellung gewidmet, und hierbei von der Erfahrung ausgegangen, daß gerade das historische Fach auch ein vorzügliches Mittel darbietet, das sich entwickelnde Sprachtalent des Schülers an demselben zu üben und zu bilden.

Münster, im Februar 1838.

Vorrede zur dritten Auflage.

Der Verfasser hat geglaubt, seinen schuldigen Dank für die so günstige Aufnahme, welche auch dieses Werk durch die rasche Verbreitung desselben in immer weitere Kreise der vaterländischen Schulen in so erfreuender als ermunternder Weise gefunden hat, nicht besser bethätigen zu können, als durch erhöhete Sorgfalt, dasselbe durch zweckmäßige Verbesserungen und Erweiterungen seiner Bestimmung immer näher zu führen. Und so darf er wohl hoffen, daß diese Auflage manche Vorzüge vor den früheren erhalten hat.

Münster, im Oktober 1841.

Vorrede zur vierten Auflage.

Auch bei dieser Auflage hat es sich der Verfasser zu einer angenehmen Pflicht gemacht, das Werk einer erneuerten sorgfältigen Prüfung sowohl nach Form als Inhalt zu unterziehen und auf die

Vervollkommnung desselben nach beiden Richtungen hin die möglichste Sorgfalt zu verwenden. Und so dürfte auch diese Auflage manche nicht unwesentliche Verbesserungen erhalten haben.

Münster, im Dezember 1843.

Vorrede zur fünften Auflage.

Durch die erneuerte sorgfältige Revision dieses Werkes dürfte die Brauchbarkeit desselben besonders in öffentlichen Schulen nicht wenig erhöht worden sein.

Münster, im Juli 1846.

Vorrede zur sechsten Auflage.

Wie alle früheren Auflagen, so wird auch diese wieder einen Beweis liefern können von dem fortgesetzten Streben nach immer größerer Vervollkommnung dieses Werkes.

Münster, im November 1847.

Vorrede zur siebenten Auflage.

Wenngleich bei dieser Auflage im Ganzen nur wenig geändert worden ist, so wird doch im Einzelnen die verbessernde Hand überall sichtbar sein.

Münster, im August 1849.

Vorrede zur achten Auflage.

Für die so überaus freundliche Aufnahme dieses Werkes, das in einer so kurzen Reihe von Jahren sich über die Schulen von ganz Deutschland verbreitet hat, glaubt der Verfasser seinen schul-

digen Dank dadurch am besten bethätigen zu können, daß ihm die Vervollkommnung desselben sowohl nach Inhalt als auch Darstellung fortwährend die angelegentlichste Sorge bleibt. Auch hiervon wird, wie jede frühere Auflage, so auch insbesondere diese einen neuen Beleg liefern können.

Münster, im Januar 1850.

Vorrede zur neunten Auflage.

Eine wie angelegentliche Sorge dem Verfasser die fortgesetzte Verbesserung bleibt, davon wird auch diese Auflage wieder einen neuen Beweis liefern können.

Münster, im März 1851.

Vorrede zur zehnten Auflage.

Bei dieser Auflage ist mein Streben vorzüglich dahin gegangen, das Werk selbst in noch engere Verbindung zu bringen mit meiner Weltgeschichte in drei Bänden, damit beide Werke im Gebrauche auf Schulen sich gegenseitig immer mehr unterstützen.

Münster, im Oktober 1852.

Vorrede zur elften Auflage.

Auch diese Auflage ist auf das sorgfältigste durchgesehen und mit manchen Verbesserungen ausgestattet worden.

Münster, im Oktober 1853.

Vorrede zur zwölften Auflage.

Gleiche Sorgfalt ist der Revision dieser Auflage gewidmet worden.

Münster, im Dezember 1854.

Vorrede zur dreizehnten Auflage.

Wie bei allen früheren, so ist auch bei der Revision dieser Auflage zunächst der Standpunkt der Schule sorgfältig im Auge behalten, und demnach manche in Bezug auf Inhalt sowohl als auch Darstellung als zweckmäßig erscheinende Verbesserung eingestreut worden. Insbesondere war das Streben dahin gerichtet, dem Stoffe für den Unterricht eine noch präcisere, übersichtlichere Fassung zu geben und dadurch die Aufnahme in's Gedächtniß zu erleichtern.

Münster, im Februar 1856.

Vorrede zur vierzehnten Auflage.

Mehr noch, als bei den früheren Auflagen, ist bei dieser der Standpunkt der Schule sorgfältig im Auge behalten, und demnach Manches kürzer und bündiger gefaßt, Manches ganz fortgelassen, was gerade in den Kreis der Schule, für welche dieses Werk zunächst bestimmt ist, weniger zu gehören scheint. Zu dem Letzteren rechne ich besonders die Begebenheiten nach dem Jahre 1815, die auch schon in den früheren Auflagen nur theilweise und nur wenig über diese Grenze hinaus übersichtlich angereihet wurden. Ferner ist in Rücksicht auf das nunmehr als sicher sich herausstellende Resultat der neueren Geschichtsforschung eine und andere Angabe berichtiget worden. Bei den mannigfaltigen Verbesserungen, durch welche diese Auflage einen nicht unbedeutenden Vorzug vor allen früheren gewonnen haben wird, fand der Verfasser einen besonderen Anhaltspunkt an den vortrefflichen Bemerkungen, die ihm durch die besondere Güte ausgezeichneter Männer vom Fache zugegangen sind; und mit dem Danke hiefür kann er nur den Wunsch verbinden, daß dieses Werk zum Frommen der Jugend auch für die Folge sich freundlicher Mittheilungen aus dem Bereiche schätzbarer Erfahrungen zu erfreuen haben möge.

Münster, im Januar 1857.

Vorrede zur fünfzehnten Auflage.

Auch diese Auflage hat den freundlichen Mittheilungen ausgezeichneter Männer vom Fache viele höchst schätzenswerthe Verbesserungen zu verdanken, durch welche dieses Werk für den Schulunterricht nicht wenig gewonnen haben wird.

Münster, im September 1858.

Vorrede zur sechzehnten Auflage.

Auf demselben Wege sind dem Verfasser auch für diese Auflage höchst schätzenswerthe Bemerkungen zugegangen, die er in dankbarer Anerkennung auf das sorgfältigste benutzt hat zur Vervollkommnung dieses Werkes.

Münster, im Dezember 1859.

Vorrede zur siebenzehnten Auflage.

Auch diese Auflage ist mit vielfachen Verbesserungen ausgestattet worden.

Münster, im März 1861.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichniß.

Erster Theil.

Die Geschichte des Alterthumes, von Erschaffung der Welt bis Untergang des weströmischen Reiches.

(Von ungefähr 4000 vor Chr. bis 476 nach Chr.)

Seite

Seite

Zweiter Theil.

Die Geschichte des Mittelalters, vom Untergange des weströmischen Reiches bis zur Entdeckung von Amerika.

(Von 476 n. Chr. bis 1492.)

Seite

Dritter Theil.

Die Geschichte der neueren Zeit, von der Entdeckung Amerikas bis zur französischen Revolution.

(Von 1492 bis 1789.)

Vierter Theil.

Die Geschichte der neuesten Zeit, von der französischen Revolution bis zum Congreß zu Wien.

(Von 1789 bis 1815.)

Erster Theil.

Die Geschichte des Alterthums

von

Erschaffung der Welt bis Untergang des weströmischen Reiches.

(Von ungefähr 4000 vor Chr. bis 476 nach Chr.)

Erster Abschnitt.

Erschaffung der Welt und des Menschen. — Sündenfall der ersten Menschen und dessen Folgen. — Allmälige Ausbreitung der Menschen, ihre Lebensweise und ersten Erfindungen. -- Jagd, Viehzucht, Ackerbau. — Das entartete Menschengeschlecht geht, bis auf die Familie des frommen Noe, in der Sündfluth wieder unter. — Allmälige Vermehrung der Menschen und ihre Trennung nach dem Thurmbau zu Babel. — Entstehung der ersten Staaten.

Tiefes Dunkel schwebt über die Urgeschichte der Menschheit. Nur die Bibel gibt uns näheren Aufschluß über die Entstehung der Welt und des Menschen, über dessen erste Schicksale, über die Verbreitung der Volkstämme, über ihre Lebensart und Sitten. Nach dieser heiligen Urkunde, mit welcher die Sagen der alten Völker mehr oder weniger übereinstimmen, schuf Gott das Weltall bloß durch sein Wort: „Es werde!" in sechs Tagen. Am letzten Tage schuf er den Menschen nach seinem Ebenbilde und machte ihn zum Herrn über die ganze Schöpfung. Er nannte ihn Adam, d. i. Mann von Erde, und gab ihm eine Gehülfin, die Eva.

Dieses erste Menschenpaar setzte Gott in einen anmuthigen Garten, Paradies genannt. Wo dieser gelegen war, läßt sich nicht mehr bestimmen, indem die Sündfluth die Oberfläche der Erde

sehr verändert hat. In diesem Garten der Anmuth und des Segens führten die ersten Menschen ein überaus glückliches Leben. In heiterer Unschuld flossen ihre Tage selig dahin. Als sie aber, von dem bösen Geiste unter der Gestalt einer Schlange verführt, das Verbot des Herrn übertraten, ward dieser Ungehorsam für sie und ihre Nachkommen von den traurigsten Folgen. Aus dem Paradiese verstoßen, mußten sie im Schweiße des Angesichtes ihre Nahrung gewinnen, ihr Leib wurde sterblich, der Wille schwach und zum Bösen geneigt. Ein trauriges Beispiel der verdorbenen Natur mußten die unglücklichen Eltern schon an ihren ersten Kindern erleben; Kain erschlug aus Neid seinen Bruder Abel.

So lange Adam und Eva mit ihren ersten Kindern noch allein lebten, fanden sie wohl rings um sich her den nöthigen Unterhalt. Die Natur selbst befriedigte ihre geringen Bedürfnisse. Früchte waren ihre erste Nahrung; große Baumblätter, später auch die Felle der Thiere, ihre Kleidung; Baum und Höhle das nöthige Obdach. Immer weiter und weiter aber mußten die Menschen aus einander ziehen, je mehr ihre Zahl wuchs, und die Lebensmittel abnahmen. Weil aber die Natur nicht überall gleich ergiebig, und der Himmelstrich bald kälter, bald wärmer war; so entstand hiedurch allmälig eine große Veränderung wie in der Lebensart so auch in der Gestalt und Größe der Menschen. Jagd, Viehzucht und Ackerbau wurden seitdem die Hauptnahrungszweige.

Die Jagd. — Durch die immer weitere Wanderung kamen Manche in rauhe gebirgige Gegenden. Ungeheure Waldungen bedeckten noch den Boden und bargen in ihrem Dickicht eine Menge großer und kleiner Thiere. Die Noth machte den Menschen kühn. Er bewaffnete seine Hand zunächst mit einem tüchtigen Baumstamme, trat in den Wald und wurde Jäger. Das Fleisch der erschlagenen Thiere war seine Speise, das warme Blut derselben sein köstlichstes Getränk, das abgezogene Fell seine Kleidung. Noch andere führte die Wanderung an Meere und Flüsse, wo Fischfang den Hunger stillen lehrte.

Ein so unstätes, wildes Leben aber läßt den Menschen roh und erstickt alle edleren Triebe des Herzens. Das stille häusliche

Familienglück bleibt ihm fremd; der Jammer und das Elend seiner Mitmenschen rühren nicht sein Herz, weil er durch das stete Morden lebendig fühlender Wesen und durch den Anblick ihrer schmerzhaften Todeszuckungen gegen alles Mitleid abgestumpft wird. Eine völlige Verwilderung, wie wir sie noch jetzt in manchen Gegenden der übrigen Erdtheile finden, ist die nothwendige Folge einer solchen Lebensart.

Die Viehzucht. — Unter den mancherlei Thieren, von denen sich die Menschen umgeben sahen, bemerkten sie mehrere, die nicht so scheu, wie die übrigen, in die Wälder zurückflohen, sondern sich leicht an sie gewöhnten. So das wollige Schaf, die milchreiche Ziege und Kuh, welche friedlich neben ihnen weideten. Diese Bemerkung ward die erste Ursache, für ihre Erhaltung und Fortpflanzung Sorge zu tragen. Man fand ihre Milch nahrhaft, nicht minder ihr Fleisch, ihr Fell konnte zur Bedeckung dienen. Die Thiere selbst nannte man gewöhnlich nach der Stimme, die jedes von sich hören ließ, oder doch nach einer andern auffallenden Eigenthümlichkeit, wie dieses noch jetzt von Kindern geschieht. Denn der Mensch auf der niedrigsten Stufe der Bildung steht dem Kinde am nächsten.

Die Hirten müssen oft die Weideplätze wechseln und so ein wanderndes Leben führen. Man nennt sie deshalb mit einem griechischen Ausdrucke Nomäden. Das anmuthigste Bild des Nomadenlebens stellt uns die Bibel nach der Sündfluth an der Patriarchenfamilie auf. In dieser Lebensweise konnte wohl manche schöne Erfindung gemacht werden. So leitete die Bemerkung, daß kranke Thiere sich andere Kräuter suchten und hievon genasen, auf die ersten Spuren der Heilkunde. Im Ganzen jedoch wirkt diese Lebensart nicht vortheilhaft auf den Menschen. Das träge, einförmige, von aller geselligen Verbindung gesonderte Leben läßt Geist und Körper gar zu leicht in Unwissenheit und Rohheit versinken. Hat der Hirt seine Heerde gut geweidet, so ist auch er versorgt. Noth also kann hier nicht leicht zu Erfindungen führen. Außerdem wird die Wahl der Weideplätze nicht selten Veranlassung zu Zank und Streit, wie wir dieses selbst bei den Hirten des Abraham und Lot finden.

Desungeachtet stand auch die Viehzucht im Alterthume in hohem Ansehen. Selbst Könige, z. B. David, beschäftigten sich mit derselben.

Der Ackerbau. — Dieser ward schon von Kain betrieben. Die Natur selbst wies hiezu den Weg an, indem jede Pflanze, jeder Baum durch ausgefallene Körner oder abgeworfene und in die Erde gesenkte Zweige sich selbst fortpflanzt. Er führte zuerst zu festen Wohnsitzen. Dort, wo einer den Samen ausgestreuet hatte, wollte er natürlich auch die Ernte abwarten; dazu forderte der Acker seine fortgesetzte Pflege. Er schlug sich deshalb bei demselben eine Hütte auf. Diese war anfänglich sehr einfach. Sie bestand aus eingerammten Stäben, welche mit Zweigen dicht durchflochten, mit Thierhäuten bedeckt waren. Wie er den Boden liebt, der ihn ernährt, so auch die Hütte, die ihn aufnimmt. Er mag sich von Beiden nicht trennen; schöne Erinnerungen an wichtige Lebensereignisse sind daran geknüpft. Mehrere solche Hütten zusammen, die nach und nach fester und geräumiger wurden und so den Uebergang zu den Häusern machten, bildeten das erste Dorf, das sich mit der Zeit zu einer kleinen Stadt erweiterte. Die Bibel gibt Henoch als die älteste Stadt an; Kain hatte sie erbaut und nach seinem Sohne benannt. Der Anbau mehrerer Menschen in derselben Gegend führte auch zu den ersten Begriffen des Rechts über das Mein und Dein. Ursprünglich war die ganze Erde Gemeingut. Dasjenige Grundstück aber, welches Jeder für sich insbesondere bearbeitete und pflegte, betrachtete er auch als sein Eigenthum und bezeichnete dieses durch einen umgezogenen Zaun oder Graben. Die Niederlassung mehrerer Menschen von den verschiedensten Anlagen in derselben Gegend gewährte gegenseitige Aufmunterung und Hülfe bei der Arbeit. Zufall oder Noth brachte eine Erfindung nach der andern zum Vorschein und erhöhte so den Reiz des geselligen Lebens. Besonders groß und rasch war der Fortschritt auf dem Wege der Erfindungen, seitdem man das Feuer kannte. Der zündende Blitz oder das zufällige Reiben zweier Hölzer an einander konnte dasselbe kennen lehren. Wegen seines vielseitigen Nutzens wurde es im Alterthume von einzelnen Völkern abgöttisch verehrt. Schon vor der Sündfluth

konnte man dasselbe. Die Bibel führt Tubalkain als den ersten Schmied an; ein Beweis, daß man es schon zur Bearbeitung der Metalle zu gebrauchen wußte.

Aber auch zur Erkenntniß und Verehrung Gottes trug wesentlich der Ackerbau bei. Denn indem er nach und nach das Uebergewicht über die rohe Beschäftigung mit der Jagd gewann und die Menschen zu bleibenden Wohnsitzen führte, begründete er zugleich das Familienwesen, durch welches die Liebe zu Gott befestigt und in frommer Erziehung weiter verbreitet werden konnte. Er ließ den Landmann in Gott den Geber alles Guten erkennen, in dessen Namen er das Feld bebaute, und dem er mit dankbarem Herzen die Erstlinge seiner Früchte zum Opfer brachte.

Wegen der vielen segensreichen Wirkungen stand der Ackerbau im ganzen Alterthume im höchsten Ansehen. Die ersten Staatsmänner rechneten es sich zur Ehre, selbst hinter dem Pfluge zu gehen.

Das Leben der Menschen in der ältesten Zeit war im Ganzen noch höchst einfach und der Natur angemessen; darum erreichte auch ihr Alter eine ungewöhnliche Höhe. Die Bibel gibt hievon staunenswerthe Beispiele an. Ein so hohes, an Erfahrungen reiches Alter führet aber von selbst zur Einsicht und Klugheit.

Die Sündfluth (2328 vor Christus). — Die Menschen waren zwar weit einsichtiger und klüger, aber nicht besser und frömmer geworden. Darum vertilgte sie Gott, bis auf eine fromme Familie, die des Noe oder Noah, durch eine große Ueberschwemmung vom Angesichte der Erde. So wurde Noe der zweite Stammvater des Menschengeschlechtes, das sich durch seine Söhne, Sem, Cham (oder Ham) und Japhet wieder fortpflanzte.

Der Thurmbau zu Babel. — Bald war die Zahl der Menschen wieder so groß, daß sie unmöglich auf dem engen Raume, den die Familie des Noe bisher bewohnt hatte, bleiben konnten; sie mußten weiter auseinander ziehen. Bevor sie sich aber trennten, wollten sie zum ewigen Andenken einen Thurm erbauen, dessen Spitze bis an den Himmel reiche. Allein Gott vereitelte

ihr stolzes Unternehmen durch Verwirrung der Sprache, so daß sie sich nicht mehr verstanden. Diejenigen, welche dieselbe Sprache redeten, hielten sich zusammen und zogen nach derselben Richtung aus. So wurde nach und nach die ganze Erde angebaut und bevölkert. In ihren neuen Wohnsitzen beschäftigten sich einige wieder mit der Jagd, andere mit der Viehzucht, wieder andere mit dem Ackerbau, je nachdem der Boden mehr für das eine oder andere sich eignete, oder besondere Neigung Jeden bestimmte.

Entstehung der ersten Staaten. — Der Ackerbau führt, wie wir früher gesehen haben, zu festen Wohnsitzen, zu immer größeren gemeinschaftlichen Verbindungen unter einander. Für den Fortbestand und das Gedeihen solcher Verbindungen ist es aber auch durchaus nöthig, daß in denselben Rechte, Eigenthum und persönliche Sicherheit geschützt, daß Pflichten vorgeschrieben und überwacht werden. Es muß eine Gewalt vorhanden sein, welche die Ordnung handhabt. Der Staat ist es, welcher diese von Gott geheißene Ordnung zu erhalten bestimmt ist. Die Grundlage des Staatslebens ist das Familienleben. In der Familie ist der Hausvater das Oberhaupt. Durch Sitte, durch Ansehen, durch Liebe leitet und regiert er dieselbe. Was so die Familie im Kleinen ist, das ist der Staat im Großen. An der Spitze vieler Familien steht hier ein gemeinschaftliches Oberhaupt als Vater mit denselben Rechten und Pflichten. — In der ältesten Zeit waren die Staaten noch sehr klein. Fast jede Stadt bildete einen besonderen Staat, dessen Vorsteher bald Richter, bald König hieß. Die Liebe und Verehrung, die Jeder seinem Könige widmete, erstreckte sich auch über die Familie desselben. Der erstgeborene Sohn war der natürliche Erbe der väterlichen Gewalt. Er war sein Nachfolger in der Regierung. Durch diese Erblichkeit der Nachfolge war von selbst allen Streitigkeiten vorgebeugt, die beim Tode des Königs von anderen Mächtigen um die Erlangung der höchsten Würde erhoben werden konnten. Und damit der König sich ausschließlich dem wichtigen Geschäfte der Regierung widmen könne, überhob ihn das Volk jeder anderen häuslichen Sorge und brachte reiche Geschenke dar. Aus solchen freiwilligen Beiträgen entstanden mit der Zeit bestimmte festgeordnete Abgaben, die noch jetzt

jedes Volk für seine Ruhe und Wohlfahrt seinem Fürsten entrichtet. Die ersten so entstandenen kleinen Königreiche wurden allmälig größer. Theils lockte die Sicherheit, die sie gewährten, immer neue Anbauer herbei, theils wurden auch durch Eroberungen die Grenzen erweitert. Der erweiterte Umfang des Reiches aber machte es auch nöthig, daß der König sich nach Gehülfen umsah und Männern, die wegen ihrer Einsicht, Rechtschaffenheit und Tugend das Zutrauen ihrer Mitbürger besaßen, die Regierung dort anvertraute, wo er selbst nicht zugegen sein konnte. Sie waren seine Räthe, sie seine Statthalter. In ihnen ehrte das Volk seinen König selbst. So bildeten sich allmälig geordnete Staaten, die durch äußeren Umfang und innere Festigkeit zu einer herrlichen Blüthe sich entfalteten.

Zweiter Abschnitt.

Die Patriarchenfamilie, Abraham, Isaak und Jakob. — Die Kinder Israels kommen durch Joseph nach Aegypten. — Beschreibung dieses Landes und seiner Merkwürdigkeiten. — Moses führt die Israeliten aus Aegypten, sein Nachfolger Josue nach Palästina, wo sie zuerst von Richtern, dann von Königen regiert werden, bis durch Spaltungen im Innern und Kriege nach Außen die Freiheit und Selbständigkeit des Volkes untergehen.

Die Menschen würden immer glücklicher geworden sein, hätten sie nur nicht Gott und ihre höhere Bestimmung wieder vergessen. Der reine Glaube an einen wahren Gott verlor sich immer mehr. Hier war der Einfluß, welchen Sonne, Mond und Sterne auf unsere Erde haben, Veranlassung, daß man sie als Götter verehrte. Auch wurden wohl einzelne Thiere abgöttisch verehrt, besonders sehr nützliche, aber auch sehr schädliche Thiere, jene aus Dankbarkeit, diese aus Furcht. Ja, Einige beteten sogar Götter an, die sie sich selbst aus Holz gezimmert, aus Erde geknetet hatten. Da erwählte Gott aus Erbarmen gegen das Menschengeschlecht einen frommen Mann mit Namen Abraham und machte ihn zum Stammvater eines Volkes, in welchem der reine Glaube nicht nur erhalten, sondern auch weiter verbreitet werden sollte. Um das Jahr 2000 v. Chr. verließ dieser auf Befehl Gottes seine Vaterstadt Ur in Chaldäa und zog in das Land Kanaan.

Deshalb wurden hier seine Nachkommen Hebräer, d. i. Fremdlinge genannt. Den Namen Israeliten führten sie von Jakob, der auch Israel, d. i. der Starke genannt wurde. Die Geschichte dieser Patriarchenfamilie ist aus der Bibel hinlänglich bekannt. Sie zog mit ihren Heerden in den Thälern des Flusses Jordan umher, bis Jakob auf Einladung seines Sohnes Joseph, der früher von seinen Brüdern verkauft, aber nachher wunderbar erhöhet war, um das Jahr 1800 mit seiner ganzen Familie nach Aegypten zog. Hier wurde ihm das zur Viehzucht geeignete Land Gessen oder Gosen angewiesen.

Aegypten und seine Merkwürdigkeiten.

Aegypten verdient nicht nur wegen seiner natürlichen Beschaffenheit, sondern auch wegen der sonderbaren Sitten und Gebräuche seiner Einwohner die größte Aufmerksamkeit. Es liegt im nordöstlichen Theile von Afrika. Im Norden ist es begrenzt vom mittelländischen Meere, im Osten von dem steinigen Arabien und dem rothen Meere, im Süden von Aethiopien, im Westen von Libyen. Das Land bildet eine große, ungefähr 120 Meilen lange und 3 höchstens 4 Meilen breite Thalebene, durch welche der Nil fließt. Dieser Fluß kommt aus unbekannter Ferne aus Süden, tritt bei Syene in Aegypten, durchzieht das Land in seiner ganzen Länge und ergießt sich in zwei Hauptarmen in's mittelländische Meer. Der Nil ist der größte Wohlthäter dieses Landes. In dem engen rechts und links von öden Wüsten und Bergen eingeschlossenen Thale ernährt er an seinen beiden Ufern eine große Bevölkerung ganz allein und ernährt sie reichlich. Ohne diesen Fluß würde Aegypten selbst eine Wüste sein; denn der Regen ist hier eine große Seltenheit. Der Nil aber befruchtet es durch jährliche Ueberschwemmungen. Sobald nämlich in der heißen Zone, in welcher die Nilquellen sind, die Regenzeit beginnt, fängt er an zu steigen. Im August tritt er jährlich aus seinen Ufern und überschwemmt das ganze Land. Bis zum October gleicht dann Aegypten einem großen See, aus welchem die Städte wie Inseln hervorragen, und auf welchem die Menschen in Schiffen und Boten umherschwimmen. Freude herrscht dann im ganzen Lande. Denn wo er gestanden hat, läßt er einen fetten Schlamm zurück, und der

Samen, welcher in den so bewässerten und gedüngten Boden ausgestreuet wird, lohnt hier reichhaltiger, als in andern Ländern bei dem sorgsamsten Ackerbau. Deshalb waren auch die beiderseitigen Ufer der Länge nach mit Städten und Dörfern wie übersäet.

Nach dem Laufe des Flusses theilt man das Land in Ober-, Mittel- und Unterägypten. Letztes wurde durch die Schlammablagerung des Nil an seiner Mündung gebildet, und das ganze herrliche Fruchtgebiet zwischen den beiden Hauptnilarmen bekam den Namen Delta wegen seiner Aehnlichkeit mit dem griechischen Buchstaben Delta (Δ). On oder Heliopŏlis war die Hauptstadt; ferner lagen hier die Städte Saïs, Bubāstus und Pelusium; später wurden hier auch angelegt Naukrătis und Alexandrīa. Mittel- und Unterägypten sind auf beiden Seiten von unfruchtbaren Wüsten und Gebirgen begrenzt. Die Hauptstadt Mittelägyptens und später des ganzen Landes war Memphis, Oberägyptens Thēben, eine Riesenstadt mit hundert Thoren.

Papyrus-Staude. — Unter den verschiedenen Pflanzen verdient besonders die Papyrus-Staude genannt zu werden, aus deren zarten Fasern das Schreibpapier verfertigt wurde. Dieses Papier wurde jedoch in alten Zeiten nicht von allen Völkern gebraucht. Die Griechen schrieben auf die Blätter der Biblosstaude; deshalb heißt auch in ihrer Sprache Biblos Buch, und hievon haben wir noch die Namen Bibel, Bibliothek &c. Das Schreiben geschah vermittelst eines Griffels, den die Griechen Stylos, die Römer Stilus nannten, und hievon haben wir den Ausdruck Stil, d. i. Darstellungsweise der Gedanken. Auch das Pergament war sehr verbreitet, welches von der Stadt Pergămos in Kleinasien, wo es bereitet wurde, seinen Namen hat. Das Papier, welches jetzt allgemein im Gebrauche ist, wird aus zusammengestoßener und in Brei verwandelter Leinwand bereitet und ist vor ungefähr sechshundert Jahren erfunden worden.

Hieroglyphenschrift. — Die Aegyptier hatten zwar, wie wir, eine Buchstabenschrift, für deren Erfinder der Phönizier Taut, der um das Jahr 2000 v. Chr. lebte, ausgegeben wird; allein auf ihren öffentlichen Denkmälern finden sich nur Hieroglyphen.

Diese waren Abbildungen gewisser Gegenstände der Natur und Kunst, entweder durch Zeichnen mit Farben oder Einhauen in Steine. Die abgebildeten Gegenstände bezeichneten außer der natürlichen Bedeutung der Bilder auch noch einen aus der Aehnlichkeit des Zeichens mit dem Bezeichneten hervorgehenden Begriff, z. B. der Löwe Stärke, das Auge Wachsamkeit. Das Verständniß dieser Bilderschrift war ein erbliches Eigenthum der Priester und ging allmälig verloren. Erst in neuerer Zeit ist es unseren Gelehrten gelungen, die Hieroglyphenschrift theilweise zu entziffern.

Werke der Baukunst. — Kein Volk hat der Nachwelt so riesenhafte Denkmäler seiner Baukunst hinterlassen, als die Aegyptier. Unter ihren Werken verdienen außer den vielen herrlichen Tempeln genannt zu werden:

1. Die Katakomben oder Gräber. — Diese sind angelegt in der libyschen Bergkette, besonders bei Thēben, mit einer Menge langer in vielfachen Windungen sich hinziehender Gänge, die zu Gemächern, Seitenkammern, Hallen und Treppen führen. Die Wände dieser Ruhestätten der Todten sind reich verziert mit Hieroglyphen und mit eingehauenen und bemalten Bildern, die sich größtentheils auf das Leben nach dem Tode beziehen. Diese Bilder haben sich so frisch erhalten, als wäre die Arbeit eben vollendet.

2. Die Obelisken. — Diese sind viereckige, in eine Spitze auslaufende Säulen, meistens aus röthlichem Granit gearbeitet. Sie haben eine Höhe von 50 bis 108 Fuß und sind unter 5 bis 25 Fuß in's Gevierte breit. Sie bestehen aus einem einzigen Steine und führen auf ihren Seitenflächen hieroglyphische Bilder. Sie wurden vor Tempeln, Palästen und Gärten aufgestellt, vorzüglich als Denkmale merkwürdiger Begebenheiten. Mehrere wurden schon von den alten Römern mit unsäglicher Mühe außer Landes gebracht und in römischen Hauptstädten aufgestellt. So besitzt Rom noch jetzt, außer mehreren stark zertrümmerten, zwölf ziemlich gut erhaltene Obelisken, unter denen der Lateranensische der höchste ist. Im Jahre 1834 wurde auch einer nach Paris gebracht.

3. Die Pyramiden. — Diese sind noch bewunderungswürdiger, als die Obelisken. Im Alterthume wurden sie zu den Wundern der Welt gezählt. Sie stehen in Mitteläygpten, an der Westseite des Nil, in fünf Gruppen gesondert. Es sind ihrer im Ganzen vierzig. Diese sind große, viereckige Gebäude, die von einer breiten Grundfläche in schiefer Richtung allmälig in eine etwas abgestumpfte Spitze auslaufen. Sie bestehen meistens aus großen Kalksteinen und enthalten im Innern viele Gänge und Kammern. Die größte ist die Pyramide des Chéops bei Memphis. Sie war ehmals 480 Fuß hoch, jetzt mißt sie noch 450. Diese Riesenmassen dienten zu Begräbnißplätzen der Könige. Denn kein Volk verwendete mehr Zeit und Fleiß auf seine Gräber, als die Aegyptier. Diese hatten nämlich den irrigen Glauben, daß die Fortdauer der Seele nach dem Tode von der Erhaltung des Leichnams abhange. War dieser nicht erhalten, so konnte der Verstorbene — glaubte man — nicht in das selige Reich der Todten eingehen. Daher sorgten sie so sehr für die Erhaltung der Leichname. Jeder bauete die Grabmale seiner Angehörigen, ja sein eigenes Grab im Voraus so fest als möglich und schmückte es, so gut er es vermochte. So hoch nun die Könige im Leben über ihren Mitmenschen standen, so hoch wollten sie auch nach dem Tode in einer großen und weithin sichtbaren Wohnung hervorragen; daher thürmten sie jene Denkmale auf. Und um die Verwesung abzuwehren, wurde der Leichnam einbalsamirt. Aeußerlich überzogen sie dieselben mit einer härtenden, aber durchsichtigen Materie. Solche einbalsamirte Leichname nennt man Mumien, von dem dazu gebrauchten persischen Erdharze Mum. Tausende haben sich bis auf den heutigen Tag erhalten. Die Haut ist ganz schwarz und so von dem Gummi und Erzharze durchdrungen, daß sie steinhart ist. Diese Mumien wurden in den Katakomben oder Grabkammern niedergesetzt, die jede ägyptische Stadt in den westlich vom Nil liegenden Felsgebirgen besaß. Ob aber Jemand der feierlichen Einbalsamirung und Bestattung würdig sei, darüber entschied ein sogenanntes Todtengericht. Dieses bestand aus vierzig Richtern, die zuvor den Lebenswandel des Verstorbenen untersuchen und darnach entscheiden mußten. Selbst die Könige waren einem solchen Gerichte unterworfen, und für

manchen war dies gewiß ein großer Antrieb zu einer guten Regierung.

4. Das Labyrinth. — Bei weitem nicht so alt, aber eben so berühmt war das Labyrinth. Dieses war ein großes Gebäude in Mittelägypten und bestand aus zwölf Palästen. Das ganze enthielt dreitausend Zimmer, fünfzehnhundert über der Erde und, wie man sagt, eben so viele unter derselben. Jetzt liegt es in Trümmern.

Kasteneintheilung. — Frühzeitig fügte sich das Leben der Aegyptier in eine feste Ordnung. Wir finden das Volk in bestimmte Stände oder Kreise geschieden, welche die von ihren Voreltern überkommene Lebensweise und Beschäftigungen erblich fortpflanzte. War z. B. der Vater Priester, Ackerbauer oder Hirt, so mußte auch der Sohn wieder in diesen Stand treten. Der bevorrechtete Stand der Priester hielt strenge hierauf. Es gab sieben erbliche Stände, Kasten genannt. Die erste und wichtigste war die Priesterkaste; sie war über ganz Aegypten verbreitet. Die Priester waren die Erzieher und Räthe des Königs, sie waren die Richter, Aerzte, kurz die Gelehrten des Landes. Dieser Kaste zunächst stand die der Soldaten, aus denen auch die Könige, die man hier Pharaonen, d. i. Erhabene, nannte, gewählt wurden. Die Soldaten bildeten aber nicht ein stehendes Heer von Söldlingen, sondern sie waren freie Bürger mit Grundeigenthum. Die dritte Kaste machten die Gewerbetreibenden aus. Die vierte war die der Ackerbauer, die fünfte die der Schiffer, die sechste, welche erst später entstand, die der Dolmetscher. Die siebente und unterste war die der Hirten, unter denen die Schweinehirten die verachtetsten waren. Frühere Einfälle nomadischer Fürsten aus Arabien, Hyksos d. i. Hirtenkönige genannt, welche das Land Jahrhunderte lang beherrschten, mögen den Haß gegen das Hirtenleben erzeugt haben.

Religion, besonders der Thierdienst. — Die Aegyptier verehrten Gott vorzüglich in seinen erschaffenen Werken. Besonders verehrt wurde Osiris als Sonnengott und Isis als Mondgöttin. Bei keinem Volke des Alterthums hat die Verehrung der

Thiere eine solche Ausdehnung erlangt, als bei den Aegyptiern. Da gab es fast kein Thier, welches sie nicht anbeteten, wenn es sich durch Nützlichkeit oder Schädlichkeit auszeichnete. Die nützlichen verehrten sie aus Dankbarkeit, die schädlichen aus Furcht und baten sie um Abwendung des Unglückes. Einzelne Exemplare derselben wurden in Tempeln auf das sorgfältigste gepflegt und nach dem Tode einbalsamirt. Sie verehrten den Ochs, welcher ihnen treu bei dem Ackerbaue half, den storchartigen Vogel Ibis, der die Schlangen im Nilschlamme verzehrte, das Krokodil, die Katze und mehrere andere. Doch war es nicht selten, daß man in einer Stadt Thiere als Götter verehrte, die man in einer andern ohne Bedenken abschlachtete und verzehrte. Die größte Verehrung von allen Thieren genoß ein heiliger Stier, Apis genannt, in Memphis, der Hauptstadt des alten Reiches. Der Stier mußte am ganzen Leibe schwarz sein, auf der Stirn aber einen weißen Fleck haben; dann war der Gott ächt. Er hatte seinen Tempel in jener Königstadt. Priester bedienten ihn und reichten ihm kniebeugend die ausgesuchtesten Speisen. Sein Tod setzte das Land in die tiefste Trauer. Diese währte, bis ein neuer Apis gefunden war. In ihn, glaubte man, wäre die Seele des Verstorbenen hinübergewandert und lebte in ihm wieder fort. Das ganze Land war dann voll Jubel.

Geschichte des Landes. — Die Aegyptier führten ein sehr abgesondertes Leben und blieben lange Zeit hindurch fast ohne alle Verbindung mit anderen Völkern. Darum haben wir auch aus der ältesten Zeit nur sehr dürftige Nachrichten über sie. Der älteste Staat, dessen die Geschichte gedenkt, entstand am Eingange des Delta. Sein Mittelpunkt war die Stadt Memphis. Als Gründer derselben gilt der König Menes. Dieser und seine Nachfolger werden auch für die Erbauer der größten und schönsten Pyramiden ausgegeben. Neben dem Reiche von Memphis bildete sich in Oberägypten ein Staat, der seinen Mittelpunkt in Thēben hatte. Um das Jahr 2100 v. Chr. fielen von Nordosten her, zum Theil aus Arabien, Hirtenkönige, Hyksos genannt, in Aegypten ein und eroberten den größten Theil desselben. Jahrhunderte hindurch herrschten sie hier. Mit ihrer endlichen Ver-

treibung um das Jahr 1650 beginnt die Glanzperiode Aegyptens. Als der ausgezeichnetste König erscheint um 1500 Sesōstris, an dessen gefeierten Namen sich alles Große knüpft. Von seinen Nachfolgern wissen wir wieder nur äußerst wenig. Erst mit Psammetich (671—617) wird es etwas heller in der Geschichte. Damals regierten zwölf Fürsten, von denen jeder einen Theil von Aegypten beherrschte. Sie verbanden sich durch Heirathen und schlossen einen Bund mit einander, kraft dessen keiner den andern stürzen oder durch Vermehrung des Besitzthumes überbieten durfte. Es war nämlich eine alte Weissagung vorhanden, daß der, welcher im Tempel in einem ehernen Becher opfern würde, ganz Aegypten beherrschen sollte. Deshalb opferten sie immer gemeinschaftlich. Einst bei einem Feste waren wieder alle zwölf im Tempel versammelt und brachten ein Trankopfer. Der Opferpriester reichte hierzu die goldenen Schalen, aber aus Versehen nur elf Schalen. Als nun der Priester einem Könige nach dem andern Wein in seine Schale goß und an Psammetich kam, der als der letzte in der Reihe stand und keine Schale hatte, so griff dieser in der Verlegenheit nach seinem ehernen Helme und hielt diesen hin. Da gedachten die anderen der Weissagung und sahen in dem Helme die verhängnißvolle eherne Schale. Sie vertrieben ihn deshalb in die Sumpfgegenden Unterägyptens. Hier sann er auf Rache. Priester weissagten ihm: eherne Männer, die aus dem Meere stiegen, würden ihn retten. Diese Weissagung ging auch in Erfüllung. Es kamen griechische in Erz gepanzerte Seeräuber herüber, und mit ihrer Hülfe stürzte er die übrigen und machte sich zum Alleinherrscher. Von nun an entstand ein lebhafter Verkehr mit dem Auslande, besonders mit Griechenland. Zum Behufe dieses Verkehrs wurde sogar eine neue Kaste errichtet, die der Dolmetscher. Unter Psammetich und seinem Sohne Necho erreichte der Handel eine schnelle Blüthe, und Aegypten erhielt eine Seemacht, die ihm bisher gefehlt hatte. Zur Erbauung und Erhaltung seiner Flotte beabsichtigte Letzterer sogar die Eroberung des nahe gelegenen Phöniziens. Hiedurch ward er aber auch in die Kriege verwickelt, welche damals in Kleinasien geführt wurden. Er verlor im Jahre 604 v. Chr. die Schlacht bei Karkemisch oder Circesium in Mesopotamien (d. i. Mittel-

stromland, weil es zwischen den beiden Strömen Euphrat und Tigris liegt) gegen Nebukadnēzar (Nabuchodonosor), den kriegerischen König von Babylon, und mit ihr gingen alle seine Eroberungen in Asien wieder verloren. Achtzig Jahre später, um das Jahr 525 v. Chr., kam Aegypten schon unter die Herrschaft der Perser.

Fortsetzung der Geschichte der Israeliten.

Die Israeliten unter Moses und Josue (um 1500). — In diesem merkwürdigen Lande lebten jetzt die Kinder Israels. Aber der gute alte König, welcher den Joseph so erhoben hatte, war bereits gestorben; die folgenden Könige wollten nichts von Joseph wissen. Sie fürchteten die Menge fremden Volkes im Lande und verfolgten und drückten dasselbe; bis Moses, der von Gott auf eine wunderbare Weise gerettet und zum Befreier seines Volkes auserſehen war, es aus der ägyptischen Knechtschaft befreiete. Dieses geschah um das Jahr 1500 v. Chr., nach einem beinahe hundertjährigen Aufenthalte in Aegypten. Sie zogen durch das rothe Meer und auf Umwegen durch die Wüsten Arabiens in das gelobte Land. Auf diesem vierzigjährigen Zuge suchte Moses die so tief gesunkenen rohen Israeliten zu veredeln und zu einem wahrhaften Volke Gottes heranzubilden. Vorzüglich geschah dieses durch die zehn Gebote Gottes, welche ihnen von dem Berge Sinai herab unter Blitz und Donner verkündigt wurden, und durch viele weise Verordnungen, welche Gott durch Moses zur Begründung der Wohlfahrt und zur Erhaltung der Macht seines auserwählten Volkes gab. Als endlich das von Gott verheißene Land unter Josue (Josua) erreicht und erobert war, theilten es die zwölf Stämme unter sich. Ackerbau war die Grundlage ihres Gemeinwesens. Nur der Stamm Levi, welcher das Priester- und Lehramt verwaltete und unter die übrigen Stämme vertheilt war, blieb ohne Grundeigenthum und lebte vom Zehnten des Ertrages der Ländereien. Jeder Stamm bildete unter einem Patriarchen oder Stammoberhaupte eine besondere Gemeinde und war von den übrigen unabhängig. Nur durch die gemeinschaftliche Verehrung Jehova's waren die zwölf Stämme mit einander

verbunden. Als Stellvertreter Gottes galt der hohe Priester, welcher das Volk bei wichtigen Angelegenheiten zusammenrief und um seine Ansicht befragte.

Die Israeliten unter Richtern (1425—1095). — Wegen dieses Mangels an einer festen Verbindung unter einander und wegen des beständigen Wankens zwischen dem mosaischen Gesetze und den ausländischen Sitten begann nach Josue's Tode eine Reihe von Kämpfen unter den Stämmen selbst und mit den Nachbarstaaten. In dieser Zeit der Noth und Gefahr erhoben sich von Zeit zu Zeit herzhafte Männer, Richter genannt, die durch ihren Heldenmuth das Vaterland retteten und den gesunkenen Jehovadienst wieder herstellten. Die merkwürdigsten unter denselben waren Gedeon, Jephte, Samson (Simson) und Samuel, welcher letztere eine Prophetenschule stiftete, aus der nicht nur weise Berather des Staates, sondern auch hohe Sänger und Dichter hervorgingen.

Die Israeliten unter Königen (1095—975). — So weise und kräftig Samuel regiert hatte, so schlecht regierten seine Söhne, denen er im Alter sein Richteramt übertrug. Das Volk klagte laut und forderte mit Ungestüm eine Regierungsveränderung. Von nun an wollte es sein, wie die übrigen Völker und einen König haben. Samuel fügte sich endlich in den Willen des Volkes und salbte nach der Eingebung Gottes im Jahre 1095 v. Chr. Saul, den Sohn armer Eltern, aber den wohlgebildetsten Mann im Volke, zum Könige. Dieser führte mehrere glückliche Kriege, besonders gegen die Philistäer. Weil er aber dem Worte des Herrn nicht gehorchte und nach unumschränkter Herrschaft strebte, so salbte Samuel in Folge eines neuen Auftrages des Herrn heimlich den frommen David aus dem Stamme Juda zum Könige. Nach einer unglücklichen Schlacht gegen die Philistäer machte ihm Saul durch Selbstmord Platz, um 1055 v. Chr. — Unter David's Regierung, von 1055—1015 v. Chr., erlangte das israelitische Reich eine herrliche Blüthe. Er erweiterte durch glückliche Eroberungen die Grenzen seines Reiches, erhob Jerusalem zur Hauptstadt und begann den Bau eines kostbaren Tempels. Zur

Verherrlichung des Gottesdienstes verfertigte er heilige Lieder und Gesänge, die unter dem Namen Psalmen bekannt sind. Ganz Israel ehrte und liebte ihn. Auf ihn folgte sein Sohn Salomo, der von 1015—975 regierte. Dieser vollendete den Bau des Prachttempels, schloß mit den Phöniziern und Aegyptiern Handelsbündnisse und verbreitete über seine Herrschaft einen ungewöhnlichen Glanz. Allein dieser Glanz verblendete ihn und zog sein Herz von Gott ab. Seitdem verfiel das Reich immer mehr.

Theilung des Reiches (975). — Nach Salomo's Tode, 975 v. Chr., blieben nur die beiden Stämme Juda und Benjamin seinem herrschsüchtigen Sohne Roboam (Rehabeam) treu und bildeten das Reich Juda. Die übrigen zehn Stämme, welche abfielen und Jeroboam (Jerobeam) zu ihrem Könige wählten, machten das Reich Israel aus. Jerusalem blieb die Hauptstadt des Reiches Juda. Die Hauptstadt des Reiches Israel war anfangs Sichem, dann Thirza und zuletzt Samaria. Zwischen beiden Reichen herrschten fortwährende Kriege, welche die Nation zerrütteten und sie dem Untergange immer näher führten. Unter den neunzehn Wahlkönigen, die innerhalb 253 Jahre auf dem Throne von Israel saßen, und unter den einundzwanzig Erbkönigen, die über Juda herrschten, waren nur wenige gute. Durch das Beispiel der Könige verleitet, versank auch das Volk immer mehr in Abgötterei und Sittenlosigkeit. Vergebens waren die Mahnungen und Drohungen gottbegeisterter Männer, Propheten genannt. Und so kam es denn, daß auch die letzte und größte Drohung in Erfüllung ging. Der assyrische König Salmanāssar eroberte im Jahre 722 v. Chr. Samaria und verpflanzte Volk und König in das Innere von Asien, nach Assyrien. — Das Reich Juda hielt sich noch etwa 136 Jahre länger, bis zum Jahre 586. Da zog Nebukadnēzar, der König von Babylon, mit einem großen Heere vor Jerusalem, eroberte und zerstörte die heilige Stadt, verbrannte den erhabenen Tempel Salomo's und führte die Einwohner in die babylonische Gefangenschaft. Aber was Gott durch den Mund der Propheten hatte vorhersagen lassen, daß sie wieder aus der Gefangenschaft würden befreit werden, ging unter Cyrus, dem Könige von Persien, im Jahre 536

v. Chr. in Erfüllung. Dieser eroberte Babylon und erlaubte, auf Vorstellung des Propheten Daniel, allen Juden, in ihre Heimath zurückzukehren. Aber nur etwa fünfzigtausend kehrten zurück und baueten Jerusalem und den Tempel wieder auf. Die Propheten Esdras und Nehemias sorgten für die Wiederherstellung der mosaischen Gesetze. Jetzt entstanden Religionsparteien, die sich auf das bitterste haßten und befeindeten. Nur einmal, und das auf kurze Zeit, lebte das Volk in seiner alten Kraft wieder auf, und zwar unter der Regierung der Maccabäer, etwa um 160 v. Chr. Dann aber sank es wieder, durch Parteiungen geschwächt, mehr und mehr. Schon um das Jahr 64 v. Chr. wurden sie den Römern unterworfen, die ihnen etwa hundert Jahre lang ihre kleinen Könige ließen. Endlich, im Jahre 70 nach Chr., wurde Jerusalem von Titus, dem Sohne des Kaisers Vespasian, völlig geschleift, 79,000 Juden gefangen, eine furchtbare Menge erschlagen und, welche übrig blieben, in alle Länder zerstreuet.

Dritter Abschnitt.

Die Phönizier. — Beschreibung ihres Landes. — Sie sind das älteste handeltreibende und seefahrende Volk. — Bemerkungen über Handel und Schifffahrt überhaupt. — Seefahrten der Phönizier und verschiedene Erfindungen derselben. — Untergang ihrer Blüthe.

Neben den Juden, an der bergigen Küste des Mittelmeeres, wohnten die Phönizier. Ihr Land selbst war nur klein und arm, doch hinter demselben lag das reiche Asien, und vor demselben die See, welche zur Schifffahrt einlud. Der waldige Berg Libanon lieferte Holz zum Schiffbau. Diesem Winke der Natur folgend segelten sie schon früh mit ihren Waaren in alle Theile der damals bekannten Erde und tauschten für sie neue Schätze ein.

Handel. — Der ursprüngliche Handel bestand in einem gegenseitigen Austausche der Waaren. Ein solcher Tauschhandel war aber nicht immer möglich. Denn wie hätte man auch immer denjenigen auffinden können, der das, was man gerade brauchte, überflüssig besaß, und zugleich dasjenige wieder bedurfte, was man ihm zum Tausche anbieten konnte! Daher sahen sich die Menschen

bald in die Nothwendigkeit versetzt, über ein Drittes sich zu vereinigen und für dieses den Werth festzusetzen. Anfangs nahm man hiezu wohl kostbare Muscheln, ausgesuchte Früchte, bis man die Metalle kennen und schmelzen lernte. Da diese wegen ihrer Dauer, Nützlichkeit und Seltenheit überall geschätzt werden, so sind sie auch zum Werthmesser am geeignetsten. Bald grub und prägte man auch in diese Metallstücke ein Zeichen, wie viel sie im Handel und Verkehr gelten sollten, und von diesem Gelten des Metallstückes führt unser Wort Geld seinen Namen. Der Name Münze kommt von dem lateinischen Worte monēta, d. i. Erinnerungszeichen. Und weil die Römer auf ihren Münzen gewöhnlich ein Thier prägten, so bekam bei ihnen das Geld den Namen pecūnĭa, von dem Worte pecus, welches Thier heißt. Diese Münzen aber waren in alten Zeiten bei weitem nicht so fein und schön, als jetzt. Sie bestanden vielmehr aus rohen, plumpen Stücken Metall in verschiedenen Formen. Die Phönizier sind wahrscheinlich die ersten gewesen, welche kleine kunstreichere Münzen ausgeprägt haben.

Jetzt hatte man ein Mittel in Händen, den Handel, welchen man anfangs nur mit seinen Nachbaren getrieben hatte, auch in entfernte Länder zu bringen und mit Menschen, bei denen man nichts austauschen konnte, Kauf und Verkauf zu treiben. Weit ging er anfangs noch nicht; denn die Erde war den Reisenden unbekannt; auch war für deren Sicherheit noch wenig gesorgt. Deshalb unternahm man die Handelsreisen nur in großen Gesellschaften, Karavanen genannt, wie dieses noch jetzt in vielen Gegenden von Afrika und Asien geschieht, wo Unsicherheit der Wege solche Vorsichtsmaßregeln nöthig macht. Besonders fanden sich die Kaufleute an solchen Orten ein, wo gerade eine religiöse Feierlichkeit eine große Volksmenge versammelt hatte. Selbst in den Vorhöfen der Tempel standen sie alsdann wohl mit ihren Waaren aus. So lesen wir in den heiligen Evangelien, daß Christus einst aus dem Tempel des Salomo die Käufer und Verkäufer vertrieben hat. Auch unsere großen Märkte oder Messen nahmen von kirchlichen Festlichkeiten ihren Anfang. Von der heiligen Messe, zu deren Beiwohnung das Volk ringsumher zusammenströmte, be-

kamen die damit verbundenen Märkte selbst den Namen Messen. Unser Name Send, altdeutsch Synd, kommt von dem lateinischen Worte Synŏdus, d. i. Zusammenkunft, her. Es pflegte nämlich das eine und andere Mal im Jahre die Geistlichkeit eines Kreises in der Stadt sich zu versammeln, um kirchliche Angelegenheiten zu berathen. Die hiemit verbundenen kirchlichen Feste zogen auch viele Fremde herbei, und sogleich fand sich auch wieder der Kaufmann ein und stellte seine Waaren vor der vorüberwandernden Menge aus.

In alten Zeiten fand man auf allen, selbst den entferntesten, Märkten, phönizische Kaufleute. Was diese noch so eben hier eingetauscht hatten, wurde dort sogleich wieder mit großem Gewinne verkauft. Aus dem benachbarten Arabien holten sie wohlriechende Spezereien, Wolle, Elfenbein, Gold und Edelsteine; aus Armenien Eisen, Stahl und Pferde; aus Babylon und Persien allerlei Putzsachen; aus Aegypten die feinsten baumwollenen Zeuge; aus Palästina Getreide und Wein. So erstreckte sich ihr Handel nach allen Weltgegenden hin. Die kostbarsten Sachen tauschten sie oft gegen blinkende Kleinigkeiten ein und verkauften sie um einen hohen Preis wieder.

Schifffahrt. — Ein solcher Handel jedoch, so ausgebreitet und segensreich er auch war, durch die Schifffahrt erst bekam er seine rechte Ausdehnung und Vollkommenheit. Ein vom Ufer losgerissener und in's Wasser gestürzter Baum, der nun frei herumschwamm, auf welchen sich Vögel und andere Thiere setzten und nach dem gegenseitigen Ufer hinüberschifften, mag zuerst auf die Spur geleitet haben. Man höhlte einen Baum aus und setzte sich in den weiten Bauch desselben, oder verband mehrere durch Weidenruthen und brachte so das erste Floß auf die See. Zufällig mochte einer sein naß gewordenes Kleid auf dem Fahrzeuge auseinander hängen, um es an der Sonne zu trocknen. Und der Wind blies dagegen und beschleunigte die Fahrt. Diese Bemerkung konnte auf die Erfindung der Segel leiten.

Mit jenen ersten Fahrzeugen wagten sich die Menschen freilich noch nicht auf die offene See. Sie hielten sich größtentheils

an der Küste und trieben dort mit den anwohnenden Völkern Handel und Verkehr. Die Phönizier waren die ersten, welche die Küste verließen und auf das offen vor ihnen liegende mittelländische Meer hinausschifften. Bei Tage diente ihnen der Stand der Sonne, bei Nacht die Sterne zu Wegweisern. Sobald aber trübe Witterung diese himmlischen Zeichen zu verhüllen drohete, ward auch von ihnen schnell die Küste gesucht, und die Fahrt aufgeschoben. Denn auf die offene See zu schiffen, wagte man nicht eher, als bis man die Magnetnadel kannte. Diese hat nämlich die wunderbare Eigenschaft, daß sie mit ihrer Spitze immer nach Norden zeigt. Daraus wissen die Schiffer bei Tage und bei Nacht die vier Himmelsgegenden zu unterscheiden und zu bestimmen, wohin sie fahren müssen. Die Europäer lernten sie um das Jahr 1100 n. Chr. von den Arăbern kennen. In allgemeinen Gebrauch aber kam sie erst um das Jahr 1300, als sie von den seefahrenden Venetianern vervollkommnet war. Da erst stiegen Handel und Schifffahrt zu einer nie gesehenen Höhe.

Kolonien. — Die ersten noch dürftigen Kenntnisse des Seewesens erlaubten deshalb noch keine ununterbrochenen Fahrten in weit entfernte Gegenden. Auch waren häufige Ruheplätze nöthig, um das Schiff auszubessern, Lebensmittel einzunehmen, vor allem aber, um in der neuen Gegend den Handel zu erhalten und von dort aus weiter zu verbreiten. Eine solche Niederlassung in einem fremden Lande nennt man Kolonie. Die erste phönizische Kolonie war die nahe gelegene Insel Cypern, und hierauf Creta, das heutige Candia, wo sie anfangs nur als Seeräuber erschienen. Dann wendeten sie sich nach den kleinasiatischen Küsten und, als sie in der Folge von den Griechen wieder verdrängt wurden, nach den nordafrikanischen. Hier, wo jetzt Tunis, Algier und Tripŏlis liegen, gründeten sie viele Städte, unter anderen Utĭka, Adrumētum, Hippo, Groß- und Klein-Leptis, und die wichtigste von allen, Karthāgo. Von hier aus gründeten sie auch Kolonien auf den gegenüberliegenden Inseln Sicilien und Sardinien. Am wichtigsten aber war ihr Handel nach Spanien, welches in alten Zeiten außerordentlich reich an Gold, Silber und anderen kostbaren Metallen war. Hier wur-

den auch ihre meisten Kolonien gegründet, besonders in dem südlichen Theile, den sie Tarsis oder Tartessus nannten. Hier gründeten sie unter anderen Kalpe, Carteja, Gades (Kadix), Malăca (Malaga) und Hispălis (Sevilla). Selbst durch die Säulen des Herkules (die Felsen, wo jetzt Gibraltar und Ceuta liegen) wagten sie sich und befuhren den großen, noch nie beschifften atlantischen Ocean. — Auf ihrer nördlichen Fahrt stießen sie auf Inseln, wo sie das schönste Zinn fanden. Sie nannten sie hievon nicht anders, als Zinn-Inseln. Wahrscheinlich waren es die Scilly- oder Sorlings-Inseln an der Südwestspitze Britanniens. Von der Küste der Ostsee, aus dem jetzigen Preußen, erhielten sie auch den Bernstein, sei es, daß die kühnen Segler selbst dorthin kamen und ihn eintauschten, oder daß sie ihn von den Bewohnern der Ostsee durch Zwischenhandel gewannen. Dieser Bernstein, Elektron genannt, wurde damals der Seltenheit wegen dem Golde gleichgeschätzt. Die Phönizier verarbeiteten ihn vorzüglich zu Halsketten und Armbändern.

Erfindungen. — Die Handelsgegenstände der Phönizier bestanden nicht bloß in fremden Waaren, die sie umsetzten; in ihren Städten selbst herrschte der größte Gewerbfleiß. Unter ihren Fabriken stand die Färberei, besonders in Purpur, oben an. Sie selbst waren die Erfinder des Purpurs. Ein Schäferhund — so geht die Sage, — hatte am Meeresstrande, nahe bei Tyrus, Purpurschnecken zerbissen und kam mit hochrother Schnauze zu seinem Herrn zurück. Dieser meinte, sein Hund sei verwundet, und wischte ihm mit Wolle das vermeintliche Blut ab. Zu seinem Erstaunen fand er nicht die geringste Verwundung, die Wolle aber glänzend roth gefärbt. Neugierig folgte er der Spur seines Hundes und entdeckte, daß die vom Meere an die Küste ausgeworfenen Schnecken einen solchen schönen Färbestoff enthielten. — Ebenso soll auch ein Zufall auf die Erfindung des Glases geführt haben. Schiffer, heißt es, wollten sich am Ufer eine Mahlzeit bereiten und machten aus einzelnen Salpeterstücken ihrer Schiffsladung einen Heerd, auf welchen sie ihre Töpfe setzten. Der Salpeter schmolz im Feuer, vermischte sich mit dem Sande und der Asche und bildete zum Erstaunen der Schiffer eine glänzende Masse, die, kalt

geworden, den schönen durchsichtigen Stein, das Glas gab. — Wie viele andere Erfindungen mögen von diesem betriebsamen Völkchen ausgegangen sein! Von ihrer Erfindung der Buchstabenschrift ist bereits Erwähnung geschehen.

Blüthe Phöniziens. — Durch einen so ausgebreiteten Handel über alle Länder und Meere hin waren die Phönizier das reichste und wohlhabendste Volk der Erde geworden. Ihr früher so armes Ländchen glich nunmehr einem schönen Lustgarten. Alle vier Stunden war eine Hauptstadt mit fortlaufenden Meiereien bis zur anderen. Unter den zahlreichen Städten waren die berühmtesten Sidon und Tyrus. Und welches Leben in den Städten, an den Küsten! Da flatterten die Segel, da schnurrten die Räder, da gingen die Hämmer; Alles lebte, Alles webte, Alles handelte, Städte und Ufer wimmelten von geschäftigen Menschen.

Untergang. — Dieser Wohlstand aber reizte die Habsucht und Eroberungslust der benachbarten kriegerischen Völker. Es war um das Jahr 600 v. Chr., als Nebukadnēzar mit großer Heeresmacht hereinbrach. Sidon eroberte er leicht, Tyrus aber erst nach dreizehnjähriger Belagerung. Und doch fand er nur eine menschenleere Stadt. Alle Einwohner waren mit ihrer Habe auf eine benachbarte Insel geflüchtet und baueten sich dort wieder an. Hier erhob sich bald ein neues Tyrus mit der Pracht der alten Landstadt und wurde wieder der Sitz des Welthandels. Das blieb es bis zum Jahre 332 v. Chr., als der Welteroberer Alexander der Große, König von Macedonien, vermittelst eines aufgeworfenen Dammes es einnahm und zerstörte. Er ließ zwar die Stadt wieder aufbauen, aber ihre frühere Blüthe erreichte sie nie wieder. Denn noch in demselben Jahre legte Alexander in Aegypten die Stadt Alexandrīa an, wohin sich von nun an der Welthandel zog. Seit dem Falle von Tyrus ist das phönizische Küstenland durch fortgehende Versandungen zu einer wahren Sanddüne geworden, und ärmliche Fischerhütten stehen jetzt dort, wo früher die volkreichsten Städte blüheten.

Vierter Abschnitt.

Die Babylonier und Assyrier; die Meder. Sie werden abwechselnd die herrschenden Völker in Mittelasien und erreichen unter einzelnen glücklichen Eroberern eine schnelle Blüthe; versinken aber dann durch Empörung im Innern und Kriege nach Außen immer mehr in Ohnmacht und kommen zuletzt unter die Herrschaft der Perser.

Wohnsitz der Babylonier und Assyrier. — Der Wohnsitz dieser kriegerischen Völker war das mittlere Asien, insbesondere die große Ebene, welche sich zwischen dem Euphrat und Tigris ausbreitet. Diese Zwillingsströme entspringen unweit von einander auf dem armenischen Hochgebirge und sind, bei dem Mangel an Regen, durch jährliche Ueberschwemmung für diese Ebene das, was der Nil für Aegypten ist. Zahlreiche Kanäle leiteten das befruchtende Wasser nach allen Richtungen hin. Diese Ebene voll der Anmuth und des Segens war deshalb auch der älteste Wohnsitz der Menschen. Sie wurde von den Semiten, den Nachkommen des Sem, Sinear oder Sennaar, von den Griechen aber nach der Hauptstadt Babylon B a b y l o n i e n genannt. Babylon oder Babel lag zu beiden Seiten des unteren Euphrat und erhob sich bald zu einer riesenartigen Größe. Sie war im Viereck gebauet und hatte neun Meilen im Umfang. Thurmhoch war die Ringmauer und so breit, daß auf dieser sechs Wagen neben einander fahren konnten. Eine breite Brücke führte über den Strom mit einem hohen Palaste an jedem Ufer. Beide Paläste trugen auf gewölbten Terrassen die schönsten Gärten mit Blumen und Bäumen, die wie durch eine Zauberkraft frei in der Luft zu schweben schienen. Diese s c h w e b e n d e n G ä r t e n galten damals für ein Wunder der Welt. Im südlichen Theile der Stadt erhob sich zu den Wolken empor ein künstlicher Berg aus Backsteinen. Das war der b a b y l o n i s c h e T h u r m. Riesentrümmer, die noch übrig sind, zeugen von der Größe dieses uralten menschlichen Bauwerkes.

Wie Babylon sich am Euphrat erhob, so erhob sich am östlichen Ufer des Tigris N i n i v e, die Hauptstadt Assyriens. Sie hatte zwölf Meilen im Umfange und eine ähnliche Befestigung wie Babylon. In den inneren Räumen solcher Städte lagen aber auch große Felder, Dattelhaine und Gärten; das offene Land bot damals zu wenig Sicherheit dar.

Geschichte der Babylonier und Assyrier.

1. Das alte Reich von Babylon (2000—1250). — Nur dürftige Nachrichten sind aus dieser alten Zeit zu uns herüber gekommen. In der Bibel wird erzählt, daß die Ebene Sinear nach der Sündfluth durch die Nachkommen des Noe vom Gebirge Ararat her, wo die Arche stehen blieb, wieder bevölkert wurde. Chaldäer folgten dem Laufe der Ströme und gründeten unter Anführung des Nimrod, eines Urenkels des Noe, in jener fruchtbaren Ebene einen Staat, den ältesten, welchen die Geschichte kennt. Die chaldäischen Könige Babylons suchten, wie die ägyptischen Pharaonen, ihren Ruhm in großen Anlagen und Bauten. Ihre Regierung währte bis 1500. Es kamen jetzt arabische Könige zur Regierung bis zum Jahre 1250. Da erlag das Reich den Angriffen der benachbarten Assyrier, und Babylonien blieb fast sechshundert Jahre unter der Herrschaft derselben.

2. Die assyrische Herrschaft (1250—606). — Nach der heil. Schrift ist das assyrische Reich durch eine von Babylonien aus gegründete Ansiedlung an der Ostseite des obern Tigris entstanden. Assur gilt für den Stifter desselben. Die älteste Geschichte dieses Staates ist ebenfalls sehr dunkel und in wunderbare Sagen gehüllt. Den Mittelpunkt dieser Sagen bildet zuerst Ninus, dann Semirämis. Ninus bezwang unzählige Völkerschaften von Aegypten bis Indien. Mit Beute beladen, kehrte er heim und gründete mit Hülfe der vielen Tausende von Ueberwundenen die Riesenstadt Ninive. — Noch gefeierter ist der Name seiner Gemahlin und Nachfolgerin, der Semirämis. Sie galt für die Tochter einer Göttin. Die Thaten, die sie verrichtet haben soll, grenzen an das Wunderbare. Unter steten Siegen durchflog sie die fernsten Länder der Erde. Staunenswerthe Anlagen verherrlichten und verewigten ihre Siegesbahn; große Paläste erhoben sich vorzüglich in Babylon und Ninive, den Hauptstädten ihres Reiches. Wunderbar, wie sie gelebt, verschwand sie auch wieder. In Gestalt einer Taube, heißt es, flog sie zum Himmel auf.

Die Nachkommen der Semirämis herrschten etwa bis zum Jahre 880 v. Chr. Von den Thaten und Schicksalen dieser Könige haben wir keine Kunde erhalten. Nach der gewöhnlichen Annahme lebten die letzten assyrischen Könige in Weichlichkeit und Ueppigkeit. Gegen den letzten dieses Königshauses, den ganz verweichlichten Tonoskonkoleros oder Sardanäpäl, empörten sich der Anführer der Meder, Arbäces, und der chaldäische Priester Belĕsys, der Statthalter der Babylonier. Sardanäpäl schlug zwar dreimal die Empörer zurück, wurde jedoch endlich von den Medern und Babyloniern in seine Hauptstadt Ninive zurückgedrängt. Als er hier keine Rettung mehr sah, verbrannte er sich selbst mit allen seinen Schätzen.

Das assyrische Reich hörte jedoch durch diese Umwälzung nicht auf, sondern es bestand unter einer andern Herrscherfamilie, wahrscheinlich der des Belesys fort und erhob sich bald wieder zu einem neuen Glanze. Die nächsten Könige nach Sardanäpäl sind nicht bekannt bis auf Phul, und von nun an wird die assyrische Geschichte heller durch das Licht, welches die heil. Schrift auf dieselbe wirft. Phul herrschte um das Jahr 770 v. Chr. Er machte einen Angriff auf das Königreich Israel und zwang den König desselben zu einem Tribute. Salmanassar eroberte endlich Samaria, führte den König Hosea und die meisten Einwohner gefangen fort und endete so das Reich Israel. Sancherib besiegte den König von Juda (710). So breitete das assyrische Reich immer weiter seine Grenzen aus. Aber auf die höchste Blüthe folgte schnell der völlige Untergang. Der letzte König soll Sarak gewesen sein, den man auch Sardanäpäl nennt. Unter der Regierung dieses Weichlings griff der damalige König von Medien, Cyaxäres, in Verbindung mit den Chaldäern in Babylon unter ihrem Fürsten Nabopolassar das assyrische Reich mit solchem Erfolge an, daß die Hauptstadt Ninive erobert und völlig zerstört wurde (um 606 v. Chr.). Sarak selbst verbrannte sich mit allen seinen Weibern und Schätzen. Nun theilten die Sieger unter sich das Land. Das assyrische Gebiet auf dem linken Ufer des Tigris kam an die Meder, das Land auf dem rechten Ufer an Nabopolassar von Babylon.

3. Das jüngere Reich der Chaldäer in Babylon (606—538). — Unter Nabopolassar hob sich schnell das babylonische Reich und wurde unter seinem Sohne und Nachfolger, dem mehr erwähnten Nebukadnēzar (604—562) die Hauptmacht Asiens. Dieser eroberte Jerusalem und führte die Juden in die babylonische Gefangenschaft. Auch unterwarf er sich Phönizien und drang in Aegypten bis Pelusium vor, so daß sich sein Reich vom Nil bis jenseits des Tigris erstreckte. Jedoch nach seinem Tode zerfiel es eben so schnell, als es gestiegen war. Es wurde unter Nabōned, der gegen den Perserkönig Cyrus Thron und Leben verlor, eine persische Provinz (538 v. Chr.).

Die Meder.

Medien (in der Bibel Madai) grenzte westlich an Assyrien und Armenien, östlich an Hyrkanien und Parthien, südlich an Persien, nördlich an das kaspische Meer. Im östlichen Theile Mediens war die Hauptstadt Ekbatăna mit einer prachtvollen Königsburg, im westlichen Gaza. Schon früh war das Land unter die Herrschaft der Assyrier gekommen und wurde von Satrapen oder Statthaltern regiert. Einzelne Versuche, sich jener Herrschaft zu entziehen, mißlangen. Erst im achten Jahrhundert erlangten sie ihre Unabhängigkeit wieder. Der vorher erwähnte assyrische König Sanherib hatte einen unglücklichen Feldzug nach Aegypten unternommen und bei seinem Rückzuge im Reiche Juda einen großen Theil seines Heeres eingebüßt. Dieses Unglück (712) benutzten die Meder zum Abfalle, und seit dem Ende des achten Jahrhunderts hatten sie wieder ihre eigenen Könige. Der Staat wurde von Neuem geordnet durch Dejōces. Die Meder hatten diesen Mann, der sich als gerechter und kluger Richter einen guten Nāmen erworben hatte, zu ihrem Könige gewählt (708—656). Sein Sohn Phraortes unterwarf den Mediern wieder das abtrünnig gewordene stammverwandte Volk der Perser, drang erobernd bis an den Fluß Halys in Kleinasien vor, wurde aber auf dem Feldzuge gegen die Assyrier gefangen genommen und ermordet. Hierüber empört trat sein Sohn Cyaxāres den Rachezug gegen die Assyrier an. Da plötzlich drangen große Raubscharen

scythischer Nomaden aus den Kaukasusgegenden in Medien ein und hielten das Land 28 Jahre lang in drückender Botmäßigkeit. Endlich jedoch gelang es dem Mederkönige, sein Land nicht nur von diesem feindlichen Hirtenvolke zu befreien, sondern auch in Verbindung mit dem babylonischen Könige Nabopolassar Ninive zu erobern (606) und die östlichen Länder Assyriens vom Tigris bis zum obern Indus mit Medien zu verbinden. So wurde Medien der vorherrschende Staat in Asien. Aber nur kurze Zeit hielt es sich auf dieser Höhe der Macht. Schon unter des Cyaxäres Sohn Astyäges (593—558) wurde Medien eine Beute des schnell um sich greifenden Perserreiches.

Fünfter Abschnitt.

Die Perser. — Cyrus stiftet das persische Reich und verbreitet es über die blühendsten Länder Asiens. — Er besiegt Krösus, den König von Lydien, die kleinasiatischen Griechen, stirbt aber auf einem Zuge gegen die Massageten. — Sein Nachfolger Cambyses wendet sich nach Afrika und erobert Aegypten. — Nach seinem Tode wird Darius auf den Thron erhoben. Er gründet eine feste Ordnung im Innern des Reiches und erweitert dieses durch Eroberungen.

Das eigentliche Persien, Persis genannt, ein aus Bergen und Thälern bestehendes Hochland Asiens, wurde von Susiana, Medien, Karmanien und dem persischen Meerbusen begrenzt und von den Flüssen Araxes, Medus und Cyrus durchströmt. Die Hauptstadt des Landes war Persepölis, nicht weit vom Araxes; dort wurden auch die Könige begraben. Die Perser waren ein durch die rauhe Luft im Norden abgehärtetes kriegerisches Volk. Anfangs standen sie unter assyrischer Herrschaft, machten sich aber wieder frei von derselben und lebten in Unabhängigkeit, bis sie später von den Medern unterworfen wurden. Aus dieser Knechtschaft befreiete sie Cyrus und wurde der eigentliche Stifter des persischen Reiches.

Cyrus (558—529 v. Chr.). — Dieser reizte die Stammältesten seines Volkes, das Joch der Meder abzuwerfen. An der

Spitze seiner berittenen, kriegsgeübten Schar stürzte er durch die Schlacht bei Pasargädä (558) seinen Großvater von mütterlicher Seite, den Astyäges, vom Throne und vereinigte so Perser und Meder unter seinem Scepter. Nun eroberte er Vorderasien, besiegte die Lydier, eroberte ihre Hauptstadt Sardes und nahm den reichen König Krösus gefangen. Cyrus befahl im Zorne, diesen auf einem Scheiterhaufen zu verbrennen. Als nun der unglückliche König auf demselben stand, gedachte er des weisen Griechen Solon, der ihn einst besucht und ihm die Lehre gegeben hatte: „daß kein Mensch vor seinem Tode glücklich genannt werden könne," und rief wehmüthig dreimal den Namen Solon aus. Neugierig fragte Cyrus nach der Ursache dieses Ausrufes, vernahm dann die bedeutungsvolle Warnung und schenkte ihm nicht nur das Leben, sondern hielt ihn auch in hohen Ehren. Die Unterjochung der Kleinasiaten leitete zuerst der Feldherr Mazares und nach dessen Tode Harpägus. Cyrus selbst ging auf das große assyrische Reich los und griff Babylon an. Mit Gewalt konnte diese Riesenstadt nicht erobert werden, er eroberte sie durch List. In einer finsteren Nacht ließ er das Bett des Euphrat ableiten, und nun drangen seine Soldaten, bis an den Gürtel im Wasser, in die Stadt und überrumpelten die Einwohner während eines schwelgerischen Festes. Seine Herrschaft erstreckte sich jetzt vom mittelländischen Meere bis zum fernen Indien. Hiemit noch nicht zufrieden, griff er das arme, aber kräftige Volk der Massagēten jenseits des kaspischen Meeres an. Die bedrängte Königin des Landes, mit Namen Tomӯris, bot ihm die Hand zum Vertrage an; aber der übermüthige Eroberer wollte nichts von Vertrag wissen. Siegend drang er vorwärts und nahm sogar den Sohn der Tomӯris gefangen. Da aber erhob sich das ganze Volk zu einem verzweiflungsvollen Kampfe. Cyrus wurde geschlagen und fiel selbst im Treffen. Nach der Sage ließ die zornige Tomӯris seinem Leichnam den Kopf abschlagen und diesen in ein Gefäß mit Blut tauchen, mit den Worten: „Nun trinke dich satt, Barbar!"

Cambyses (529—522 v. Chr.), sein Nachfolger, schien mit dem Throne auch den kriegerischen Sinn des Vaters geerbt zu haben. Er eroberte Aegypten und machte es zu einer persischen

Provinz; sein Zug aber nach dem im fernen Süden gelegenen Aethiopien mißlang völlig. Er kam, nachdem er einen großen Theil seines Heeres verloren hatte, in Thēben an. Hier empfing er eine neue Unglücksbotschaft. Eine große Heeresabtheilung, die er gegen die Ammonier, welche die Oase Siva in der libyschen Wüste bewohnten, geschickt hatte, war von einem großen Sandsturm überfallen und bis auf den letzten Mann verschüttet worden. Empört über so vieles Mißlingen kam er nach Memphis. Die Stadt war voll Freude. Ein neuer Apis war aufgefunden worden und wurde in feierlicher Prozession festlich durch die Stadt geführt. Cambyses meinte, der Jubel der Aegyptier gelte sein Mißgeschick und gerieth in Wuth. Er ließ seine Soldaten mit Schwertern in die Volksmassen einhauen, die Priester mit Ruthen geißeln. Selbst der Gott blieb nicht verschont. Er ließ ihn vor sich führen und erstach ihn mit dem Säbel. Aber Cambyses wüthete nicht bloß gegen den Aberglauben der Aegyptier, sondern auch gegen die Perser. Selbst sein leiblicher Bruder Smerdis, seine Gemahlin und Schwester wurden Opfer seiner Wuth. Solche Grausamkeit entfremdete ihm die Herzen seines Volkes. Ein Meder benutzte das herrschende Mißvergnügen und bemächtigte sich unter dem Namen Smerdis, dessen Tod man verheimlicht hatte, des Thrones. Cambyses war entschlossen, nach Susa zu ziehen, um den Empörer zu züchtigen; der Tod aber, den er sich durch eine Unvorsichtigkeit zuzog, vereitelte die Vollführung seiner Rache. Aber auch Smerdis war seiner angemaßten Würde nicht lange froh. Sein Betrug ward entdeckt und kostete ihm das Leben. An der Spitze der gegen ihn ausgebrochenen Verschwörung standen sieben edele Perser, deren einer Darīus, der Sohn des Hystaspes, war. Diese vereinigten sich zu dem Plane, daß derjenige unter ihnen, dessen Pferd beim Aufgange der Sonne draußen vor der Stadt, wo sie einen gemeinschaftlichen Ritt machen wollten, zuerst wiehern würde, als König anerkannt werden sollte. Der Stallmeister des Darius bewirkte durch eine List, daß das Roß seines Herrn bei dem verabredeten Ritte zuerst wieherte; zugleich blitzte und donnerte es, was als eine günstige Vorbedeutung galt; und augenblicklich sprangen die Begleiter von ihren Pferden und warfen sich vor Darius, als ihrem Herrn, nieder.

Darius (522—485 v. Chr.). — Dieser brachte während seiner langen Regierung Persien sowohl durch kluge Einrichtungen im Innern, als auch durch die Erweiterung der bisherigen Grenzen auf den höchsten Gipfel der Macht und des Glanzes. Er theilte das Reich in zwanzig Satrapien oder Statthalterschaften ein und bestimmte für jede die erforderlichen Abgaben. Während er mit dieser Einrichtung beschäftigt war, brach eine Empörung in Babylon aus. Hier war ein angeblicher Sohn des letzten Königs, des Naboned, als Nebukadnezar II. zum Könige ausgerufen worden. Darius zog selbst an der Spitze des Heeres hin und eroberte endlich die aufrührerische Stadt durch die List und aufopfernde Treue seines Feldherrn Zopyrus. Dieser schnitt sich Nase und Ohren ab, enthüllte nun dem Könige seinen Plan und eilte dann wie ein Flüchtling nach Babylon. Hier gab er vor, diese Unbilden seien ihm von dem tyrannischen Perserkönige zugefügt, an welchem er sich jetzt zu rächen wünsche. Die getäuschten Einwohner gaben ihm eine kleine Mannschaft, mit welcher er, der Verabredung mit Darius gemäß, mehrere glückliche Ausfälle machte. Nachdem er sich das allgemeine Zutrauen erworben hatte, wurde er an die Spitze des ganzen Heeres gestellt. Dieses lieferte er nun den Persern in die Hände und öffnete ihnen zugleich die Stadtthore. Nach der Wiedereroberung Babylons unternahm Darius einen Feldzug gegen die Scythen jenseits der Donau. Jedoch dieser mißlang völlig wegen der natürlichen Beschaffenheit dieser Steppenländer. Dagegen bezwang er die griechischen Kolonien in Kleinasien, welche unter dem Beistande der europäischen Griechen das persische Joch abzuschütteln gedachten. Nun sollte seine Rache auch die europäischen Griechen treffen, weil diese den Empörern Hülfe geleistet hatten. Wir werden später auf die hiedurch veranlaßten schweren und langwierigen Kriege zurückkommen.

Sechster Abschnitt.

Die Griechen. — Ihre ursprüngliche Rohheit wird durch eingewanderte Kolonisten sehr gemildert. — Die einzelnen kleinen Fürsten machen an der Spitze ihrer Völker höchst abenteuerliche, durch spätere Sagen und Lieder verherrlichte Streifzüge, unter denen der Krieg gegen Troja der merkwürdigste ist. — Aus den meisten Königreichen bilden sich mit der Zeit eben so viele kleine Republiken, die nur durch gemeinsame Sprache und Religion, durch die Amphiktyonien und die Nationalspiele zu einem Ganzen zusammengehalten werden. — Unter den einzelnen Staaten erhält zuerst Sparta eine geregelte Verfassung von Lykurgus (880), und Athen von Solon (594). — Die übrigen kleinen Staaten schließen sich in ihrer Verfassung mehr oder weniger an diese beiden Hauptstaaten.

Griechenland. — Von Europa war in den ältesten Zeiten nur ein kleiner Theil, die südöstliche Spitze, bekannt. Hier war der Wohnsitz der Griechen. Nur im Norden hing sie mit dem festen Lande zusammen; von allen drei übrigen Seiten war sie vom Meere umflossen. In Nordgriechenland waren die merkwürdigsten Provinzen Thessalien und Epīrus; in Mittelgriechenland oder Hellas Böotien mit den Städten Thēben, Leuctra und Chäronēa, ferner Phōcis mit der Stadt Delphi, und Attika mit Athēn; im südlichen Theile, damals Peloponnēs, jetzt Morēa genannt, waren unter anderen merkwürdig: Korinth, Elis, Arkādien, Messēnien, Argos und Lakōnien mit der Hauptstadt Sparta. Auch wurden noch die Inseln Creta, Cypern, Euböa, Salămis, Dēlos, Păros u. a. zu Griechenland gerechnet. Hohe Gebirge durchschnitten es, und von ihren Scheiteln flossen nach allen Richtungen Bäche und kleine Flüsse in die lieblichen Thäler hinab. Heiter und schön, wie die Natur des Landes und das stets blaue Gewölbe des Himmels, waren auch die Bewohner. Sie waren für die Dichtkunst, Musik und die übrigen schönen Künste, aber auch zugleich für das Ernste und für die höchsten Wissenschaften, welche Tiefsinn und strengen Forschungsgeist erheischen, gleich empfänglich. Ihre übrig gebliebenen Werke dienen uns noch jetzt zum bildenden Muster.

Die Pelasger. — Die ältesten Bewohner dieses schönen Landes waren die Pelasger, ein Volk unbekannter Abkunft. Diese kamen der Sage zufolge aus Thracien nach Thessalien und verbreiteten sich von hier aus nach und nach über das ganze Festland

und seine Inseln. Sie werden als wild und roh geschildert; jedoch manche Züge weisen auch auf einige Bildung hin. Sie führten schon Ackerbau und baueten ohne Mörtel die sogenannten cyklopischen Mauern, von denen noch Ueberreste vorhanden sind. Zeus (Jupĭter) war ihr Hauptgott, und Dodōna in Epīrus der besondere Sitz seiner Verehrung.

Hellenen und Griechen. — Im Verlaufe der Zeit aber schwand der Name der Pelasger mehr und mehr aus der Geschichte, und glanzvoll erhob sich dagegen der Name der Hellēnen und wurde am Ende der Gesammtname des Volkes. Ursprünglich wohnten die Hellenen in der thessalischen Landschaft Hellas. Vor den stammverwandten Pelasgern glänzten sie hervor durch einen höheren Grad von Bildung und durch kühne ritterliche Thaten. Mit ihrer Herrschaft breiteten sie auch ihren Namen aus. Im Verlaufe der Zeit nahmen die meisten pelasgischen Stämme mit der Bildung der Hellenen auch den geehrten Namen derselben an; einzelne pelasgische Stämme dagegen wanderten aus und ließen sich besonders in Italien nieder. Die Hellenen selbst leiteten ihren Ursprung zurück auf einen Stammfürsten, Hellen, und verbreiteten sich in vier Hauptstämmen, Dorer, Joner, Aeŏler und Achäer, über das ganze Land und seine Kolonien. Die Römer aber bezeichneten die Gesammtheit der griechischen Stämme mit dem Namen Graeci, wohl nach dem Namen des älteren, ihnen zuerst bekannt gewordenen Stammes der Gräken, der einst seinen Sitz in Epirus, um das Heiligthum des Zeus zu Dodona, hatte und von einem Stammfürsten Gräkos seinen Namen führte, wie die Hellenen von Hellen. Nach den Römern nennen auch wir die Hellenen Griechen.

Fremde Einwanderungen. — Auch sprechen die Sagen von fremden Kolonien, die sich in uralter Zeit in Griechenland niederließen und hier auf Bildung und Cultur wohlthätig einwirkten. Es wird Cekrops genannt, der aus Aegypten kam und sich in Attika niederließ, wo er die Burg Cekropĭa erbauete, aus welcher später die berühmte Stadt Athēn hervorging; Danaus, ebenfalls aus Aegypten, der im Peloponnēs, Kadmus aus Phönizien, der um dieselbe Zeit in Böotien landete, wo er die Burg Kadmēa

erbauete und hiedurch den Grund zur Stadt Thēbēn legte; Pelops aus Phrygien in Kleinasien, der sich auf jener südlichen Halbinsel niederließ, die von ihm den Namen Peloponnăsos, d. i. Pelopsinsel, erhielt.

Das Heldenzeitalter (1300 bis gegen 1100 v. Chr.). — Bald erwachte in Griechenland ein Heldengeist in eigenthümlicher Größe. Während die Frauen in stiller und abgesonderter Häuslichkeit wohnten und webten, übten sich die Männer in ritterlichen Spielen, oder durchzogen das Land, um es von menschenquälenden Räubern und wilden Thieren zu säubern. Durch ihre Großthaten haben sich Herkules, Jason, Perseus, Theseus und mehrere Andere einen so großen Ruhm erworben, daß ihre Nachkommen vor Erstaunen sie als Halbgötter verehrten und ihre Thaten in schönen Liedern besangen. Auch fern von der Heimath, in weit entlegenen Ländern, suchten sie Kampf und Beute.

Der trojanische Krieg (um 1194—1184 v. Chr.). — Der merkwürdigste unter den einzelnen Heldenzügen war der gegen Troja in Kleinasien. Părĭs, ein Sohn des trojanischen Königs Priămus, hatte treuloser Weise die Gemahlin des Königs Menĕlaus von Sparta, die schöne Helĕna, entführt. Diese Schmach zu rächen, und aus erblichem Hasse gegen Troja, bot Agamēmnon, des Menelaus Bruder und König von Argos im Peloponnēs, ganz Griechenland zu einem Rachezuge gegen Troja auf. Hunderttausend Krieger setzten auf zwölfhundert Schiffen unter Agamemnon's Oberanführung nach Kleinasien über. Die berühmtesten Fürsten, welche an diesem Zuge Theil nahmen, waren: Achīlles, Patrŏklus und Philoktētes aus Thessalien, Nēstor aus Messenien, Diomēdes von Argŏlis im Peloponnes, Ulysses von der Insel Ithăka, Ajax von Salămis und Idomĕneus von Creta. Aber auch in dem mit hohen Mauern und Thürmen wohl befestigten Troja war ein zahlreiches Heer, und an der Spitze desselben Hektor, des Königs Priamus Sohn, der es mit jedem Griechen aufnahm. Deshalb verzögerte sich die Eroberung zehn volle Jahre. Aus Mangel an Lebensmitteln konnte das ganze Heer selten beisammen sein. Es zerstreuete sich scharenweise, um Beute zu machen. Ein Theil desselben mußte sogar

Ackerbau treiben. Die zur Belagerung zurückgebliebene Mannschaft aber machte sich ein Lager von zahllosen Hütten und umgab es mit einem tiefen Graben. Aus diesem Lager kam sie fast jeden Morgen hervor und forderte die Trojaner heraus. Und während dann die beiderseitigen Schlachtreihen gegen einander standen und sich recht grimmig ansahen, erhoben sich in der Mitte derselben lauter Zweikämpfe der einzelnen vorkämpfenden Fürsten, theils zu Fuße, theils zu Wagen. Erst im zehnten Jahre ward die Stadt durch List erobert und völlig zerstört. Die Sieger kehrten mit Schätzen und Kenntnissen verschiedener Art bereichert in ihr Vaterland zurück. Aber viele von den Helden, besonders Ulysses, fanden erst nach langen Irrfahrten ihre Heimath wieder. Vor allen hat der griechische Dichter Homēr, der wahrscheinlich um das Jahr 1000 v. Chr. lebte, in einem Gedichte, Iliăde genannt, die einzelnen Kämpfe der Helden vor Ilium oder Troja, und in einem andern, in der Odyssee, die wunderbaren Irrfahrten und Abenteuer des Odysseus oder Ulysses mit den lebhaftesten Farben geschildert. Viele, welche zurückkamen, fanden ihre Staaten und Familien in Unordnung. Ihr Vermögen war zum Theil verzehrt, ihre Herrschaft in Anderer Hände gekommen. Sie selbst waren ihren Unterthanen fremd, ja entbehrlich geworden. Dadurch entstanden blutige Fehden und aufreibende Stammkriege.

Dorische Wanderung (um 1104 v. Chr.). — Kaum war die Ordnung im Lande einigermaßen hergestellt, als wieder neue Unordnungen losbrachen, die Alles über den Haufen zu werfen droheten. Es war etwa 60 Jahre nach dem trojanischen Kriege, als von der Nordgrenze Griechenlands, aus Thessalien und Epirus, ganze Volkstämme heruntergezogen kamen und die früheren aus ihren bisherigen Wohnsitzen verdrängten. Diese warfen sich wieder auf andere Stämme und nöthigten sie zur Auswanderung. Ein solches Gewimmel vordringender und zurückweichender Volksmassen überfluthete eine Zeitlang das ganze Land. Besonders merkwürdig und folgenreich war die Wanderung der Dorer nach dem Peloponnes (um 1104 v. Chr.). Sie wird auch wohl die Rückkehr der Herakliden genannt, weil Fürsten, die sich Nachkommen des Herkules nannten und Ansprüche an den

Peloponnes zu haben glaubten, an ihrer Spitze standen. Diese Dorer, deren Name abgeleitet wird von Dorus, dem Sohne des Hellen, wohnten damals in der zwischen dem Oeta und Parnaß gelegenen und nach ihnen benannten Landschaft Doris. Von Naupaktus aus fuhren sie über den korinthischen Meerbusen nach dem Peloponnes. Durch diese Begebenheit erhielt die Halbinsel eine ganz andere Gestalt. Statt der bisherigen jonischen Bevölkerung gewann hier das abgehärtete Bergvolk der Dorer die Herrschaft. Nur der nördliche Landstrich Achaja und das mittlere Gebirgsland, Arkadien, behielten die alte Bevölkerung. Die Dorer eroberten allmälig Argŏlis, Lakonien, Messenien, Korinth und jenseits des Isthmus Megăris. Sie machten sogar einen Einfall in Attika und bedrohten Athen. Ein Orakel von Delphi verhieß ihnen den Sieg, wenn sie dem Könige von Athen kein Leid zufügten. Aber auch die Athener hatten Kunde von diesem Göttersprüche, und König Kodrus beschloß, sein Leben für die Freiheit seines Volkes aufzuopfern. Er begab sich in der Kleidung eines Landmannes in das Lager der Dorer und begann absichtlich einen Streit, in welchem er unerkannt erschlagen wurde. Als die Athener dieses hörten, schickten sie einen Herold zum Feinde und ließen um die Leiche ihres Königes bitten. Die Dorer erschraken und gaben nun hier alle fernere Eroberungsversuche auf. — In dieser stürmischen Zeit verließen Viele, die sich dem Sieger nicht unterwerfen wollten, ihre früheren Wohnsitze und gründeten überseeische Ansiedelungen, besonders auf den Inseln und Küsten Kleinasiens. — Bald entstand auch noch eine andere Veränderung in Griechenland. Die meisten Städte, die früher von Königen regiert worden waren, bildeten mit der Zeit eben so viele Republiken oder Freistaaten, in welchen eine Anzahl Bürger, die das Volk aus seiner Mitte wählte, abwechselnd die Regierung führte.

Vereinigungspunkte der Griechen. — Ungeachtet der Zerstückelung des Landes in eine Menge kleiner unabhängiger Staaten hörten doch die Griechen nicht auf, sich fortdauernd als eine ungetheilte Nation zu betrachten. Nicht allein die gemeinsame Sprache, sondern auch die gemeinsame Religion nebst den Orakeln, die Amphiktyonien und die Nationalspiele trugen vieles dazu bei.

Die Religion. — Die Griechen verehrten nicht, wie wir, einen einzigen Gott, sondern mehrere Götter und Göttinnen zugleich. Den Himmel, die Sonne, den Mond, die Erde, das Meer und andere Gegenstände der Natur betrachteten sie als Gottheiten und brachten ihnen Opfer. Sie dachten sich dieselben ganz menschlich, mit allen Vorzügen und Gebrechen der menschlichen Natur, nur an Macht ragten sie über diese empor.

Orakel. — Mit der Religion standen in der engsten Verbindung die Orakel. Man glaubte nämlich, daß die Götter an einzelnen Orten durch besondere Zeichen und Erscheinungen die Zukunft dem Menschen offenbarten. Solche durch die Priester gedeutete Aussprüche der Götter wurden Orakel genannt und genossen eines unbedingten Glaubens. Es gab der Orte sehr viele, wo Orakel ertheilt wurden. Unter diesen war das Orakel des Gottes Zeus oder Jupiter zu Dodōna in Obergriechenland das älteste; das Orakel des Apollo zu Delphi aber bei weitem das berühmteste. Große Schätze wurden hier, im Tempel des Apollo, aufbewahrt. Es waren die Weihgeschenke, welche von denen dargebracht wurden, die sich ein Orakel ertheilen ließen.

Amphiktyonien. — Auch diese standen mit der Religion in enger Verbindung. Schon früh bildeten sich in Griechenland von Nachbarvölkern eines Tempels oder Heiligthumes geschlossene Vereine, Amphiktyonien*) genannt, zur gemeinsamen Feier gewisser Feste und zum Schutze des Tempels und der Wallfahrer. Durch eine solche religiöse Festgemeinschaft wurde auch ein engeres politisches Band um die verbundenen Gemeinden geschlungen. Es gab in Griechenland mehrere solche Amphiktyonien. Die berühmteste von allen war die Delphische, welche deshalb auch vorzugsweise der Amphiktyonenbund genannt wird. Unter seinem besonderen Schutze stand hier der reiche Tempel des Apollo als der heilige Mittelpunkt des ganzen Landes. Zwölf Staaten gehörten zu dieser Festgemeinschaft. Gewöhnlich zweimal im Jahre versammelten sich die Abgeordneten derselben, trafen Veranstaltungen

*) Das griechische Wort „Amphiktyonen" bedeutet Nachbaren; denn von solchen waren diese Vereine ausgegangen.

zum Besten des Tempels, ehrten und belohnten den Schutz desselben und straften Frevler an demselben. Jedem der stimmführenden Männer und Staaten stand es zu, Klagen wegen Verletzung des heiligen Rechts bei der Versammlung anzubringen. Die Versammlung wies sie ab, oder nahm sie an; sie legte Geldstrafen auf oder beschloß einen Kriegeszug gegen die, welche sie für Frevler am Heiligthume erklärt hatte. Die gleiche Verpflichtung, das nationale Heiligthum zu schützen, steigerte demnach auch das Gefühl der nationalen Einheit.

Nationalspiele. — Auch diese wurden zu bestimmten Zeiten zur Ehre der Götter gefeiert. Sie bestanden im Wettlaufen, Wagenrennen, Ringen, Faustkämpfen, Springen und im Werfen einer metallenen Scheibe, Diskos genannt. Nur freie Griechen durften an dieser erhabenen Feier Theil nehmen. Unter diesen Spielen waren die olympischen die berühmtesten. Sie wurden alle vier Jahre in Olympia, einem Flecken in Elis, gefeiert und gelangten zu einem so hohen Ansehen, daß, vom Jahre 776 v. Chr. ab, die Griechen hienach ihre Zeitrechnung bestimmten. Sie nannten die Zeit von einem Spiele bis zum anderen, also einen Zeitraum von vier Jahren, eine Olympiāde. Diese Zeitrechnung kam aber erst um 300 v. Chr. durch die Geschichtschreiber auf, neben der älteren Sitte, die Jahre nach einer obrigkeitlichen Person zu benennen.

Unter den vielen kleinen Staaten Griechenlands ragten bald zwei so bedeutend hervor, daß von da ab ihre Geschichte die von fast ganz Griechenland wird. Das waren Sparta oder Lacedämon und Athēn.

Sparta unter Lykurgus (880 v. Chr.). — Seit dem Einfalle der Dorer in den Peloponnes war Sparta, die Hauptstadt der Provinz Lakonien, der Wohnsitz der Sieger geworden. Sie hießen nunmehr Spartaner und regierten von Sparta aus das Land. Die umwohnenden Lacedämonier blieben zwar freie Eigenthümer ihres Bodens, zahlten Steuer und leisteten Kriegesdienste, hatten aber keinen Antheil an der Regierung. Außer diesen gab es noch eine Klasse von Bewohnern, die man Helōten nennt. Sie waren

durch die Gewalt der Waffen bezwungen worden und wurden nun Leibeigene des Staates, d. i. der herrschenden dorischen Gemeinde in Sparta. Ihren Namen sollen sie bekommen haben von der Küstenstadt Helos, deren Bewohner die ersten waren, welche mit den Waffen ihr altes Recht gegen die fremden Eroberer geltend machen wollten.

Lykurgus war es, ein Mann von königlicher Abkunft, der durch eine Verfassung die Verhältnisse der Sieger in ihren neuen Wohnsitzen ordnete und dadurch ihrer Herrschaft Festigkeit und Dauer gab. Der Staat sollte nur aus starken, kräftigen Bürgern bestehen, die gegen jeden feindlichen Angriff völlig gerüstet wären. In Leben und Sitten sollte nach alter Weise die möglich größte Gleichheit und Einfachheit herrschen. Zu dem Ende wurde eine neue Vertheilung der Ländereien vorgenommen, nach welcher ein jeder gleich viel bekam. Alle goldenen und silbernen Münzen wurden für den gewöhnlichen Verkehr abgeschafft, und statt deren eisernes Geld eingeführt, wodurch fast alle Verbindung mit den übrigen Völkern aufgehoben wurde. Ihre Mahlzeiten waren gemeinschaftlich und sehr einfach; die schwarze Suppe gehörte zu ihren täglichen Gerichten. Besonders strenge war die Erziehung der Jugend. Die Kinder wurden mit dem siebenten Jahre der Pflege der Eltern entnommen und vom Staate erzogen. Ihre Erziehung bezweckte vorzüglich Ehrfurcht für das Alter, Gehorsam gegen die Gesetze, und Tapferkeit. Sie wurden abgehärtet gegen Hunger und Durst, Hitze und Kälte, ja sogar gegen empfindliche Körperschmerzen. Der ganze Staat sollte nur aus kräftigen Bürgern bestehen; darum wurden auch schwächliche Kinder zum Verhungern ausgesetzt. An der Spitze der Verwaltung standen zwei Könige aus dem Stamme des Herkules, denen der Rath der Alten (Gerusĭa) von 28 Mitgliedern, die nicht unter 60 Jahre alt sein durften, zur Seite stand. Diese wurden in der Volksversammlung, in welcher jeder Spartaner, der 30 Jahre alt war, zu erscheinen das Recht hatte, auf Lebenszeit gewählt. Außer dem Rathe der Alten gab es noch eine besondere Behörde von fünf Ephōren, d. i. Aufseher. Diese führten die Oberaufsicht über Bürgersitte, öffentliche Erziehung, ferner über die Amtsführung

der Behörden, so daß sie als Wächter der Gesetze nicht nur jeden Bürger, sondern auch jede Beamten, selbst die Könige, zur Rechenschaft ziehen konnten. Künste und Wissenschaften waren in Sparta nicht zu suchen, selbst Ackerbau trieb der freie Spartaner nicht. Der war ganz nur in den Händen der Heloten. Diese hatten die Rittergüter ihrer spartanischen Herren zu bestellen, auf denen ihre Hütten standen; auch begleiteten sie wohl als Waffenknechte ihre Herren in den Krieg. In die Schlacht zogen die Spartaner bekränzt mit Musik und Gesang, wie zu einem Feste, in blutfarbiger Kleidung. Der Krieg sollte die Freude der Männer sein. Sparta selbst glich einem Heerlager, in welchem die ganze Mannschaft stets zusammen, stets mit gesammter Macht zum Ausrücken fertig und bereit stand.

Messenische Kriege. — Die neugewonnene Kraft der Spartaner zeigte sich zuerst in den beiden großen und langwierigen Kriegen mit den benachbarten Messeniern. Der erste dauerte von 730 bis 710; der zweite von 645 bis 630 v. Chr. Die Messenier wurden unterworfen und zu dem traurigen Schicksale der Heloten verurtheilt. Durch diese Unterwerfung gewann Sparta den Vorrang (Hegĕmŏnie) vor allen übrigen Staaten Griechenlands. Erst während der Perserkriege verlor es diese Hegemonie an Athen.

Athen unter Solon (594 v. Chr.). — Weit milder und freundlicher waren die Einrichtungen, welche Solon zu Athen traf, im Jahre 594 v. Chr. Athen stand anfänglich unter Königen. Mit Kodrus aber, des Königes Saul Zeitgenossen (1068), der sich beim Einfalle der Dorer großmüthig für sein Vaterland aufgeopfert hatte, hörte die königliche Regierung auf. Es wurde eine Republik errichtet, und an die Spitze derselben Männer gestellt, die den Namen Archonten oder Befehlshaber führten. Aber von nun an entspannen sich große Unruhen und Parteiungen, indem die niedere Volksklasse der ungezügelten Willkür der Vornehmen (Aristokraten), die alle Macht in Händen hatten, preisgegeben war. Vergebens trat der Archon Drako (624) als Gesetzgeber auf. Durch die unerbittliche Strenge, mit welcher er auf jedes Vergehen ohne Unterschied die Todesstrafe setzte,

machte er die Gährung und Spaltung der Gemüther nur noch größer. Da trat der weise Solon auf, welcher das Vertrauen aller seiner Mitbürger besaß, und begründete durch zweckmäßige Einrichtungen das Glück und den Ruhm seiner Vaterstadt. Zuerst erleichterte er durch menschenfreundliche Vorschriften die Schuldenlast des ärmeren Volkes. Der Zinsfuß wurde ermäßigt, die Abtragung der alten Schulden nach einem neuen Münzfuße erleichtert, die persönliche Verpfändung des Schuldners und seiner Familie aber ganz abgeschafft. Das Volk wurde nach dem Vermögen in vier Klassen getheilt, und hiernach die Rechte und Pflichten eines Jeden bestimmt. Die höchste Würde der neun Archonten war der ersten Klasse vorbehalten. An der Spitze der Verwaltung stand der Rath der Vierhundert, welcher jährlich aus den drei ersten Bürgerklassen gewählt wurde. Bei allen wichtigen Angelegenheiten wurde dieser von den Archonten zusammenberufen; und ohne vorhergegangene Berathung mit demselben durfte nichts der Volksversammlung vorgeschlagen werden. Außer diesem in seinen Mitgliedern jährlich wechselnden Rathe gab es noch eine Behörde von lebenslänglichen Mitgliedern, der Arĕŏpāg. Diesem Gerichtshofe, welcher aus den abgetretenen Archonten bestand, die ihr Amt tadellos verwaltet hatten, übertrug Solon die Oberaufsicht über öffentliche Zucht und Sitte, über Fleiß und Sittlichkeit der Bürger. Dieser war gleichsam der Wächter des Staates und entschied auch als höchster Gerichtshof über Leben und Tod.

Die Volksversammlung entschied über alle wichtigen Angelegenheiten des Krieges und des Friedens. Jeder athenische Bürger, der wenigstens zwanzig Jahre alt war, hatte das Recht und die Pflicht, in derselben zu erscheinen und abzustimmen. Die Mehrheit der Stimmen entschied für die Annahme oder Verwerfung eines gemachten Vorschlages.

Auch sorgte Solon für die Erziehung der jungen Bürger in allen Künsten und Wissenschaften. Zu diesem Zwecke waren besondere Anstalten, Gymnasien genannt, errichtet, in denen auch der Körper durch zweckmäßige Uebungen gestärkt wurde. Durch Musik und durch Lectüre der besten Volksdichter wurde der Geist für alles Gute und Schöne empfänglich gemacht. Auch Phi-

losophie und Beredtsamkeit waren Gegenstände des Unterrichtes und dienten als Vorbereitung zur Verwaltung der Ehrenstellen im Staate. Müßiggang war auf das strengste verboten. Durch diese und andere zweckmäßige Einrichtungen wurde Athen allmälig der mächtigste und gebildetste Staat in ganz Griechenland.

Auch von den übrigen Staaten Griechenlands hatte jeder seine besondere Verfassung, die jedoch im Ganzen mehr oder weniger der Verfassung der beiden Hauptstaaten, Sparta und Athen, glich.

Siebenter Abschnitt.

Pisistratus reißt in Athen die Alleinherrschaft an sich, diese wird aber wieder gestürzt unter seinen Söhnen Hippias und Hipparch; der vertriebene Hippias flieht zu den Persern. — Klisthenes führt zu Athen den Ostracismus ein. — Die Athener nehmen Theil an dem Aufstande der kleinasiatischen Griechen gegen die Perser. — Der Aufstand mißlingt, und die Perser überziehen aus Rache auch das europäische Griechenland mit Krieg. — Die griechische Volkskraft entwickelt sich im höchsten Glanze und erringt den Sieg. — Griechenland überhaupt und Athen insbesondere stehen auf dem höchsten Gipfel der Macht und des Ansehens. — Aber Eifersucht zwischen Athen und Sparta erzeugt den peloponnesischen Krieg, der Griechenlands schönste Blüthe abstreift.

Athen unter Pisistratus und seinen Söhnen. — Allein der Ehrgeiz Einzelner verringerte bald die Früchte, welche Athen von den weisen Gesetzen Solon's hätte ernten können. Kaum hatte der Gesetzgeber die Stadt verlassen, um, wie einst Lykurgus, eine Reise in auswärtige Staaten zu unternehmen, als sich wieder der Parteigeist regte. Pisisträtus, ein Mann von vornehmer Herkunft, wußte sich durch List die Gunst der Volksmassen zu gewinnen, und auf diese gestützt strebte er nach der Alleinherrschaft. Anfangs gelang ihm dieses nicht; zweimal nach einander wurde er wieder vertrieben. Erst der dritte Versuch gelang. Im Jahre 560 v. Chr. kehrte er mit einem großen Anhange nach Attika zurück, gewann durch Ueberraschung seiner Gegner einen leichten Sieg und war nun Herr und Gebieter in Athen. Als solcher hieß er Tyrann. Aber dieser Name bedeutete bei den Griechen nicht,

wie bei uns, einen grausamen Menschen, sondern einen solchen, der sich in einem Freistaate zum Alleinherrscher aufwirft. Diese durch unrühmliche List gewonnene Tyrannis oder Alleinherrschaft benutzte jedoch Pisistratus nur zum Vortheile seiner Vaterstadt. Er hielt die solonische Verfassung aufrecht, beförderte Gewerbe, Künste und Wissenschaften und verschönerte Athen durch großartige Bauten. Er behauptete sich zehn Jahre lang bis an seinen Tod im Besitze der höchsten Gewalt. Diese ging sogar erblich auf seinen ältesten Sohn Hippias über, der seinen Bruder Hipparch an der Regierung Theil nehmen ließ. Sie folgten ganz dem edlen Beispiele ihres Vaters. Desungeachtet ward Hipparch das Opfer einer Verschwörung. Zwei junge Freunde, Harmodĭus und Aristogīton, die von ihm beleidigt worden waren, weil er die Schwester des Harmodius von einem feierlichen Umzuge verwies, ermordeten ihn. Hierüber erbittert fing sein Bruder Hippias an, mit mehr Strenge zu herrschen, beschleunigte aber dadurch seinen Sturz. Er ward (510 v. Chr.) vertrieben und floh zu den Persern. Nun stellte sich Klisthĕnes, ein angesehener Athener, an die Spitze des Staates und nahm, um dem Volke zu schmeicheln, an der solonischen Gesetzgebung bereits Veränderungen vor. Insbesondere führte er, damit Keiner wieder so leicht der Oberherrschaft sich bemächtigen könnte, den Ostracismus oder das Scherbengericht ein. Von den zwanzigtausend Bürgern, die jetzt ungefähr vorhanden waren, hatte jeder das Recht, jährlich auf die Scherbe oder Schale einer Seemuschel den Namen desjenigen zu schreiben, der durch sein überwiegendes Ansehen, selbst durch sein Verdienst verdächtig und der Freiheit und Gleichheit gefährlich schien. Hatte Jemand nur 6000 Stimmen gegen sich, so mußte er, ohne weiteren Grund, und ohne daß er sich vertheidigen durfte, gewöhnlich auf zehn Jahre, die Stadt verlassen. Der Verbannte verlor jedoch weder seine Ehre noch sein Vermögen. Er sollte seinen Mitbürgern durch längere Abwesenheit nur entfremdet werden. Durch dieses Scherbengericht war nunmehr dem Volksneide und dem Parteigeiste ein gefährliches Mittel angewiesen, jeden durch Talent, Verdienst oder Reichthum ausgezeichneten Mann aus dem Staate auszustoßen. Die meisten großen Männer Athens traf dieses Schicksal.

Anfang der Perserkriege 500 v. Chr.

Veranlassung. — Der vertriebene Hippias hatte es am persischen Hofe dahin gebracht, daß eine Aufforderung an die Athener erlassen wurde, ihn wieder in ihre Stadt aufzunehmen. Die Athener aber wiesen eine solche Zumuthung mit Stolz zurück und schienen sogar durch ihr ferneres Verfahren den Perserkönig zum Kriege herausfordern zu wollen. Im Jahre 500 standen die griechischen Kolonien in Kleinasien auf, und unter diesen insbesondere die Ioner, aufgereizt von ihren Statthaltern Aristăgŏras und Histiäus, um das verhaßte Joch der Perser abzuschütteln. Die Athener schickten ihren Landsleuten jenseits des Meeres sogleich eine bewaffnete Macht zu Hülfe. Sie griffen Sardes an und eroberten es. Und als ein Soldat aus Muthwillen an ein Haus Feuer legte, wurde die ganze Stadt, deren Häuser größtentheils aus Holz gebaut und mit Rohr gedeckt waren, ein Raub der Flammen. Darüber ergrimmten die Perser. Sie sammelten sich, überfielen die Griechen, schlugen sie zurück und verbrannten aus Rache die Hauptstadt Ioniens, Milēt. Nun gaben die Athener die Sache der Ioner auf und segelten nach Hause zurück. Die verlassenen Ioner wurden bald wieder unterjocht und hart bestraft.

Erster Zug unter Mardonius (492). — Ueber nichts war der Perserkönig Darius mehr entrüstet, als daß das Völkchen der Athener es keck gewagt hatte, den Empörern Hilfe zu leisten. Seinen Zorn wußte Hippias so zu nähren, daß des Königs tägliches Gebet war: „Götter, laßt mich Rache nehmen an den Athenern!“ Bei jeder Mahlzeit mußte ihm ein Sklave dreimal zurufen: „Herr, gedenke der Athener!“ Doch nicht Athen allein, ganz Griechenland sollte den Frevel büßen. Er schickte deshalb seinen Feldherrn Mardōnius mit einer großen Land- und Seemacht ab, um Land und Volk zu unterjochen. Allein die Flotte wurde bei der Umschiffung des chalcidischen Vorgebirges Athos vom Sturme zertrümmert, das Landheer von den kriegerischen Bewohnern Thraciens größtentheils aufgerieben. Nur ein kleines Häuflein kam beschämt nach Asien zurück.

Zweiter Zug unter Datis und Artaphernes (490). — Darius rüstete jetzt eine noch furchtbarere Macht. Bevor er sie aber abschickte, wollte er die Griechen auf die Probe stellen, was sie wohl im Sinne hätten, ob wider ihn zu streiten, oder sich zu ergeben. Er sandte deshalb Herolde zu ihnen und ließ zum Zeichen der Unterwerfung Wasser und Erde fordern; — wie bei uns die Ueberreichung der Thorschlüssel die Uebergabe der Stadt andeutet. Manche Insel und Städte gehorchten dem Befehle des Großherrn; in Athen und Sparta aber warf man die Gesandten gegen alles Völkerrecht in Gräben und Brunnen und rief ihnen höhnend die Worte nach: „Dort nehmet nach Belieben!" Als Darius von diesen Vorfällen hörte, entbrannte er vor Wuth und schickte ein wohlgerüstetes Heer unter Datis und Artaphernes gerade auf Athen los. Hippias war mit im Zuge und zeigte den Weg. Die überraschte Stadt sandte Eilboten nach Sparta, um die Bürger zu Hilfe zu rufen. Bei den Spartanern aber herrschte der Aberglaube, sie dürften nicht vor dem Vollmonde kämpfen; sie kamen deshalb nicht. Die bedrängten Athener schickten hin und her; vergebens! Nur die Stadt Platää in Böotien schickte tausend Mann. In dieser Noth bewaffneten die Athener ihre Sklaven und zogen unter Anführung des Miltiădes dem Feinde bis zum Flecken Marăthon entgegen.

Schlacht bei Marathon (490 v. Chr.). — Hier erfochten sie, ungeachtet ihrer geringen Anzahl, im Jahre 490 v. Chr., einen herrlichen Sieg über die Barbaren. Auch Hippias war unter den Erschlagenen. Die Perser eilten hierauf schnell nach ihren Schiffen, umsegelten das attische Vorgebirge Sunĭum und gedachten, das unbesetzte Athen früher fortzunehmen, als das griechische Heer dahin zurückgekehrt wäre. Aber Miltiades hatte ihre List gemerkt. Als die Perser ankamen, stand er schon mit seinem Heere auf einem Hügel vor der Stadt schlagfertig da, und die Feinde mußten schimpflich abziehen. Jetzt endlich, nach erschienenem Vollmonde, kamen auch die Spartaner in hastiger Eile herangezogen; allein der Sieg war schon errungen. Sie ließen sich jedoch das Schlachtfeld zeigen, lobten die Athener wegen ihrer Tapferkeit und kehrten dann nach Hause zurück. Miltiades aber, der Held

des Tages, genoß nicht lange die Früchte seiner glorreichen That. Sein Ruhm ward bald Gegenstand des Neides. Feinde suchten ihn verdächtig zu machen, als strebe er nach der Alleinherrschaft; und eine unglückliche Unternehmung gegen die abtrünnig gewordene Insel Paros erleichterte jenen den Sieg. Er wurde zu einer großen Geldbuße verurtheilt und, da er diese nicht sogleich zahlen konnte, in's Gefängniß geworfen, wo er bald an seiner bei Paros erhaltenen Wunde starb.

Dritter Zug unter Xerxes (480). — Unerträglich schien jener Schimpf dem stolzen Perserkönige. Jetzt wollte er selbst gegen die Griechen ziehen. Sein ganzes Reich mußte sich drei Jahre lang zu diesem Zuge rüsten. Während dieser Zeit aber starb er. Xerxes, sein Sohn und Nachfolger, setzte diese Rüstung fort. Ganz Asien war in Bewegung. Aus den entlegensten Gegenden kamen die Völker herangezogen. Das Landheer bestand aus fast zwei Millionen Mann. Furchtbar war auch die Seemacht. Die Zahl der Kriegsschiffe belief sich auf zwölfhundert, die noch von dreitausend Lastschiffen begleitet wurden. Mit dem Frühlinge des Jahres 480 setzte sich dieser unermeßliche Zug in Bewegung. Es war, als käme ganz Asien dahergewandert. Im Andenken an das Unglück, welches dem Mardonius beim Umsegeln des Athos widerfahren war, ließ Xerxes einen Kanal durch den Berg ziehen, und die Flotte segelte hindurch. Zum Behuf eines sicheren Ueberganges für das Landheer ließ er eine Brücke über den Hellĕspont schlagen. Dieser ist eine schmale Meerenge, die Europa von Asien trennt, und heißt jetzt Straße der Dardanellen. Aber ein Sturm zerstörte diesen Bau. Da gerieth er in Wuth. Die Werkleute ließ er enthaupten, in das widerspenstige Meer aber dicke Ketten werfen, als wolle er dieses eben so fesseln, wie bald die Griechen, und zuletzt soll er es noch mit dreihundert Peitschenhieben gezüchtigt haben. Schnell war die neue Brücke fertig, und das gewaltige Heer zog sieben Tage und sieben Nächte unaufhörlich von Asien nach Europa hinüber. Bei Doriskos in Thracien hielt der König Heerschau. Mit freudigem Erstaunen sah er von seinem Throne herab dem bunten Gewühle der vorüberziehenden Völker zu.

Wie eine Sündfluth überschwemmten jetzt die wilden Asiaten das nördliche Griechenland. Da war kein Gedanke an Widerstand, von allen Seiten schickte man ihnen Wasser und Erde entgegen. Im Andrange so ungeheurer Gefahr verzagten dennoch die Athener und Spartaner nicht. Die Seele aller Unternehmungen war der Athener Themistŏkles. Auf seinen Rath erbauten seine Mitbürger eine große Flotte; er verband Athen fest mit Sparta, söhnte uneinige Staaten mit einander aus und beseelte sie mit Muth, für Freiheit und Vaterland Alles zu wagen.

Schlacht bei Thermopylä (480 v. Chr.). — Unterdeß kamen die Perser herangezogen, schwer und langsam, ohne Widerstand zu finden, bis zum Engpasse Thermŏpylä, der in das Herz von Griechenland führt. In dieser Bergschlucht hielt der spartanische König Leonĭdas mit dreihundert Spartanern und etwa sechstausend Mann Hülfstruppen. Xerxes lachte überlaut, als er hörte, daß dieses Häuflein seine Millionen aufhalten wollte, und schickte Boten hin mit dem Befehle, ihm sofort die Waffen auszuliefern. „Komm und hole sie!“ war die Antwort. Und als den Griechen gesagt wurde, der Feinde seien so viele, daß beim Schießen ihre Pfeile die Sonne verfinstern würden, erwiderte ein Spartaner kalt: „Um so besser, so werden wir im Schatten fechten!“ Da endlich ließ Xerxes seine Truppen gegen den Hohlweg losstürmen. Hier aber wurden sie schrecklich empfangen von den Schilden wie von einer ehernen Mauer, und von den hervorragenden Speeren wie von einem Walde eiserner Stacheln. Schar auf Schar wurde zurückgeworfen, tausend und abermal tausend Perser bluteten am Boden. Keiner mochte mehr angreifen. Hier wäre vielleicht schon die große Macht der Perser gebrochen, hätte sich nicht selbst unter den anwohnenden Griechen ein Verräther gefunden. Ephiăltes hieß der Elende. Dieser entdeckte den Persern einen geheimen Fußpfad über das Gebirge, und nun wurden die Griechen auch im Rücken angegriffen. Da war alle Rettung dahin. Leonidas sandte fast alle, die nicht Spartaner waren, zurück, auf daß sich Jeder seiner Stadt und anderen Gefahren des Vaterlandes erhalte. Die Thespier jedoch, siebenhundert an der Zahl, waren durch nichts zu bewegen, ihn zu verlassen; nur die

Thebaner mußten bleiben als Geißel für die Treue ihrer Landsleute. Jetzt ging es in den Kampf. Mann für Mann zu sterben entschlossen, fochten die Spartaner und Thespier, Leonidas an der Spitze, mit rücksichtsloser Kühnheit fort und fort. Furchtbar wurden die feindlichen Scharen gelichtet; selbst zwei Brüder des Xerxes stürzten im wilden Schlachtgedränge todt dahin. Jedoch mehr und mehr erlosch auch der Griechen letzte Kraft. Von der Uebermacht überwältigt sanken endlich alle die tapferen Streiter mit ihrem Führer dahin, inmitten der Haufen der erschlagenen Barbaren, mit Lanzen, Schwertern und Pfeilen wie mit Siegestrophäen bedeckt.

Keinem Siege ist ein solcher Ruhm gefolgt, als dieser Niederlage. Den gefallenen spartanischen Helden wurde in der Folge ein Denkmal gesetzt mit der Inschrift:

„Wanderer, sag's zu Sparta, daß seinen Gesetzen gehorsam wir erschlagen hier liegen."

Seegefecht bei Artemisium (480 v. Chr.). — In demselben Jahre, 480, und fast in denselben Tagen, maß sich beim Vorgebirge Artemisium, an der Nordseite der Insel Euböa, die athenische Flotte zum erstenmal mit der persischen und wich ihr nicht. Nur erst, als die traurige Nachricht herübergekommen war, die Perser seien durch die Thermopylen gedrungen, segelte sie zurück, um Athen zu decken.

Seeschlacht bei Salamis (480 v. Chr.). — Von nun an wälzten sich die persischen Scharen unaufhaltsam vorwärts. Hinter ihnen schlugen Städte und Dörfer in Flammen auf, vor ihnen her flohen die unglücklichen Bewohner nach dem Peloponnes. In solcher Noth verließen die Athener auf den Rath des Themistokles ihre Stadt. Greise, Weiber und Kinder wurden nach den benachbarten Küsten und Inseln geschafft; die waffenfähige Mannschaft begab sich auf die Schiffe. Die verlassene Stadt wurde von den Barbaren in wilder Wuth niedergebrannt. Unterdeß harrte Themistokles bei der Insel Salămis, im saronischen Meerbusen unweit Athen, mit dreihundert achtzig Schiffen der Feinde. Als diese herankamen, und das ganze Meer, so weit das

Auge reichte, mit persischen Segeln bedeckt war, da sank plötzlich aller Muth. Keiner der Verbündeten wollte bleiben. Themistokles wurde auf's äußerste gebracht und wagte ein verzweifeltes Mittel. Er schickte heimlich einen treuen Sklaven zum Xerxes und ließ ihm sagen: „Großer König, ich bin dein Freund und wünsche in deine Dienste zu treten. Die Griechen wollen aus dieser Meeresbucht entfliehen. Schließe sie ein, dann ist die ganze Flotte in deinen Händen." Xerxes, der nichts mehr gefürchtet hatte, als daß die Griechen ihm nicht Stand halten möchten, segelte eiligst herbei und schloß sie ein. Jetzt mußten sie wohl bleiben und kämpfen. Durch diese List rettete Themistokles das Vaterland. Er erfocht hier, im Jahre 480, den glänzendsten Sieg über die persische Flotte. In bestürzter Eile floh der König nach dem Hellespont, und soll aus Furcht, es möchte ihm der Rückzug abgeschnitten werden, in einem armseligen Fischerkahne über die Meerenge gesetzt sein, über welche er jüngst auf einer langen Schiffbrücke mit den Millionen seines Reiches so stolz und majestätisch hingezogen war.

Schlacht bei Platää (479 v. Chr.). — Jedoch hatte Xerxes seinen Feldherrn Mardonius mit einem großen Landheere zurückgelassen, um noch einen Versuch zu wagen. Aber auch dieser mißlang. Er verlor im Jahre 479 v. Chr., in der blutigen Schlacht bei Platää in Böotien, wohin ihm die Spartaner unter Anführung des Pausanias, und die Athener unter der des Aristides gefolgt waren, Sieg und Leben. Das ganze persische Lager mit allen Kostbarkeiten wurde eine Beute der triumphirenden Griechen. Und — ein seltenes Glück! — der nämliche Tag wurde noch durch einen glorreichen Sieg, welchen der athenische Feldherr Xanthippus und der spartanische Leotychides über die persische Flotte beim Vorgebirge Mykale, an der Küste von Kleinasien, erfochten, verherrlicht. Seit der Zeit war Griechenland wieder frei; von den Persern aber sahen nur wenige ihr Vaterland wieder. Ihre Rückkehr glich einem traurigen Leichenzuge.

Ende der Perserkriege (449). — Durch so glänzende Erfolge ermuthigt, wagten jetzt die Griechen den Angriff auf Asien selbst. Der tapfere Cimon, der Sohn des Miltiades, schlug die

Perser im Jahre 469 v. Chr. am Flusse Eurymĕdon in Pamphylien (in Kleinasien) zu Wasser und zu Lande. Im Jahre 449 wurde auch die Insel Cypern, eine Hauptstütze der persischen Seemacht, mit Erfolg angegriffen, und die Flotte der Perser theils vernichtet, theils zerstreuet. Da ließen diese erschrocken vom Kampfe ab. Sie zogen sich weit von der jonischen Küste zurück und wagten es nicht, die Freiheit und Unabhängigkeit der asiatischen Griechen anzutasten. So entstand Friede, wenn er auch nicht förmlich abgeschlossen wurde. Cimon selbst schloß sein thatenreiches Leben bei der Belagerung der Stadt Citĭum auf Cypern, 449 v. Chr.

So endete dieser merkwürdige, vierzigjährige Kampf. Das sonst so arme, kleine und unberühmte Griechenland war jetzt reich, groß und berühmt geworden.

Athens Glanz unter Perikles (468—429 v. Chr.). — Gleich nach der Vertreibung der Perser baueten die Athener ihre Stadt wieder auf und befestigten sie, vorzüglich auf den Rath des Themistokles, trotz der eifersüchtigen Einsprache der Spartaner. Auch wurde sie durch lange Mauern mit dem neuangelegten Seehafen Pyräus in Verbindung gesetzt. Als in der Folge Themistokles, und nach ihm auch Cimon von ihren eifersüchtigen Mitbürgern verbannt worden waren, weil sie der Freiheit und Gleichheit gefährlich zu werden schienen, verwaltete Perĭkles, Sohn des Xanthippus, des Siegers bei Mykăle, den Staat so kräftig, daß die Regierung nur dem Namen nach in den Händen des Volkes, in der That aber ganz in den Händen dieses einzigen Mannes war, und so glücklich, daß Athen sich unter seiner Regierung zur höchsten Stufe der Macht und des Ansehens emporschwang. Durch die unwiderstehliche Macht seiner Beredtsamkeit herrschte er über alle Gemüther; das sonst so herrschsüchtige Volk ließ sich ganz von ihm lenken. Er verschönerte Athen mit staunenswerthen Anlagen und Gebäuden. Die Bundeskasse, in welcher die Beiträge der Verbündeten zur Fortsetzung des Perserkrieges aufbewahrt wurden, ließ er von Delos nach Athen herüberführen und übertrug dem gerechten Aristīdes die Verwaltung. Ueber tausend Städte und Inseln zahlten um diese Zeit Schutzgeld an die

Athener. Zu Wasser und zu Lande wuchs ihre Macht mehr und mehr. Ihr Handel erweiterte sich eben so sehr, als die Künste ihre schönsten Blüthen trieben, und die Wissenschaften sich freier zu entfalten begannen. Darum wird auch das Zeitalter des Perikles das goldene genannt.

Der Peloponnesische Krieg (431—404 v. Chr.). — Jedoch mit der Größe und dem Glanze Athens stieg in gleichem Grade die Eifersucht der Spartaner und die Unzufriedenheit der Bundesgenossen, die von den Athenern fast als unterjochte Völker behandelt und mit willkürlichen Abgaben gedrückt wurden. Nach manchen Reibungen zwischen Athen und Sparta kam es endlich, im Jahre 431, zu einem blutigen Kriege, der sieben und zwanzig Jahre dauerte und Griechenland schrecklich verwüstete. Ein geringfügiger Streit zwischen der Insel Korcyra an der Nordwestküste von Griechenland und deren Mutterstadt Korinth, in welchen Streit sich Beide, Athen sowohl als Sparta, mischten, brachte ihn zum Ausbruche. Ganz Griechenland trat jetzt unter Waffen und nahm Partei für einen dieser beiden Hauptstaaten. Mit Sparta, der Hauptmacht zu Lande, hielt es fast der ganze Peloponnes und mehrere Staaten in Mittelgriechenland. Athen, die Hauptmacht zur See, hatte nur wenig Verbündete, und selbst diese dienten größtentheils aus Zwang. Aber es vertrauete auf seine mächtige Flotte, seine festen Mauern und gefüllte Schatzkammer. Auch die Verschiedenheit der Verfassung der einzelnen Staaten war bei der Parteinahme von Einfluß. Die meisten aristokratischen Staaten nahmen Partei für Sparta, die meisten demokratischen dagegen für Athen.

Die zehn ersten Jahre verstrichen unter gegenseitigen Streifzügen und Verwüstungen. Die Spartaner verheerten jährlich mit ihrer Landmacht das Gebiet der Athener, die sich auf Perikles Rath hinter ihren Mauern vertheidigten. Dagegen verheerten die Athener jährlich mit ihrer Flotte die Küsten des Gebietes der Spartaner und deren Verbündeten und übten so das Vergeltungsrecht. Die Athener würden, was Perikles wohl einsah, aus diesem Kampfe siegreich hervorgegangen sein; wäre nicht bald nach dem Anfange desselben (430) in Athen eine furchtbare

Pest ausgebrochen. Perikles selbst wurde ein Opfer derselben (429). Mit ihm schien alle Herrlichkeit Athens zu Grabe getragen; denn gleich nach seinem Tode riß eine zügellose Pöbelherrschaft ein. Große Schreier vermochten jetzt am meisten und wurden Volksführer (Demagogen). Ein solcher Mann war der Gerber Kleon. Dieser trat jetzt an Perikles Stelle und verleitete das Volk zu den wildesten Maßregeln gegen abgefallene Bundesgenossen. Uebrigens wurde der Krieg fort und fort geführt, ohne daß die eine Partei ein bedeutendes Uebergewicht über die andere erhalten hätte. Im Jahre 422 kam es endlich bei Amphipŏlis zu einer Hauptschlacht. Kleon wurde besiegt und auf der Flucht getödtet. Aber auch die Spartaner erlitten einen großen Verlust. Ihr Feldherr Brasĭdas starb an den Wunden, die er hier erhalten. Der Ausgang dieser blutigen Schlacht brachte beide Parteien näher. Im Jahre 421 schloß der athenische Feldherr Nicias mit den Spartanern einen fünfzigjährigen Frieden, dessen Hauptbedingung war, daß Alles von beiden Seiten wieder in den Zustand vor dem Kriege gesetzt werden sollte. Man hat diesen Frieden, zum Andenken seines Stifters, den Frieden des Nicias genannt.

Zug der Athener nach Syrakus (415 v. Chr.). — Jedoch nur von kurzer Dauer war dieser Friede. Syrakūs, die bedeutendste griechische Stadt auf der Insel Sizilien, griff hier immer weiter um sich und bedrohte mit ihrer Macht die Freiheit aller Kolonien. Die Stadt Egestä suchte deshalb in Athen Hülfe. Anfangs trugen die Athener Bedenken; da aber trat unter ihnen der junge, feurige Alcibiădes, der Neffe des Perikles und Schüler und Freund des weisen Sokrătes, auf; ein Mann, der mit außerordentlichen Vorzügen des Geistes sowohl als des Körpers großen Leichtsinn und große Eitelkeit verband. Mit feuriger Beredtsamkeit wendete er sich an seine Mitbürger, spiegelte ihnen die glänzendsten Hoffnungen vor, gleichsam als sei Syrakus leicht erobert, seine Schätze leicht gewonnen; und verleitete sie, den Egestanern Hülfe zu leisten. Im Jahre 415 segelte das schönste Heer, welches Athen je gesehen hatte, unter Anführung des Alcibiades, Nicias und Lamăchus nach Sicilien. Anfangs ging

hier Alles ziemlich nach Wunsch; eine Stadt nach der andern wurde erobert. Plötzlich aber rief man Alcibiades nach Hause zurück. Hier war er wegen eines tollen Streiches verklagt worden. Kurz vor der Abfahrt nach Sicilien waren zur Nachtzeit alle Hermessäulen (Bildnisse des Gottes Merkur) in Athen schmählich verstümmelt worden. Der Verdacht fiel auf Alcibiades, und er wurde deshalb zurückberufen, sich zu verantworten. Er kam, aber nicht nach Athen, sondern nach — Sparta. Hier reizte er aus Rache das Volk auf, den Frieden mit dem herrschsüchtigen Athen zu brechen und den Syrakusern Hülfe zu schicken. Sein Vorschlag fand Beifall. Ein Heer unter Anführung des Gylippus wurde nach Sicilien geschickt. Nun war das Glück der Athener dahin. Sie wurden gänzlich geschlagen, ihre prachtvolle Flotte erobert, das Heer gefangen (413). Nicias wurde auf dem Markte zu Syrakus öffentlich enthauptet, eben so Demosthenes, der Nachfolger des Lamachus, welcher im Jahre 414 vor Syrakus gefallen war, die übrigen Gefangenen als Sklaven verkauft. Nur wenige sahen ihre Vaterstadt wieder.

Furchtbarer hätte sich Alcibiades an seinen Mitbürgern nicht rächen können. Ganz Sparta war voll Jubel über dieses unerwartete Glück. Um das befeindete Athen noch mehr zu schwächen, traten die Spartaner sogar mit den Persern in ein Bündniß. Alcibiades aber wurde zu Sparta immer verdächtiger. Er beging sogar die Verwegenheit, einen der Könige daselbst öffentlich zu verhöhnen. Man trachtete ihm deshalb nach dem Leben. Sobald er das merkte, floh er zu den Persern. Jetzt sollten auch die Spartaner seine Rache fühlen. Es war ihm ein Leichtes, den persischen Statthalter für sich zu gewinnen und diesen zu überreden, die Spartaner nicht ferner mit Geld und Schiffen zu unterstützen. Als die Athener von dieser befreundeten Gesinnung ihres ehemaligen Mitbürgers Kunde bekamen, gaben sie ihm wieder den Oberbefehl über ihre Flotte. Mit ihm kehrte auch das Glück zu den Athenern zurück. Sie schlugen die Spartaner zu Wasser und zu Lande; alle verlorenen Städte und Inseln wurden wieder erobert. Nach so glänzenden Thaten kehrte Alcibiades mit reicher Siegesbeute nach Athen zurück und wurde mit lautem Jubel empfangen

(407). Aber auch jetzt war sein Glück nicht von Dauer. An der asiatischen Küste sammelte der spartanische Feldherr Lysānder eine neue persisch-spartanische Seemacht. Ihm entgegen zog Alcibiades. Als aber derselbe sich einmal von der Flotte entfernte, wagte sein Unterfeldherr Antiochus unbedachtsam eine Schlacht bei Notĭum, unweit Ephĕsus, und wurde vom Lysander mit großem Verluste zur Flucht nach Samos gezwungen (407 v. Chr.). Ganz Athen gerieth hierüber in Bestürzung und Wuth. Alcibiades wurde abgesetzt und entging nur durch freiwillige Verbannung dem Zorne seiner Mitbürger. Jetzt, bei Freund und Feind verhaßt, flüchtete er nach dem thracischen Chersonēs.

Einnahme Athens (404 v. Chr.). — Es war, als hätten die Athener mit Alcibiades auch ihr Glück wieder von sich gestoßen. Statt seiner wurden zehn Feldherren zugleich angestellt. Sie legten ihre Flotte am Ufer des Hellespont, unterhalb Sestus, nahe bei der Mündung des Aegos Potămos, d. i. des Ziegenflusses, vor Anker. Ihr gegenüber, an der asiatischen Küste bei Lampsăkus, lag die spartanische Flotte unter dem Oberbefehle Lysander's. In stolzer Zuversicht näherte sich jeden Morgen die athenische Flotte der spartanischen und neckte und lockte diese zum Kampfe in offener See. Der lauernde Lysander aber blieb ruhig in seiner sicheren Bucht. Das hielten die Athener für Feigheit und zerstreuten sich dann sorglos vom Bord ihrer Schiffe auf's Land, um Beute zu machen. Als einst die Athener nach vergeblicher Herausforderung sich wieder zerstreuet hatten, ging plötzlich Lysander mit vollen Segeln auf die wehrlose Flotte los. Sie wurde augenblicklich genommen, auch das Landheer mußte sich bald darauf ergeben. So ward im Jahre 406 am Aegos Potamos fast die ganze Macht der Athener zu Wasser und zu Lande ohne Schwertstreich vernichtet. Triumphirend zog nun der Sieger zurück nach Attika und belagerte Athen. Im Jahre 404 mußte auch dieses sich ergeben. Unter dem Schalle kriegerischer Musik und unter dem höhnenden Jubel der Feinde wurden die Mauern niedergerissen, und die noch vorhandenen Schiffe bis auf zwölf kleine Fahrzeuge abgeführt. Dann wurde eine neue Regierung von dreißig Männern mit unumschränkter Gewalt eingesetzt. Furchtbar

herrschten diese dreißig Tyrannen. Sie verbannten, plünderten, mordeten so ganz nach Willkür. Eine spartanische Besatzung ging ihnen hiebei zur Hand. Vor keinem aber fürchteten sich die Tyrannen mehr, als vor Alcibiades. Der persische Statthalter Pharnabāzus hatte den Flüchtling aufgenommen. Doch bald wurde der Statthalter an ihm ein Verräther. Auf die dringende Forderung der Spartaner ließ er ihn tödten.

Thrasybulus und die dreißig Tyrannen. — Jedoch näherte sich das große Trauerspiel in Athen seinem Ende. Nur acht Monate dauerte die Schreckensherrschaft der Dreißig. Thrasybūlus, einer der Geächteten, ward der Retter seiner Vaterstadt. Mit einer Schaar vertriebener Mitbürger bemächtigte er sich zuerst der attischen Grenzfestung Phyle, dann auch des Pyräus, wo die Tyrannen geschlagen und größtentheils zur Flucht genöthigt wurden. Unter Vermittelung des spartanischen Königes Pausanias, eines Nebenbuhlers des Lysander, brachte Thrasybulus einen Vergleich zu Stande. Die Regierung der Dreißig wurde abgeschafft, und Athen bekam im Jahre 403 seine Freiheit und Verfassung wieder. Aber die alte Größe und Herrlichkeit war auf immer dahin. Das Volk war sehr entartet und beschleunigte blindlings sein eigenes Verderben.

Sokrates. — Ein trauriges Beispiel von dieser großen Entartung gibt uns besonders die Hinrichtung des unschuldigen Sokrātes, im Jahre 399 v. Chr. Dieser berühmte Philosoph war seither unabläſſig bemüht gewesen, seine Mitbürger durch Lehre und Beispiel zu bessern und zur alten Nüchternheit und Einfachheit des Lebens zurückzuführen. Seine Gegner aber klagten ihn an: er verachte die Götter und verderbe durch seine Lehre die Jugend, und der Unschuldige wurde zum Giftbecher verurtheilt. Erst nach seinem Tode sahen die Athener ihr großes Unrecht ein und verehrten ihn fast wie einen Gott. Seine Schüler haben in Schriften manche seiner trefflichen Lehren aufbewahrt.

Achter Abschnitt.

Nach der Demüthigung Athens gewinnt Sparta wieder die Hegemonie, doch nur auf kurze Zeit. Uebermuth desselben erzeugt den thebanischen Krieg, und die Hegemonie kommt auf eben so kurze Zeit an Theben. — Das durch ewige Kriege und innere Zerrüttungen geschwächte Griechenland verliert durch die Schlacht bei Chäronea gegen Philipp II., König von Macedonien, im Jahre 338 v. Chr., seine Freiheit, und die Macedonier werden von nun an das herrschende Volk. — Philipp's Sohn, Alexander der Große, führt an der Spitze der Griechen und Macedonier einen Rachekrieg gegen die Perser, stürzt das persische Reich und gründet das große macedonische Weltreich, das die blühendsten Länder Asiens und Afrikas umfaßt. Dasselbe zerfällt aber bald wieder nach dem Tode seines Stifters.

Drückende Herrschaft der Spartaner. — Als die übermüthigen Athener gedemüthigt waren, erhob sich ein Jubel in ganz Griechenland. Alle priesen die Spartaner als ihre Retter. Doch kaum verging ein Jahr, so drückte die Herrschaft der Spartaner noch härter, und Alle waren voll Unwillen und Zorn auf Sparta. Die alten Feinde der Griechen, die Perser, schürten durch Bestechung sorgfältig diesen Zunder der Zwietracht und Empörung. Der Athener Kŏnon, der in persische Dienste getreten war, bauete mit persischem Gelde die Mauern seiner Vaterstadt wieder auf. Hierüber erbittert zog der spartanische König Agesilaus mit einem großen Heere nach Asien, um die Perser in ihrem eigenen Lande zu züchtigen. Er erfocht dort viele glänzende Siege, deren Früchte aber wieder verloren gingen; denn die Spartaner riefen ihn bald wegen der Gefahren im eigenen Lande zurück. Aus Furcht nun, Athen möchte zum zweiten Male die Oberhand in Griechenland gewinnen, schloß Sparta durch seinen Feldherrn Antalcĭdas, im Jahre 387 v. Chr., einen schmählichen Frieden mit den Persern, in welchem diesen die kleinasiatischen Griechen wieder preisgegeben wurden. Vergebens hatten demnach die Helden von Marathon, Thermopylä, Salamis und Platää für ihre Brüder jenseits des Meeres gekämpft und geblutet.

Thebens Aufschwung. — Von nun an kannte der Uebermuth der Spartaner keine Grenze mehr. Mitten im Frieden überfielen sie (383) plötzlich Theben, das allein die Anerkennung des antalcidischen Friedens verweigert hatte, jagten die Führer der Volkspartei aus der Stadt und hielten die Burg besetzt. Aber die Rache ereilte sie bald. Unter den Verbannten war auch Pelopĭ-

das. Dieser leitete eine Verschwörung ein. An der Spitze einer kleinen Schaar gleichgesinnter Mitverschworener überfiel er die fremden Gewalthaber und befreite mit Hülfe seiner Mitbürger seine Vaterstadt von der spartanischen Besatzung. Was Pelopidas kühn begonnen hatte, vollendete sein Freund, der weise, als Feldherr und Staatsmann gleich ausgezeichnete Epaminondas. Er erfocht im Jahre 371 bei Leuctra in Böotien einen glänzenden Sieg über die Spartaner und erhob das früher so wenig geachtete Theben zum Range des ersten Staates Griechenlands. Der kühne Epaminondas suchte bald die Spartaner in ihrem eigenen Lande auf. Er befreiete die Messenier und erfocht, im Jahre 362, bei der Stadt Mantinēa, in der Mitte des Peloponnes, einen zweiten herrlichen Sieg über die Spartaner. Leider wurde der heldenmüthige Führer selbst tödtlich verwundet und starb gleich nach errungenem Siege. Sein Freund Pelopidas war bereits zwei Jahre früher im mörderischen Kampfe gegen Alexander von Pherä (in Thessalien), der sich zum Tyrannen oder Alleinherrscher dieser Provinz aufgeworfen hatte, gefallen. Mit diesen beiden herrlichen Männern sank auch Thebens Ruhm und Größe.

Philipp II. von Macedonien (359—336 v. Chr.). — Während so die Griechen durch unaufhörliche Kriege sich einander selbst aufrieben, zog aus Norden ein schweres Ungewitter gegen sie an. Dort, an der Grenze Griechenlands, hatte sich von ganz geringem Ursprunge das Königreich Macedonien gebildet. Besonders hob sich dasselbe unter Philipp II. Dieser war ein äußerst schlauer König und Meister in der Verstellungskunst. Er that gar freundlich gegen die Griechen, suchte sich in alle ihre Angelegenheiten zu mischen und bestach fleißig die Häupter des Volkes, um sie für sich zu gewinnen. Er pflegte wohl zu sagen, keine Mauer sei so hoch, daß nicht ein mit Gold beladener Esel hinüberkommen könne. Thörichter Weise zogen ihn die Griechen selbst in ihre Händel. Die Thebaner riefen ihn aus alter Bekanntschaft nach Griechenland herüber, um hier die Phocier, welche den Tempelschatz zu Delphi frevelhaft geplündert hatten, zu züchtigen; — so sehr war schon der Griechen eigene Kraft gesunken! Der berühmte

Redner Demosthĕnes zu Athen war der Einzige, der das Ungewitter heranziehen sah und mit allem Feuer der Beredtsamkeit darauf hinwies. Aber Keiner mochte es ihm glauben, daß der kleine nordische König ein so gefährlicher Mann sei, und sie ließen ihn ruhig durch die Thermopylen ziehen. Sobald er aber festen Fuß in Griechenland gefaßt hatte, verfuhr er ganz nach Willkür, schaltete und waltete wie in einem eroberten Lande.

Schlacht bei Chäronea (338 v. Chr.). — Da erst sahen die Griechen ihre Thorheit ein; alle ergriffen gegen den übermüthigen Gast die Waffen. Im Jahre 338 v. Chr. kam es bei der Stadt Chäronēa in Böotien zu einer höchst blutigen Schlacht. Ungeachtet aller Tapferkeit der Griechen blieb Philipp Sieger. Er ließ ihnen zum Scheine ihre Freiheit, schmeichelte sogar den Ueberwundenen, um sie leichter zu beherrschen und sich ihrer wider die Perser zu bedienen, gegen welche er, abermals zum Oberfeldherrn der Griechen ernannt, jetzt eifrig rüstete. Schon gedachte er aufzubrechen, da traf ihn der Dolch eines Meuchelmörders. Jedoch seine Ermordung machte nur einem noch Größeren Platz, seinem Sohne Alexander.

Alexander der Große (336—323 v. Chr.). — Schon in früher Jugend verrieth er außerordentliche Anlagen, die sein Vater durch den größten Gelehrten damaliger Zeit, den Aristŏteles, auf das sorgsamste entwickeln ließ. Am liebsten hörte er Erzählungen von den Großthaten der alten Helden, von Krieg und Schlachten. Homēr war deshalb sein Lieblingsbuch; des Nachts hatte er es sogar unter seinem Kopfkissen liegen, um darin zu lesen, sobald er erwache. Ein Held zu sein, wie Achilles, aber auch so schön besungen zu werden, war sein sehnlichster Wunsch. So oft man ihm von neuen Siegen seines Vaters erzählte, rief er schmerzlich aus: „Mein Vater wird mir gewiß nichts mehr zu erobern übrig lassen!“ Einst wurde seinem Vater ein prachtvolles, aber sehr wildes Streitroß, Bucephălus genannt, für einen hohen Preis angeboten. Die besten Reiter versuchten ihre Kunst daran, aber keinen ließ es aufsitzen. Philipp befahl deshalb, es wieder wegzuführen. Da bat der junge Alexander, ihm doch auch einen Versuch zu erlauben. Er hatte bemerkt, daß es scheu

sei und sich vor seinem eigenen Schatten fürchte. Darum führte er es gegen die Sonne und schwang sich plötzlich hinauf. Pfeilschnell flog das Thier mit ihm dahin. Philipp und alle Umstehenden zitterten für das Leben des Knaben. Als er aber frohlockend umlenkte und das Roß bald rechts, bald links, so ganz nach Willkür tummelte, als wäre es das zahmste Thier von der Welt, da erstaunten Alle. Philipp schloß ihn in seine Arme und rief: „Suche dir ein anderes Reich, mein Sohn, Macedonien ist zu klein für dich!" Persische Gesandte, welche den Knaben in Macedonien sahen, erstaunten und fragten besorgt nach der Macht und den Kräften seines künftigen Reiches.

Feldzug gegen die Perser. — Achtzehn Jahre alt focht er mit in der Schlacht bei Chäronēa. Der Sieg war hauptsächlich sein Werk. Zwanzig Jahre alt war er König. Schwer war für den jungen König der Anfang seiner Regierung. Rings umher standen die unterjochten Völker auf. Alle gedachten der Freiheit. Während er durch die Gewalt der Waffen die Völker im Norden bekämpfte, verbreitete sich plötzlich das Gerücht, Alexander sei gefallen. Ohne die Bestätigung desselben abzuwarten, empörten sich mehrere griechische Staaten, insbesondere die Böotier, welche die macedonische Besatzung theils tödteten, theils verjagten. Aber wie ein Blitz war Alexander da; und als Theben sich nicht sogleich ergab, ließ er die Stadt stürmen und verbrennen, die Einwohner aber theils niederhauen, theils als Sklaven verkaufen. Ein so furchtbares Beispiel der Strenge schreckte Alle zum alten Gehorsam zurück; Alle huldigten dem Sieger. Nun beschloß Alexander, die große Unternehmung auszuführen, die schon sein Vater ausgeführt haben würde, wenn diesen nicht der Tod überrascht hätte, — die Eroberung des persischen Reiches. Nachdem er sich auf der Versammlung zu Korinth zum Oberanführer hatte wählen lassen, brach er, drei und zwanzig Jahre alt, im Frühlinge des Jahres 334, mit dem verbündeten Heere der Griechen und Macedonier zu dem Rachezuge nach Asien auf. Bei Sestus setzte er über den Hellespont nach Kleinasien über. Auf dem Schlachtfelde von Troja besuchte er die Grabmäler der alten Helden. Als er am Grabe des Achilles stand, rief er aus: „O glücklicher Achilles,

der du im Leben einen treuen Freund und im Tode einen Sänger deiner Thaten gefunden hast!“

Schlacht am Granikus (334 v. Chr.). — Bald darauf traf er an dem kleinen Flusse Granīkus auf ein persisches Heer. Kühn griff er es an; aber fast hätte er hier sein Leben eingebüßt. Zwei persische Feldherren, die ihn an dem hochwallenden Federbusche auf dem blinkenden Helme erkannten, sprengten auf ihn los; und während der eine ihm den Helm zerschmetterte, hob schon der zweite den Arm zum Todesstreiche auf. In diesem Augenblicke jagte Klitus, einer seiner Feldherren, herbei und schlug dem einen Perser mit einem fürchterlichen Hiebe Arm und Schwert zugleich zur Erde, während Alexander den anderen erlegte. Durch diesen Sieg im Jahre 334, wurde er Herr von Kleinasien. Mit seinem jubelnden Heere eilte er von Stadt zu Stadt. Plötzlich erkrankte er zu Tarsus. Mitten durch die Stadt schlängelt sich der anmuthige Cydnusbach, dessen klares Wasser ihn zum Bade einlud. Mit Staub und Schweiß bedeckt stieg er hinein. Da überfiel ein plötzliches Zittern alle Glieder, er wurde leichenblaß und mußte aus dem Bade getragen werden. Die Aerzte gaben ihn auf; sie getraueten sich nicht, etwas zu verordnen. Nur einer, Philippus, entschloß sich, in dieser Noth ein gefährliches, aber entscheidendes Mittel zu gebrauchen. Der König war eben im Begriffe, die von ihm verordnete Arznei zu nehmen, als ein Brief von seinem Feldherrn Parmenio anlangte, mit der Warnung: „Traue dem Philippus nicht, er soll vom Perserkönige bestochen sein, dich zu vergiften.“ Alle erschraken, nur nicht der König. Er gab seinem Arzte den Brief und nahm in demselben Augenblicke die verordnete Arznei. Sein edeles Vertrauen ward durch schleunige Genesung herrlich belohnt. Schon am dritten Tage stand er wieder an der Spitze seines jubelnden Heeres.

Schlacht bei Issus (333 v. Chr.). — Bald darauf traf Alexander bei der Stadt Issus in Cilicien mit dem Perserkönige Darius Kodomannus selbst zusammen. Obgleich die Perser an Zahl weit überlegen waren, so erlitten sie doch eine völlige Niederlage. Darius selbst war so eilig geflohen, daß er seinen Wagen, Bogen und Mantel zurückgelassen hatte; und das ganze

reiche Lager ward nun eine Beute der Macedonier. Unter den Gefangenen war auch des Darius Mutter, seine Frau, zwei seiner Töchter und sein unmündiger Sohn. Als sie den Wagen des Darius erblickten, weinten sie laut auf; denn sie glaubten, der König sei todt oder gefangen. Sogleich aber ließ ihnen Alexander die tröstende Nachricht bringen, Darius lebe und sei entkommen. Am folgenden Tage besuchte er sie selbst, tröstete sie über ihr Schicksal und behandelte sie überhaupt mit der größten Milde und Schonung.

Alexander in Aegypten (332 v. Chr.). — Während Darius in das Innere des Reiches floh, zog Alexander zunächst die Küste des mittelländischen Meeres hinunter. Ungehemmt drang er durch Phönizien bis vor Tyrus, welches sieben Monate lang verzweiflungsvollen Widerstand leistete, zuletzt aber erstürmt wurde (332). Von dort zog er längs der Küste Palästinas. Nur Gaza leistete kurzen Widerstand, alle übrigen Städte öffneten ihm freiwillig die Thore. Jetzt sollte auch die letzte Provinz am Mittelmeere, Aegypten, den Persern entrissen werden. Der Weg durch dieses Land glich einem Triumphzuge; des persischen Joches müde empfingen Alle frohlockend den Sieger. Dieser fuhr den Nil hinunter und legte an einer der westlichen Mündungen die neue nach seinem Namen benannte Stadt Alexandrīa an, welche durch ihre vortreffliche Lage bald der Sitz des Welthandels und der Sammelplatz aller Künste und Wissenschaften wurde. Dann unternahm er noch einen höchst abenteuerlichen Zug nach dem Tempel des Jupiter Ammon, welcher in einer Oase mitten in der libyschen Sandwüste lag und sehr berühmt war. Unter unsäglichen Schwierigkeiten kam er endlich an und befragte das Orakel. Was ihm dieses geantwortet hat, weiß man nicht; aber es heißt, die Priester hätten ihn als einen Sohn des Jupiter begrüßt, und gleich hierauf sei er zufrieden zurückgekehrt.

Schlacht bei Gaugamela (331 v. Chr.). — Durch neue Kriegsvölker verstärkt wendete sich Alexander bald wieder nach Asien, um jetzt den Darius aufzusuchen. Auf seinem Zuge trafen Gesandte von ihm ein, welche ihm eine ungeheure Summe als Lösegeld für die hohen Gefangenen, die Hand der königlichen

Tochter und alles Land vom Hellespont bis zum Euphrat boten. „Was meinst du dazu?“ fragte Alexander den Parmenio. „Ich würde es thun, wenn ich Alexander wäre!“ antwortete dieser. — „Ich auch, wenn ich Parmenio wäre!“ erwiederte Alexander lächelnd. Die Anträge des Darius wurden zwar zurückgewiesen, jedoch ließ er ihm sagen, er solle nur zu ihm kommen und gewiß die beste Aufnahme finden; sonst würde er ihn aufsuchen. Noch einmal wollte der Bedrängte das Glück der Waffen versuchen und stellte bei der Stadt Gaugamēla (in Assyrien), nicht weit von Arbēla, wo jetzt Erbil liegt, seine Scharen zum Kampfe auf. Die macedonischen Feldherren, betroffen über die ungeheure Macht der Perser, riethen am Abende vor der Schlacht ihrem Könige, den Feind in der Nacht zu überfallen. Alexander aber erwiederte mit stolzer Zuversicht: „Nein, stehlen will ich den Sieg nicht! und begab sich sorglos zur Ruhe. Am andern Morgen weckte ihn Parmenio und sprach verwundert: „Du schliefst ja so ruhig, o König, als wenn du schon gesiegt hättest!“ — „Glaubst du denn nicht, lieber Parmenio,“ war des Königes Antwort, „daß wir schon so gut als gesiegt haben, da wir nun den Darius vor uns haben und nicht mehr durch Wüsteneien zu ziehen brauchen, um ihn aufzusuchen?“ — Der Kampf war sehr hitzig; die Perser fochten wie Verzweifelte; Alexander blieb jedoch Sieger. Durch diesen glänzenden Sieg bei Gaugamela wurde er Herr des großen persischen Reiches. Unermeßlich war die Beute, die in den alten Königstädten Babylon, Susa, Persepŏlis und Ekbatăna gefunden wurde.

Unterdessen floh der unglückliche Darius, stets aufgejagt und verfolgt, von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt. Einst kam Alexander beim Verfolgen in eine große Sandwüste, in welcher kein Wasser zu finden war. Endlich hatte ein Reiter Wasser aufgefunden und brachte ihm hievon in seinem Helme. Der König aber, welcher sah, daß seine Soldaten eben so, wie er, vor Durst lechzeten, goß es in den Sand, mit den Worten: „Für Einen zu viel, für Alle zu wenig!“ Da riefen die Soldaten alle: „Auf, führe uns nur weiter, wir sind nicht durstig, wir halten uns nicht für sterblich, so lange ein solcher König uns führt!“ — Bald

hierauf kam die Nachricht zum Alexander, daß die persischen Krieger sich gegen ihren Herrn empört, und der treulose Statthalter von Bactrien, Bessus, ihn gefangen genommen und sich selbst zum Könige habe ausrufen lassen. Da jagte Alexander mit einem Trupp Reiter dem Verräther nach. Als dieser seine Verfolger in der Nähe witterte, versetzte er seinem Könige mehrere Dolchstiche und eilte davon. Alexander's Reiter fanden ihn, mit Blut und Staub bedeckt, in den letzten Zügen liegen. Er bat sie um einen Trunk Wasser, und ein Macedonier brachte ihm diese letzte Labung. Erquickt sprach der Unglückliche: „Freund, das ist das größte meiner Leiden, daß ich dir diese Wohlthat nicht vergelten kann; doch Alexander wird sie dir vergelten. Ihn mögen die Götter für die Großmuth belohnen, die er meiner Mutter, meiner Gemahlin und meinen Kindern erwiesen hat. Hier reiche ich ihm durch dich meine Rechte." Nach diesen Worten verschied er. In diesem Augenblicke kam Alexander herangesprengt. Gerührt betrachtete er die Leiche des Mannes, den er, ohne ihn zu hassen, so eifrig verfolgt, und ohne es zu wollen, so unglücklich gemacht hatte. Er spreitete seinen Mantel über ihn aus und ließ ihn nach Persepolis bringen, wo er in der königlichen Gruft feierlich beigesetzt wurde. Dann aber brach er schnell wieder auf, um den schändlichen Meuchelmörder seines königlichen Herrn zu verfolgen, und ruhete nicht eher, als bis er ihn eingeholt und grausam hatte hinrichten lassen.

Jedoch mit der Besiegung des Königes war der Krieg noch keineswegs beendigt. Er hatte noch viele und hartnäckige Kämpfe zu bestehen mit den feindlichen Statthaltern und kriegerischen Bergbewohnern; und während er gegen diese zog, brachen oft im Rücken neue Empörungen aus. Außerdem hatte er mit außerordentlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, die ihm bald reißende Ströme, bald steile Gebirge, bald große Wüsten in den Weg legten. Der König selbst war überall der Thätigste und Unerschrokkenste; deshalb verloren auch seine Soldaten nie den Muth. Darüber aber murrten sie sehr, daß er sich nach den Sitten und Gewohnheiten der Asiaten hinneigte. Er verheirathete sich mit einer Perserin, ließ Perserknaben macedonisch erziehen, kleidete sich wie ein Perser und forderte am Ende sogar, daß seine Leute nach mor-

genländischer Sitte vor ihm niederknien sollten. Dabei wurde er, wie ein persischer Großkönig, oft sehr grausam. Einst bei einem Festgelage fiel das Gespräch auf die Großthaten der alten Helden. Schmeichler fanden diese gering gegen die ihres Königs; nur Klitus gestand freimüthig, daß ihn doch sein Vater Philipp übertreffe. Alexander glühete vor Zorn; Alle zitterten für das Leben des Klitus und führten ihn eiligst hinweg. Doch vergebens gewarnt trat er gleich wieder herein und behauptete noch heftiger die Wahrheit seiner Aussage. Da sprang Alexander wüthend von seinem Sitze, riß einem Trabanten die Lanze aus der Hand und durchstach den, der ihm am Granikus das Leben gerettet hatte. Kaum aber war die blutige That geschehen, so kam er wieder zur Besinnung. Er entsetzte sich, weinte laut auf, rief Klitus über Klitus! Mehrere Tage und Nächte brachte er in trostloser Verzweiflung einsam in seinem Zelte zu; dann zerstreueten ihn nach und nach neue Unternehmungen und Arbeiten.

Alexander in Indien. — Nachdem er die nördlichen Provinzen des alten Perserreiches durchstreift, mehrere Völkerschaften der wilden Scythen sich unterworfen hatte, zog er nach Indien. Dieses war ein sehr bevölkertes und gut angebautes Land mit blühenden Städten und Dörfern. Die Bewohner zeichneten sich schon früh durch Kunstfleiß und Kenntnisse aus. Sie waren, wie die Aegyptier, in Kasten getheilt. Die Priester und Gelehrten, Braminen genannt, machten die vornehmste aus. Ueber dieses Land herrschten damals mehrere von einander unabhängige Fürsten, die in ewigem Streite mit einander lagen. Um so leichter wurde ihre Unterjochung. Kühn setzte Alexander über den Indusstrom, von welchem das Land seinen Namen hat. Viele Fürsten kamen ihm hier huldigend mit Geschenken entgegen. Weiter hinauf aber, an dem Hydaspes, einem Nebenflusse des Indus, hatte er einen Kampf zu bestehen mit dem Könige Pörus, welcher den Fluß besetzt hatte. Nach verzweifelter Gegenwehr wurde Porus geschlagen und gefangen, erhielt jedoch von Alexander, der ihn schätzte, Freiheit und Herrschaft zurück. An der Stelle, wo Alexander den Sieg erfochten hatte, wurde eine neue Stadt erbauet, die den Namen Nicäa, d. i. Siegesstadt, erhielt.

Der Sieg über Porus schreckte ganz Vorder-Indien. Die einzelnen kleinen Völker, welche sich nicht ergaben, verließen ihr Land und flohen bestürzt über den Fluß Hyphäsis (jetzt Beas). Auch hierüber wollte Alexander setzen. Da aber wurden seine Soldaten unwillig und weigerten sich, weiter zu gehen. Sie waren der endlosen Mühe und Gefahren überdrüssig. Alle sehnten sich nach der Heimath zurück. Alexander wollte sie aufmuntern; vergebens! Es erhob sich ein dumpfes Gemurmel, Manche weinten. Unwillig verschloß er sich jetzt drei Tage lang in seinem Zelte. Keiner durfte ihm vor Augen kommen. Als er aber merkte, daß nichts ihren Entschluß änderte, erklärte er, er wolle mit ihnen umkehren. Ein jauchzendes Freudengeschrei erscholl jetzt aus dem ganzen Lager. Alle drängten sich um ihn und dankten ihm, daß der Unüberwindliche sich doch von ihren Bitten habe überwinden lassen. Heitere Waffenspiele wurden gefeiert und große Opfer gebracht. Zwölf thurmhohe Altäre und andere Siegeszeichen wurden zum Andenken zurückgelassen.

Rückkehr und Tod Alexander's. — Der größere Theil des Heeres schiffte sich nun unter dem geschickten Admiral Nearchus auf dem Indus ein, um über das indische Meer längs den noch unbekannten Seeküsten durch den persischen Meerbusen in den Euphrat stromaufwärts nach Babylon zurückzukehren. Mit dem andern Theile zog Alexander selbst zu Lande, und zwar durch die Sandsteppen von Gedrosien und Karamanien, nach Babylon. Dies sollte die Hauptstadt seines Weltreiches werden. Er hatte nämlich vor, alle unterworfenen Völker zu einem einzigen großen Reiche zu vereinigen und dieses auf die höchste Stufe gemeinsamer Bildung zu bringen. Allein mitten unter seinen großartigen Planen erkrankte er plötzlich zu Babylon. Ein hitziges Fieber, die Folge seiner Anstrengungen, zum Theil auch der Schwelgerei, ließ alle Hoffnung verschwinden. Er starb, erst drei und dreißig Jahre alt, nachdem er nur zwölf Jahre und acht Monate regiert hatte, im Jahre 323 v. Chr. Sein früher Tod war ein unersetzlicher Verlust für die Menschheit. Nichts war geordnet in dem großen Weltreiche.

Theilung des Reiches. — Nach seinem Tode erhob sich ein zwei und zwanzigjähriger wüthender Kampf um den Thron unter

Fürsten aus verschiedenen Familien. Alexander hatte nämlich keinen regierungsfähigen Erben, und als man ihn auf dem Sterbebette fragte, welchen er zu seinem Nachfolger bestimme, erklärte er: „den Würdigsten." Darum glaubte jeder Hauptanführer, ihm komme rechtmäßig ein Theil von dem Reiche zu, an welchem er habe erobern helfen, und griff zu den Waffen. Erst die blutige Schlacht bei Ipsus in Phrygien, im Jahre 301 v. Chr., führte einstweilige Ruhe wieder herbei. Das große Reich Alexander's wurde jetzt in mehrere kleinere zersplittert. Die bedeutendsten unter diesen waren: das Aegyptische unter den Ptolemäern, mit der Hauptstadt Alexandria; das Macedonische, welches die Herrschaft über Griechenland fortzubehaupten suchte, und das Syrische unter den Seleuciden. Jedoch schwächten sich diese Staaten durch fortwährende Kriege mit einander so sehr, daß sie alle zusammen, der eine früher, der andere später, unter die Herrschaft eines anderen Volkes kamen, nämlich der Römer.

Neunter Abschnitt.

Die Römer. Im Jahre 753 v. Chr. wird Rom erbauet und bis zum Jahre 510 von sieben nach einander folgenden Königen regiert. — Die Härte und der Uebermuth des letzten, des Tarquinius Superbus, führen das Ende der königlichen und den Anfang der republikanischen Verfassung herbei. — Alle Bemühungen des vertriebenen Königes Tarquinius Superbus zur Wiedereroberung des Thrones bleiben fruchtlos.

Unfern der Grenze des südwestlichen Theiles von Deutschland, vom südlichen Abhange der Alpen aus, erstreckt sich fast in der Form eines Reiterstiefels weit in das mittelländische Meer hinein die reizende Halbinsel Italien, die man wohl den Garten von Europa nennt. Hier wechseln die lieblichsten Thäler mit himmelhohen Bergen; eine Gebirgskette, die Apenninen, durchzieht von Norden nach Süden das ganze Land. In der Mitte dieses schönen Landes wohnte vor alten Zeiten das berühmte und mächtige Volk der Römer. Sie waren fast noch kriegerischer, als selbst die harten Spartaner. Sie alle wollten Söhne und Nachkommen ihres furchtbaren Kriegesgottes Mars sein, denen sich kein Mensch mit Glück widersetzen könne. In festen geschlossenen

Reihen, voll Vertrauen auf sich selbst und ihre schirmenden Kriegsgötter, zogen sie muthig dem Feinde entgegen und ruheten nicht eher, als bis er unterworfen war. Zuerst unterjochten sie die kleinen benachbarten Völker; dann drangen sie erobernd immer weiter, bald nach Norden, bald nach Süden, so daß sie schon fünfhundert Jahre nach der Erbauung ihrer Stadt ganz Italien unter ihrer Herrschaft hatten. Hiemit noch nicht zufrieden setzten sie nach Sizilien über und eroberten das fruchtbare Eiland; hierauf Afrika, dann Asien; kurz, um die Zeit der Geburt Christi hatten sie ein Reich erobert, das fast die ganze damals bekannte Welt umfaßte.

Im Frieden war das Hauptgeschäft der alten Römer der Ackerbau. Dieser wurde nicht, wie zu Sparta, den Sklaven überlassen; der vornehmste Bürger ging selbst hinter seinem Pfluge, er selbst bereitete sich am Herde seine einfache Kost. Nicht selten wurde er vom Pfluge fort nach der Stadt gerufen, um das Heer anzuführen.

Gründung Roms (753 v. Chr.). — Von ganz geringem Ursprunge ist dieses Heldenvolk ausgegangen. In Latium lag eine alte große Stadt, Alba Longa. Ascanĭus, der Sohn des Aenēas, soll sie, in Gemeinschaft mit anderen trojanischen Flüchtlingen, die sich in dieser Gegend niedergelassen hatten, erbauet haben. Einer von den späteren Königen dieser Stadt, mit Namen Procas, hinterließ die Herrschaft seinen beiden Söhnen Numĭtor und Amulĭus gemeinschaftlich. Der stolze Amulius aber, welcher den Thron mit Keinem theilen wollte, verdrängte seinen älteren Bruder, ermordete dessen Sohn und machte, um vor aller Nachkommenschaft und Thronbewerbung gesichert zu sein, dessen Tochter Rhea Sylvĭa zur Vestalin, d. i. Priesterin der Göttin Vesta. Als solche durfte sie nicht heirathen. Nichts desto weniger bekam, angeblich vom Gotte Mars, die verstoßene Brudерstochter Zwillingsknaben, Romŭlus und Rēmus. Hierüber erschrak der Oheim. Er ließ die Mutter lebendig begraben, die Kinder aber nach dem Tiberflusse bringen, sie dort zu ersäufen. Zum Glück war der Fluß ausgetreten. Die königlichen Diener setzten deshalb den Korb mit den Kindern vorn auf das seichte

Wasser und gingen davon. Das sinkende Wasser ließ endlich den Korb mit den wimmernden Kindern auf dem Trockenen stehen. Eine durstende Wölfin — so geht die Sage — kam des Weges, fand die Kinder und säugte sie. So traf sie ein vorüberziehender Hirt, mit Namen Faustŭlus. Er hob die Kleinen mitleidig auf und trug sie in seine Hütte. Hier nun wuchs das wunderbar gerettete Brüderpaar zu rüstigen Hirten heran. Vor Kampflust überfielen sie oft die Hirten des Numitor. Diese, der häufigen Neckereien des wilden Brüderpaares und ihrer Raubgenossen müde, ergriffen endlich den Remus und schleppten ihn zu ihrem Herrn nach Alba. Numitor erkannte alsbald seinen Enkel, offenbarte ihm das grausame Vorhaben des Amulius, und beide Brüder beschlossen nun, an ihrem tyrannischen Oheim sich zu rächen. Mit einer Schar verwegener Gesellen drangen sie in die Stadt, ermordeten Amulius und setzten Numitor wieder auf den Thron. Erkenntlich gegen diese Wohlthat, erlaubte dieser seinen Enkeln, an dem Orte, wo sie als Hirten gelebt hatten, sich anzubauen. Hier nun, an dem Flusse Tiber, oben auf dem palatinischen Hügel, legten Romulus und Remus, in Verbindung mit vielen Bewohnern der Umgegend, im Jahre 753 v. Chr. den Grund zu der nachher so berühmt gewordenen Stadt Rom. Um nun zu bestimmen, wer der neuen Stadt den Namen geben, wer sie als König beherrschen sollte, beschlossen sie, nach damaliger Sitte durch Beobachtung des Vogelfluges den Willen der Götter zu erforschen. Dem Remus erschienen zuerst sechs Geier, und kaum hatte er frohlockend diese glückliche Erscheinung seinem Bruder gemeldet, als diesem unter Donner und Blitz ein Zug von zwölf Geiern vorüberflog. Jetzt entstand ein heftiger Streit unter den Brüdern; beide nahmen die königliche Würde für sich in Anspruch: Remus, weil ihm zuerst sechs Geier, Romulus, weil ihm die doppelte Anzahl erschienen sei. Zankend wurden sie handgemein, und Remus fiel im Getümmel. So wurde Romulus der alleinige Herrscher, und die Stadt nach ihm benannt.

Romulus (753—716) umgab sich zum Zeichen seiner Königswürde mit einer Leibwache von dreihundert Reitern, aus deren Nachkommen sich ein besonderer Stand, der der Ritter, bildete.

So oft er öffentlich erschien, schritten zwölf Gerichtsdiener, Lictören, mit Beilen und Ruthenbündeln bewaffnet, in stattlicher Reihe vor ihm her. Aus den angesehensten Bürgern wählte er sich einen Rath (Senatus) von hundert Mitgliedern, deren Zahl aber später bedeutend vermehrt wurde. Diese sollten mit ihm gemeinschaftlich das Wohl der Gemeinde berathen, sie sollten die Väter (Patres) derselben sein. Daher nannte man auch ihre Nachkommen, die lange einen bevorrechteten Stand bildeten, Patricier. Die Stadt selbst theilte er in drei Bezirke, Tribus genannt, jede Tribus in zehn Curien oder Bruderschaften. Nach diesen Curien mußten sich die Bürger zu bestimmten Zeiten auf dem öffentlichen Volksplatze versammeln, um über die Angelegenheiten der Gemeinde ihre Stimme zu geben. Diese Versammlungen nannte man Comitia curiāta, d. i. Versammlungen der Curien.

Um die Zahl seiner Unterthanen zu vermehren, eröffnete Romulus nach damaliger Sitte eine Freistätte (Asyl), wohin der verfolgte Unglückliche, wie der verbannte Verbrecher, sich begeben und des Schutzes der römischen Anbauer genießen konnte. Durch dieses Mittel erhielt die Stadt einen bedeutenden Zuwachs an Männern; aber nun fehlte es an Frauen. Als solche auf freundschaftlichem Wege von den benachbarten Staaten nicht zu erlangen waren, nahm Romulus seine Zuflucht zu einem Gewaltstreiche. Er ließ zu Ehren des Meergottes Neptūn ein großes Volksfest zu Rom anstellen und alle Nachbaren zu demselben einladen. Zahlreich fanden diese sich ein, insbesondere die Sabiner mit Weibern und Kindern. Während sie nun am Tage des Festes arglos den Volksspielen zuschauten, stürzten plötzlich auf ein gegebenes Zeichen die römischen Jünglinge in den Haufen der Zuschauer. Jeder ergriff in der Geschwindigkeit eine Jungfrau und schleppte sie in seine Hütte. Die bestürzten Eltern flohen von allen Seiten wehklagend und schreiend auseinander.

Die Geraubten ließen sich in Rom von ihren Männern bald besänftigen, aber ihre Väter daheim sannen auf blutige Rache. Die Sabiner insbesondere rückten unter ihrem Könige Titus Tatius mit einem großen Heere drohend heran, und vor den

Mauern Roms kam es zum Kampfe. Da stürzten plötzlich die geraubten Sabinerinnen mitten zwischen die feindlichen Reihen, fleheten hier zu ihren Männern, sie nicht zu Waisen, dort zu ihren Vätern, sie nicht zu Wittwen zu machen. Dieser Anblick rührte die Heere und ihre Führer; es erfolgte eine tiefe Stille. Die beiderseitigen Führer traten in die Mitte und schlossen Frieden, unter der Bedingung, daß beide Staaten vereinigt würden, daß Romulus und Tatius gemeinschaftlich in Rom regieren, und die vereinten Römer und Sabiner nunmehr auch den gemeinschaftlichen Namen Quirīten führen sollten. Der nahe gelegene Hügel Quirinālis wurde jetzt in das Gebiet der Stadt gezogen.

Romulus, der nicht einmal seinen Bruder hatte neben sich dulden können, wollte gewiß nicht lange mit einem Fremden die Herrschaft theilen. Tatius wurde nach sechs Jahren zu Lavinium bei einem Opferfeste erschlagen, nicht ohne den Verdacht, daß es auf heimliche Veranstaltung des Romulus geschehen sei. Bald wurde Romulus selbst ein Opfer seiner Herrschsucht. Bei einer Heeresmusterung vor den Thoren Roms ward er plötzlich vermißt. Die Senatoren, die ihn wahrscheinlich ermordet hatten, streueten unter das Volk aus, er sei glorreich zum Himmel aufgefahren, und verordneten, ihn von nun an als einen Gott unter dem Namen Quirīnus zu verehren.

Numa Pompilius (715—672), sein Nachfolger, war ein sehr weiser und frommer König und suchte ein friedliches, auf Religion sich stützendes Volksleben zu begründen. Zu dem Ende bauete er viele Tempel, stellte Festtage und Opfer an, errichtete mehrere Priesterorden und führte zur Bestimmung der Festtage einen neuen Kalender ein. Auch förderte er den Ackerbau und sicherte das Eigenthum eines Jeden durch göttlich verehrte Grenzsteine. Um so kriegerischer aber war der folgende König.

Tullus Hostilius (672—640). — Unter ihm brach die Eifersucht, welche schon lange zwischen der Mutterstadt Alba und Rom geherrscht hatte, in einen Krieg aus. Um aber nicht während des Kampfes von den anwohnenden, feindlich gesinnten Völkern heimtückisch überfallen zu werden, kam der albanische Führer

Mettius Fuffetius mit Tullus überein, durch einen Zweikampf entscheiden zu lassen, welches Volk in der Folge über das andere herrschen solle. Zufällig dienten im römischen Heere Drillingsbrüder, Horatier genannt, eben so im albanischen, Curiatier. Diese erboten sich zu dem wichtigen, über das Schicksal zweier ganzer Völker entscheidenden Kampfe. In der Mitte beider Heere ging der Kampf vor sich und fiel endlich zu Gunsten der Römer aus. Obgleich die Bedingungen des Vertrages beiderseits auf das feierlichste beschworen waren, so suchte dennoch Mettius durch Treulosigkeit und Verrath sich der Herrschaft der Römer zu entziehen. Er reizte die benachbarten Fidenater und Vejenter zum Kriege gegen Rom auf und versprach ihnen, mit seinem Heere zu ihnen überzugehen. Allein diese Treulosigkeit verfehlte ihren Zweck und brachte noch größeres Unglück über ihn und sein Volk. Sobald er nämlich auf dem Kampfplatze von den Römern sich trennte und seitwärts zog, rief Tullus seinen hierüber bestürzten Truppen mit so lauter Stimme zu, daß die Feinde es hören konnten: auf seinen Befehl ziehe Mettius mit den Albanern ab, um den Feinden in den Rücken zu fallen. Da fürchteten diese Verrath und ergriffen eiligst die Flucht. Jetzt eilte auch Mettius zurück und wünschte mit scheinbarer Freude dem Tullus Glück zu dem herrlichen Siege. Aber der ergrimmte König ließ den Verräther grausam hinrichten, zerstörte dann Alba von Grund aus und führte die Einwohner nach Rom, wo ihnen der bisher noch unbebaute Hügel Cälius zum Wohnsitze angewiesen wurde.

Ancus Marcius, der vierte König (640—616), führte ebenfalls glückliche Kriege mit den benachbarten Latinern. Er zerstörte mehrere ihrer Städte und versetzte die Einwohner nach Rom. Solche neue in Rom aufgenommene Einwohner bildeten hier die Plebs — daher ihr Name Plebejer. Diese Plebejer oder Neubürger hatten zwar nicht die Vorrechte der römischen Altbürger, der Patricier, welche die herrschende Klasse ausmachten, bildeten aber sonst einen freien und unabhängigen Stand. Derselbe Ancus erweiterte das Gebiet Roms bis an's Meer und legte an der Mündung des Tiberflusses den Seehafen Ostia an.

Tarquinius Priscus (616—578), ein Etrusker, war sein Nachfolger. Dieser verschönerte mit der Beute, die er den Latinern und Etruskern in glücklich geführten Kriegen abgenommen hatte, Rom, legte zur Ableitung des Unflathes Cloaken oder unterirdische Kanäle an und führte statt des Erdwalles eine steinerne Mauer um die Stadt auf. Auch erbaute er den Circus maximus, eine für Wettrennen zu Wagen und zu Pferde bestimmte Rennbahn und legte den Grund zu dem berühmten Capĭtōl, der mächtigen Tempelburg des Jupiter auf dem capitolinischen Hügel. Tarquinius wurde von den Söhnen des Ancus Marcius, deren Vormund er gewesen war, ermordet.

Servius Tullius* (578—534), der Sohn einer Sklavin und Eidam des Tarquinius, bestieg nunmehr den Thron, nicht sowohl durch die Wahl des Senates und Volkes, als vielmehr durch die Klugheit seiner Pflegemutter Tanăquil. Dieser große Mann war der eigentliche Begründer der römischen Staatsverfassung. Er theilte die römischen Bürger nach ihrem Vermögen in sechs Klassen und diese in 193, an Kopfzahl sehr verschiedene, Centurien oder Kompagnien. Die erste Klasse, in welcher die reichsten und vornehmsten Bürger waren, enthielt allein 98 Centurien; die vier folgenden zusammen 94, und die letzte Klasse bestand bloß aus einer Centurie. Da jede Centurie in den Volksversammlungen nur eine Stimme hatte, und die Patricier ihre gegenseitigen Vortheile beförderten, so war nun auch das Uebergewicht in den Händen der vornehmen Bürger. Weil aber das Vermögen der einzelnen Bürger sich mit der Zeit vermehren oder vermindern konnte, so fand alle fünf Jahre eine neue Schätzung Statt. Bei derselben wurde ein großes Sühnopfer für das Volk dargebracht. Ein solches Opfer nannten die Römer Lustrum, und dasselbe Wort bezeichnete seitdem auch wohl einen Zeitraum von fünf Jahren. Bei der ersten Musterung fanden sich schon 83,700 waffenfähige Bürger. Unter Servius wurden deshalb auch noch zwei Hügel in das Gebiet der Stadt gezogen, so daß Rom seitdem auf sieben Hügeln lag. Nach jener neuen Eintheilung der Bürger richtete sich auch der Grad der Verbindlichkeit zum Kriegsdienste. Für

*) Gleichzeitig regierten Pisistratus in Athen und Cyrus über Persien.

Bewaffnung und Unterhalt im Felde mußte damals jeder Bürger selbst sorgen. Die erste Klasse, als die begütertste, machte die Schwerbewaffneten aus. Jede der folgenden war verhältnißmäßig leichter bewaffnet, bis auf die sechste Klasse, die aus den ärmsten Bürgern (Proletariern) bestand und von allem Kriegsdienste ausgeschlossen blieb. Die Reiterei, welche bisher nur aus Patriciern genommen war, wurde nun durch Aufnahme reicher Plebejer bedeutend vermehrt; der Staat stellte jedem das Pferd. So waren Rechte und Pflichten genau gegen einander abgewogen. Dieselben Männer, welche im Sturme der Schlacht vorangingen und durch Bewaffnung und Uebung den Ausschlag gaben im Kampfe, wurden auch in der Versammlung der Gemeinde die Leiter und Führer des Volkes und gaben hier die Entscheidung.

Schon jetzt erkannten die kleinen benachbarten Völker, die Sabiner und Latiner, Rom als ihr Oberhaupt an. Servius errichtete mit ihnen einen Friedensbund, den sie durch jährliche Zusammenkünfte auf dem aventinischen Hügel im Tempel der Göttin Diana gemeinschaftlich feierten.

Tarquinius Superbus (534—510). — Dieser Tarquinius, mit dem Beinamen Superbus, d. i. der Uebermüthige oder Tyrann, war der siebente und letzte König Roms. Durch die Ermordung seines königlichen Schwiegervaters hatte er sich gewaltsam des Thrones bemächtigt, ohne die Wahl und Bestätigung abzuwarten. Um sich als eigenmächtiger Gebieter zu schützen, umgab er sich mit einer bewaffneten Leibwache von Ausländern. Das gemeine Volk in der Stadt beschäftigte er mit großen Bauten. Er verschönerte den Circus maximus und vollendete den Bau der Cloaken, der Wasserleitungen und des Capitols — Riesenwerke, die bereits Tarquinius Priscus begonnen hatte. Mehrere Senatoren, die ihm verdächtig waren, ließ er heimlich umbringen. Nur einer, L u c i u s J u n i u s, wußte sich seinem Dolche dadurch zu entziehen, daß er sich blödsinnig stellte. Tarquinius achtete ihn daher nicht und nannte ihn spöttisch nicht anders als B r u t u s, d. i. Blödsinniger. Aber eben dieser Brutus wurde der Urheber des Sturzes der königlichen Herrschaft.

Rom eine Republik (510 v. Chr.). — Tarquinius belagerte gerade Ardĕa, eine Stadt unweit Rom. Eines Abends ritt sein Sohn Sextus aus dem Lager nach dem benachbarten Städtchen Collatia. Und der wüste Jüngling mißhandelte hier eine allgemein geachtete Frau, die Lucrētia, deren Gemahl, Collatinus, im Lager vor Ardea stand. Diese erstach sich im Uebermaße des Schmerzes über die erlittene Unbilde mit einem Dolche. Jetzt erhob sich zum Erstaunen Aller der früher verkannte Brutus. Er ließ die Leiche öffentlich zur Schau ausstellen und schwur Rache dem Frevler und der ganzen königlichen Familie. Dann eilte er nach Rom und entflammte auch hier das Volk zur Absetzung und Verbannung des Tyrannen mit seiner Familie. Sogleich wurden alle Thore geschlossen, während der unermüdliche Brutus nach dem Lager eilte und auch dort die neue Gräuelthat verkündete. Auch das Heer verließ höchst erbittert den König und kehrte nach Rom zurück. Hier wurde nun im Jahre 510 v. Chr., ein Jahr später, als auch Athen von seinem Tyrannen Hippias war befreit worden, die königliche Regierung abgeschafft. Rom wurde eine Republik oder ein Freistaat. Aus der Mitte der Patricier wurden jährlich zwei Männer mit derselben königlichen Auszeichnung gewählt, die an der Spitze des Senates das Volk in der Stadt regierten und es im Felde anführten. Dieselben nannten sie Consuln, d. i. Reichsverwalter. Die Retter der Volksfreiheit, Brutus und Collatinus, wurden aus Dankbarkeit vom Volke zu den ersten Consuln erwählt.

Krieg mit Porsenna. — Aber schwere Kämpfe hatte die junge Republik gegen den verbannten Tarquinius zu bestehen. Dieser hatte mit seinen Söhnen zum Porsenna, Könige von Clusium in Etrurien, seine Zuflucht genommen und ihn vermocht, mit einem großen Heere gegen Rom anzuziehen. Schon war er bis zur Tiberbrücke vorgedrungen, schon wollte er zugleich mit den fliehenden Römern in die Stadt dringen; da aber stellte sich ihm am Eingange der Brücke ein heldenmüthiger Mann, mit Namen Horatius Cocles, mit noch zwei entschlossenen Gefährten kühn entgegen. Diese drei Männer hielten den Andrang eines ganzen Heeres mit vorgehaltenen Schilden und Speeren auf, während

ihre Mitbürger am jenseitigen Ufer mit dem Abbrechen der Brücke beschäftigt waren. Als diese dem Einsturze nahe war, riefen die Römer ihre treuen Streiter zurück. Nur die beiden andern gingen; Horatius aber blieb und wehrte sich so lange, bis er hinter sich das Gerassel der einstürzenden Brücke und das Jubelgeschrei der jenseits stehenden Römer hörte. Da endlich stürzte er sich, gerüstet, wie er war, in den Tiberfluß und schwamm unter der Menge der nachfliegenden Pfeile unverletzt zu den Seinigen hinüber, die ihn als ihren Retter empfingen.

Durch solchen Heldenmuth war Rom wohl für den Augenblick gerettet, das Verderben jedoch nicht abgewendet; denn Porsenna ließ die Stadt enge einschließen, um sie durch Hungersnoth zur Uebergabe zu zwingen. Schon war die Noth auf's Höchste gestiegen; da faßte ein anderer Jüngling, Mucius (Scävola) den verwegenen Plan, durch Meuchelmord der Retter seiner Vaterstadt zu werden. In der Frühe des Morgens schlich er, um unkenntlich zu sein, in etrurischer Kleidung in's feindliche Lager, mischte sich hier unter die feindlichen Soldaten und drängte sich mit ihnen voran zum Gezelte des Königs, wo gerade der Sold ausgezahlt wurde. Neben dem Könige saß der Schreiber, beide fast gleich gekleidet, aber alle wendeten sich an den Schreiber. Da meinte Mucius, dieser müsse wohl der König sein; und weil er sich durch Nachfragen nicht verrathen durfte, so erstach er den Schreiber statt des Königes. Augenblicklich wurde er ergriffen und aufgefordert, zu bekennen, wer er sei, und was ihn zu einer so gräuelvollen That verleitet habe. „Ein römischer Bürger bin ich," war seine Antwort, „Mucius ist mein Name. Als Feind wollte ich den Feind tödten und scheue den eigenen Tod nicht; denn herzhaft handeln und herzhaft leiden ist Römer Sitte. Und wisse, nicht ich allein, eine große Anzahl Jünglinge hat sich wider dein Leben verschworen, in jeder Stunde soll ein Mörder dich umlauern." Ueber solche Tollkühnheit ergrimmte der König. Er drohete, ihn lebendig zu verbrennen, wenn er ihm nicht auf der Stelle die Verschwörung näher entdecke. „Sieh' her und lerne," rief Mucius, „wie wenig denen der Körper gilt, die hohen Ruhm vor Augen haben!" und streckte seine rechte Hand in die lodernde

Flamme eines nahen Opferherdes.*) Da sprang der König voll Verwunderung vom Throne, riß ihn vom Feuer weg und schenkte ihm großmüthig Leben und Freiheit. Nun sagte Mucius, gleichsam als wollte er für die Großmuth erkenntlich sein: „So wisse denn, unser dreihundert haben sich verschworen, auf diese Art dir beizukommen. Mich traf das Loos zuerst, die übrigen werden, so wie es sie trifft, sich einstellen.“ Hierüber erschrak der König. Aus Furcht vor der Gefahr, in welcher fortan jeden Tag sein Leben schweben sollte, stand er von seiner Forderung ab, den Tarquinius in Rom wieder aufzunehmen, und schloß Friede. Zur Aufrechthaltung desselben mußten die Römer Geißel stellen. Unter diesen war auch Clölia, eine edele Jungfrau, mit mehreren Gespielinnen. Kaum angekommen im etrurischen Lager, überlistete sie in der Nacht die Wächter, stürzte sich mit den übrigen Mädchen in den Tiberfluß, schwamm hindurch, und alle kamen wohlbehalten nach Rom zu ihren Eltern zurück. Die Römer jedoch schickten die kühnen Mädchen sogleich zum Porsenna zurück. Dieser, hoch erstaunt über den weiblichen Muth, schenkte der Clölia nicht nur die Freiheit, sondern erlaubte ihr auch, sich noch einige von den übrigen Geißeln loszubitten. Sie wählte die jüngsten und kehrte mit ihnen froh nach Rom zurück.

Mit diesem mißlungenen Versuche gab jedoch Tarquinius seine Hoffnung noch nicht auf. Er wiegelte ein Volk nach dem anderen gegen die Römer auf, zuletzt auch die Latiner. Zwischen diesen und den Römern unter Aulus Postumius kam es im Jahre 496 am See Regillus zu einer höchst blutigen Schlacht, in welcher zwei Söhne und der Schwiegersohn des Tarquinius ihr Leben verloren. Da endlich floh der alte Tarquinius, tiefgebeugt und an seinem Glücke verzweifelnd, nach Cumä in Campanien, wo ein baldiger Tod seinen vieljährigen Leiden ein Ziel setzte.

*) Weil Mucius sich dadurch seiner rechten Hand beraubte, so erhielt er den Beinamen Scävola, d. i. Linkhand.

Zehnter Abschnitt.

Anfang des langwierigen, fast zweihundert Jahre hindurch (von 500—300 v. Chr.) währenden Streites in Rom zwischen den Patriciern und Plebejern. Einführung des ersten Dictators 501, der Volkstribunen 493, der geschriebenen Gesetzgebung 451. — Rom wird im Jahre 389 von den Galliern erobert und größtentheils verbrannt, aber durch Camillus wieder gerettet. — Der Streit zwischen den Patriciern und Plebejern erhält sein erwünschtes Ziel durch die Gleichstellung beider Volksparteien. — Der große samnitische Krieg, von 342—290 v. Chr., und der Krieg mit dem griechischen Könige Pyrrhus, welcher der Stadt Tarent in Unteritalien zu Hülfe zieht. — Die Römertugenden erscheinen in ihrem höchsten Glanze.

Anfang des Streites zwischen den Patriciern und Plebejern. — Statt der Könige regierten jetzt die Vornehmen in Rom, die Patricier, mit den aus ihrer Mitte gewählten Consuln und drückten auf alle Art ihre niederen Mitbürger, die Plebejer. Sie bekleideten ausschließlich alle öffentlichen Aemter, sie richteten nach ihrer Willkür das Volk, sie hatten die Nutznießung der Staatsländereien. Der arme Bürger hingegen mußte oft, um nur die Kosten des Feldzuges zu bestreiten, seinen Acker verpfänden oder verkaufen. Oft fand er auch, wenn er aus dem Kriege zurückkam, denselben verwildert oder vom Feinde verwüstet, und gerieth mit Weib und Kind in die drückendste Noth. Um das Leben zu erhalten, mußte er bei den Patriciern Schulden machen und verarmte hierüber immer mehr. Das Schlimmste war noch, daß damals der Gläubiger völlige Gewalt über seinen Schuldner hatte. Er sperrte ihn in Gefängnisse und Schuldthürme, verurtheilte ihn zur Zwangsarbeit unter blutigen Geißelhieben. Das war das Schicksal der Streiter für die Freiheit des Vaterlandes, selbst solcher, die in mehr als zwanzig Schlachten tapfer gefochten und verdiente Ehrenzeichen in Menge aufzuweisen hatten. Wie hätten sie in den Jubel der Patricier über den Untergang der Tyrannen mit einstimmen können, da eben die Patricier vom Tage der Freiheit ab ihre und ihrer Kinder Tyrannen wurden! Sie weigerten sich deshalb, Kriegsdienste zu thun, und zwar zu einer Zeit, als der verbannte Tarquinius an der Spitze der Latiner gegen Rom im feindlichen Anzuge war.

Einsetzung des Dictators (501 v. Chr.). — In dieser Noth versprach man dem Volke Erleichterung seiner Schuldenlast und setzte zur bessern Handhabung der Ordnung einen obersten

Befehlshaber, Dictātor, mit unumschränkter Gewalt ein, die er jedoch nicht über sechs Monate behalten sollte, damit sie nicht in eine vollständige Alleinherrschaft ausarte. Diese neue Würde kam im Jahre 501 v. Chr. auf. Titus Lartius bekleidete sie zuerst, nach ihm Aulus Postumĭus, dessen wir früher gedachten. Nachher wurde sie oft, aber immer nur zur Zeit der höchsten Noth, erneuert.

Das erschrockene Volk griff jetzt zu den Waffen und trieb siegreich die Feinde zurück. Aber statt den verdienten Lohn für seine neuen Anstrengungen und Opfer zu erhalten, wurde es nur noch härter gedrückt. So mehrmal getäuscht, nahm es endlich zu einem verzweifelten Mittel seine Zuflucht. Mit den Waffen in der Hand, seine Feldzeichen an der Spitze, zog es unter einem selbstgewählten Führer, Sicinĭus Bellūtus, nach dem, drei Meilen von Rom gelegenen, heiligen Berge. Auf diesem schlug es ein Lager auf und sah finster und drohend hinunter auf Rom.

Einsetzung der Volkstribunen (493 v. Chr.). — Der Senat, durch Tumult im Innern und Kriege von Außen geängstigt, schickte schnell eine Gesandtschaft nach dem Berge, um das Volk zur Rückkehr einzuladen. An der Spitze derselben stand Menenius Agrippa, ein Liebling des Volkes. Dieser, ein gewandter Mann, machte dem Volke in einer Fabel, wie nämlich die Glieder des menschlichen Körpers sich einst gegen den bloß verzehrenden Magen empört und ihm ihre Dienste versagt, dadurch aber Schwäche und Hinfälligkeit über den ganzen Körper verbreitet hätten, begreiflich, daß seine Empörung und Trennung von den Vornehmen dieselbe Schwäche und Hinfälligkeit zur Folge haben würden. Es kehrte deshalb zurück, als man ihm seine Schulden erließ und eine besondere Schutzobrigkeit aus seiner Mitte, Tribunen, gestattete. Diese konnten durch ihren Einspruch (Veto) jeden Senatsbeschluß, den sie für das Beste des Volkes nachtheilig hielten, umstoßen. Die Volkstribunen kamen im Jahre 493 auf; anfangs waren ihrer zwei, dann fünf, zuletzt zehn. Ihnen wurden zwei Gehülfen, Aedīlen genannt, zugesellt, welche die Aufsicht über die öffentlichen Plätze, Straßen und Gebäude führen, Wucher und Uebertheuerung verhüten sollten. Diese bildeten demnach eine Art von städtischer Polizeibehörde.

Coriolanus. — Der junge Patricier Cajus Marcius Coriolānus war der erste, welcher die furchtbare Gewalt dieser plebejischen Schutzobrigkeit erfahren mußte. In Rom war eine Hungersnoth ausgebrochen, und als nun große Schiffsladungen mit Getreide, das man auf der Insel Sicilien angekauft hatte, zu Rom ankamen, trug Coriolanus in der Rathsversammlung darauf an, dem Volke nicht eher etwas davon zu geben, als bis es die Tribunen wieder abschaffe, die täglich anmaßender und herrschsüchtiger würden. — „Mag doch der Pöbel," rief er mit bitterem Hohne, „wieder nach seinem heiligen Berge oder nach einem sonst beliebten Hügel ziehen, und wir wollen sehen, wer ihn abermals zurückruft." Wegen dieser und anderer Schmähungen verklagten ihn die Tribunen, und es wurde ihm ein Tag bestimmt, wo er sich vor dem Volke verantworten sollte. Coriolanus, der nichts anderes erwarten konnte, als daß der Beschluß des aufgereizten Volkes gegen ihn ausfallen würde, erschien an dem bestimmten Tage nicht. Da sprach das Volk in seiner Tribusversammlung die Acht über ihn aus. Diesem Volksbeschlusse war der tief gekränkte Patricier schon zuvorgekommen. Noch während der Abstimmung verließ er Rom und schwur schreckliche Rache seiner Vaterstadt. Er ging zu den bittersten Feinden der Römer, den Volskern, und reizte diese zu einem Einfalle in das römische Gebiet. Er selbst wurde an die Spitze eines Heeres gestellt und drang stürmend bis vor die Thore Roms. Mit Feuer und Schwert wurden alle Ländereien der Plebejer auf das schrecklichste verwüstet, die Stadt von allen Seiten eingeschlossen. Als die Noth hier auf's Höchste gestiegen war, schickten die Römer eine Gesandtschaft nach der andern in's volskische Lager, um ihn freundlichst einzuladen, von der Belagerung abzustehen und in seine Vaterstadt zurückzukehren; allein der erzürnte Sieger blieb unbewegt. Als aber seine eigene Mutter Veturĭa und seine Gemahlin Volumnĭa nebst ihren Kindern an der Spitze der ehrwürdigsten Frauen Roms im Lager erschienen und mit Bitten und Thränen in ihn drangen, da endlich ward er gerührt. Er umarmte seine Mutter und rief: „O Mutter, Mutter, Rom hast du gerettet, aber deinen Sohn verloren!" Er gab den Befehl zum Rückzuge, soll aber dafür von den getäuschten Volskern erschlagen worden sein.

Gesetze der zwölf Tafeln (451 v. Chr.). — Kaum athmeten die Römer freier, so begannen auch wieder die früheren Streitigkeiten. Das Volk wollte fortan feste, allgemein gültige, geschriebene Gesetze haben und nicht länger in seinen Rechtssachen von der willkürlichen Entscheidung der Patricier abhängig sein. Der Tribun Terentillus Harsa trug hierauf an. In Folge dessen entstanden wieder neue Volksunruhen, während welcher die Sabiner, unter Anführung des Herdonĭus, sogar in Rom drangen. Diese wurden noch zum Glücke von Quintus Cincinātus, den man vom Pfluge weg holte und zum Dictator ernannte, schnell wieder verjagt. Zuletzt erreichte doch das Volk durch sein gewöhnliches Mittel, durch die Weigerung des Kriegsdienstes, daß man im Jahre 451 Gesandte nach Griechenland, besonders nach Athen, schickte, das damals unter Perĭkles blühete, um Gesetze zu sammeln.

Die Abfassung derselben übertrug man zehn Männern (Decem viri) aus dem Patricierstande, denen man jetzt, mit einstweiliger Aufhebung aller übrigen Staatsämter, die höchste Gewalt übergab. Im ersten Jahre wurden zehn Tafeln vollendet, im folgenden noch zwei andere hinzugefügt. Schon waren die zwölf Tafeln öffentlich aufgestellt; dennoch behielten die Decemviren ihre Würde bei; ja Appius Claudius, das Oberhaupt derselben, suchte durch Gewaltthätigkeit und durch Werbung eines Anhanges sich die Alleinherrschaft zu verschaffen. Da veranlaßte die Mißhandlung der Tochter des Virginĭus einen Volksaufstand, welcher den Sturz der Decemviren und die Wiederherstellung der früheren Staatswürden zur Folge hatte.

Fortgang des Streites in Rom. — Das Volk ging in seinen Forderungen immer weiter. Auf den Vorschlag des Tribunen Canulējus wurde das Heirathsverbot zwischen den Patriciern und Plebejern aufgehoben (441). Der nämliche Tribun forderte auch die Wahlfähigkeit und Zulässigkeit der Plebejer zum Consulate. Darüber erschraken die Patricier. Sie sahen, daß das Volk jetzt auf den völligen Sturz ihrer seit Jahrhunderten anerkannten Standesvorrechte losgehe. Achtzig Jahre hindurch kämpften sie gegen diese Forderung an und bewilligten kleinere Vortheile, um

größere zu retten. So hoben sie für manches Jahr das Consulat auf und wählten sechs Kriegestribunen mit consularischer Gewalt, halb aus Patriciern, halb aus Plebejern. Sie trennten aber davon alles, was die Consuln sonst noch zu verwalten pflegten, insbesondere das Amt der Richter (Prätören), der Priester und der Censören. Im Jahre 443 wählte der Senat aus seiner Mitte zwei Censoren, welche den Vermögensstand und die Bevölkerung der Stadt genau ermitteln mußten, um der Vermischung der Patricier und Plebejer so weit als möglich vorzubeugen. Dieses Amt wurde in der Folge sehr wichtig, da die Censoren auch das Sittenrichteramt erhielten.

Eroberung von Veji. — Während der inneren Unruhen dauerten die kleinen Kriege mit den benachbarten Völkerschaften jährlich fort und nährten den kriegerischen Sinn der Römer. Da aber die häufigen Kriege den armen Mann ganz erschöpften, so sahen sich endlich die Väter gezwungen, Sold an die im Felde stehenden Bürger zu zahlen und demnach auch die Abgaben zu erhöhen (405). Von nun an wurde der Krieg, der früher im Winter immer geruht hatte, auch durch diese Jahreszeit fortgesetzt, und so der Weg zu größeren Unternehmungen angebahnt. Der wichtigste Krieg um diese Zeit wurde gegen Veji, die mächtigste Stadt Etruriens, geführt. Im Jahre 405 fing die Belagerung an und dauerte, wie die Belagerung Trojas, zehn Jahre. Der Dictator Camillus eroberte sie endlich, genoß aber nicht lange des Ruhmes seiner glorreichen That. Von seinen Mitbürgern verläumdet, verließ er Rom und begab sich nach Ardĕa. Unterwegs soll er mehrmals die Götter angefleht haben, doch recht bald seine Mitbürger zur Reue und zur Sehnsucht nach ihm zu nöthigen. Dieser Wunsch ward ihm erfüllt.

Die Gallier in Rom (389 v. Chr.). — Im Norden von Italien hatten sich schon vor alter Zeit mehrere Volkstämme der Gallier niedergelassen. Wild und kriegerisch, wie sie waren, drangen sie erobernd immer weiter vor, besonders die Senonen, welche bald alle Ebenen am Po und an den Küsten des adriatischen Meeres im Besitz hatten. Es war im Jahre 389 v. Chr., kurz vor der Zeit, als die Griechen den antalcidischen Frieden

mit den Persern schlossen, als die Gallier nach Etrurien drangen und die feste Stadt Clusium, den ehemaligen Königsitz des Porsenna, belagerten. Die erschrockenen Einwohner riefen eiligst die Römer zu Hülfe. Diese schickten vorläufig Gesandte zum Brennus — so hieß der Anführer der Gallier — und ließen fragen, mit welchem Rechte er doch in das Gebiet freier Männer falle. „Das Recht," erwiederte der stolze Mann, „führe ich auf der Spitze meines Schwertes; dem Tapferen gehört die Welt." Ueber solche Keckheit ergrimmten die Gesandten. Sie stellten sich an die Spitze der Clusier und machten einen Ausfall. Einer von den Gesandten tödtete sogar mit eigener Hand einen gallischen Anführer.

Eine solche Verletzung des Völkerrechtes sollte Rom büßen. Racheschnaubend zog Brennus dahin. In der Nähe desselben, bei dem Flusse Allĭa, kam es zur Schlacht. In dieser wurden die Römer völlig geschlagen und zersprengt. Nun rückte er ohne Widerstand in die verlassene Stadt und tödtete auf dem Marktplatze alle Senatoren, die hier in feierlicher Amtskleidung in ehrfurchtgebietender Würde saßen, entschlossen, den Untergang der Vaterstadt nicht zu überleben. Dann wurde die Stadt den Flammen preisgegeben. Nach Verbrennung derselben belagerte er das Capitol. Beinahe wäre die Eroberung geglückt. In einer Nacht kletterten mehrere Gallier an einer unbewachten Seite die Burgmauer hinauf. Und bereits schien Alles gewonnen, als plötzlich die Gänse, welche auf dem Capitol zu Ehren der Göttin Juno unterhalten wurden, ein so starkes Geschnatter erhoben, daß der Senator Manlius Capitōlīnus davon erwachte. Er ahnte die Gefahr, rief laut die Besatzung auf, eilte schnell hin und stieß mit seinem Schilde den ersten schon oben stehenden Gallier jählings hinunter. Auf diesen Lärm eilten noch mehrere Römer herbei, und jeder Hinaufkletternde wurde zurückgestoßen. So war das Capitol gerettet, und Manlius empfing den Dank aller Geretteten. Aber nicht lange genoß er den Lohn dieser schönen That. Sechs Jahre nachher ward er als Hochverräther, der die Verfassung stürzen und sich zum Alleinherrscher aufwerfen will, von demselben Felsen hinabgestürzt. — Zum Andenken an die rettende That

der Gänse aber wurden diese jährlich in feierlichem Aufzuge öffentlich umhergetragen. Fast sieben Monate hatte die Belagerung gewährt, als die Römer, durch Hungersnoth gezwungen, mit Brennus einen Vertrag schlossen. Eben, als man das Gold für die Freiheit abwägen wollte, eilte der verbannte Camillus mit einem Heere gesammelter Flüchtlinge herbei. Man griff zu den Waffen, die Gallier wurden geschlagen, und Rom, obgleich in einen Schutthaufen verwandelt, war gerettet. Das verarmte Volk wollte die wüste Brandstätte verlassen und nach Veji auswandern, aber der biedere Camillus hielt die Verzweifelnden an dem Orte des alten Ruhmes zurück. Rasch wurde wieder angebauet, und ein neues Rom stieg bald aus dem Schutte empor. Den Camillus nannten die dankbaren Römer den zweiten Romulus, den Retter des Vaterlandes.

Gleichstellung der Patricier und Plebejer. — In dem neuen Rom begannen bald wieder die alten Streitigkeiten, in welchen die Beharrlichkeit des Volkes endlich siegte. Im Jahre 366 v. Chr. wurde der erste Consul aus den Plebejern gewählt. Der Zutritt dieser zu den übrigen Würden, der Dictātur (355), der Censur (350), der Prätur (336), erfolgte nun von selbst; und als sie auch im Jahre 300 zur Bekleidung der priesterlichen Würde zugelassen wurden, so schwand von dieser Zeit an aller Unterschied zwischen Patriciern und Plebejern.

Krieg gegen die Samniter (342—290 v. Chr.). — Um so kräftiger konnten nun die wieder ausgesöhnten Bürger gegen die Feinde zu Felde ziehen und ihre Eroberungen erweitern. Wichtiger und einflußreicher, als alle bisherigen Kriege, war der mehr als fünfzigjährige Kampf mit den Samnītern, der kräftigsten und kühnsten Völkerschaft Mittelitaliens. In diesem Kriege haben sie die schönsten Beweise ihrer Entschlossenheit, ihres Muthes und ihrer Vaterlandsliebe gegeben. Unter den vielen Helden dieser Zeit glänzen insbesondere die Namen eines Valerĭus Corvus, eines Decĭus Mus (Vater sowohl als Sohn opferten sich freiwillig auf), eines Manlĭus Torquātus, eines Papirĭus Cursor, eines Fabĭus Maxĭmus. Mit gewaltiger Anstrengung und abwechselndem Glücke focht man auf beiden Seiten; ja

das römische Heer wurde einst in den caudinischen Engpässen, zwischen Capua und Benĕvĕntum, eingeschlossen und gezwungen, durch das Joch, einen niedrigen aus Lanzen errichteten Galgen zu gehen (321). Doch bald wurde diese Schmach gerächt, und der samnitische Feldherr Pontĭus selbst gefangen genommen. Von nun an erlitten die Samniter Niederlage auf Niederlage, bis endlich der Consul Curĭus Dentātus ihre Unterwerfung vollendete (290).

Krieg gegen Tarent und Pyrrhus (282—272). — Nach der Unterjochung der Samniter gingen die Römer auf die große Seestadt Tarēnt, eine griechische Kolonie in Unteritalien, los, weil die Einwohner derselben ihren Gesandten Postumĭus beleidigt hatten. Die Tarentiner, zu schwach, um es allein mit den Römern aufzunehmen, riefen den eroberungslustigen Pyrrhus, König von Epīrus, zu Hülfe. Dieser große Kriegesheld erschien im Jahre 281 mit 25,000 kampfgeübten Kriegern und mit zwanzig zum Streite abgerichteten Elephanten in Italien. Dennoch zagten die Römer nicht. Als Pyrrhus sich ihnen durch seinen Gesandten als Friedensvermittler anbieten ließ, erklärten sie ihm offen, daß sie ihn als Vermittler nicht wollten und als Feind nicht fürchteten. Wohl mochte er sich wundern, daß die Barbaren, wie er sie wegwerfend nannte, gegen ihn, den großen König, eine solche Sprache zu führen wagten. Für solche Keckheit sollten sie jetzt ihren Lohn empfangen; er ließ sein Heer gegen sie aufbrechen.

Schlacht bei Heraclea (280). — Die Römer rückten ihm kühn entgegen, und es kam bei Heraclēa in Lucanien zu einer großen Schlacht. Sie blieb lange unentschieden; da endlich ließ Pyrrhus seine Elephanten in den Kampf führen. Wüthend drangen diese Ungeheuer, welche hölzerne Thürme mit Kriegern auf ihren Rücken trugen, in die feindlichen Reihen ein. Voll Entsetzen ließen jetzt die Römer vom Kampfe ab und ergriffen die Flucht. — Nach dieser Niederlage, meinte Pyrrhus, würden sich die Römer wohl zum Frieden verstehen, und schickte deshalb Cinēas, einen gewandten Staatsmann und großen Redner, nach Rom, ihn anzutragen. Der alte, listige Grieche ließ nichts unversucht, um die Absicht seines Herrn zu erreichen; aber weder seine Rednerkünste, noch seine Geschenke erreichten hier den Zweck.

Unverrichteter Sache kehrte er zu seinem Herrn zurück und sagte verwundert: „Der römische Senat schien mir eine ehrwürdige Versammlung von Königen zu sein, und das Volk noch zahlreicher und kriegeslustiger als zuvor!“ Pyrrhus hatte bald Gelegenheit, sich selbst hievon zu überzeugen. Die Römer schickten wegen Auslösung der Gefangenen einen alten, ehrwürdigen Senator, mit Namen Fabricĭus, an ihn. Er empfing den edelen Gesandten mit aller Achtung und bot ihm als Zeichen derselben reiche Geschenke an. Vergebens! er nahm sie nicht. Am folgenden Tage wollte der König die Unerschrockenheit des Mannes, von der er so vieles gehört hatte, auf die Probe stellen. Er ließ in dem Zelte, in welchem er sich mit ihm allein unterreden wollte, seinen größten Elephanten hinter einen Vorhang stellen. Während der Unterredung ward der Vorhang weggezogen, und plötzlich streckte das Ungeheuer mit fürchterlichem Gebrülle seinen Rüssel der Länge nach über den Kopf des Fabricius hin! Fabricius aber blieb ganz ruhig und sagte lächelnd zum Pyrrhus: „So wenig mich gestern dein Geld gereizt hat, so wenig schreckt mich heute dein Elephant!“ Pyrrhus erlaubte allen römischen Gefangenen zu einem gerade eintreffenden Volksfeste nach Rom zu gehen, dort mit den Ihrigen fröhlich zu sein, nachher aber als Gefangene sich wieder einzustellen. Es geschah, und alle kehrten richtig zurück.

Schlacht bei Asculum (279). — Ein zweites Treffen fiel hierauf bei der Stadt Ascŭlum, dem heutigen Ascoli, vor. Pyrrhus siegte auch hier mit seinen Elephanten, verlor aber so viel Soldaten, daß er bestürzt ausrief: „Noch ein solcher Sieg, und ich bin verloren!“ Im folgenden Jahre war Fabricius selbst Anführer der Römer. Er bekam einen Brief vom Leibarzte des Pyrrhus, in welchem jener sich erbot, gegen eine angemessene Belohnung seinen König zu vergiften und die Römer von ihrem gefährlichsten Feinde zu befreien. Mit gerechtem Unwillen aber schickte Fabricius diesen Brief zum Pyrrhus. Voll Bewunderung und Rührung über solchen Edelmuth des Feindes, rief dieser laut aus: „Ja, das ist derselbe Fabricius, der so wenig vom Wege der Tugend, als die Sonne von ihrer Bahn abzubringen ist.“ Er ließ den treulosen Arzt hinrichten, den Römern aber schickte er ihre

Gefangenen ohne Lösegeld zurück und bot ihnen abermals Frieden an. Er erhielt aber als Antwort zurück: zuvor müsse er Italien verlassen. Für die ausgelieferten Gefangenen gaben sie ihm eben so viele gefangene Griechen zurück.

Solche Hartnäckigkeit brachte ihn in die äußerste Verlegenheit. Er mochte nicht wieder eine so fürchterliche Schlacht wagen, die gleich ein halbes Heer dahinraffe; und nach Hause zurückzukehren schien ihm schimpflich. Aus solcher Verlegenheit half ihm eine Einladung der nahe gelegenen Insel Sicilien, die ihn gegen ihre auswärtigen Feinde, die Karthäger, zu Hülfe rief. Er schiffte sich nach Syrakus ein. Hier vereinigte er eine Reihe der wichtigsten griechischen Städte unter seinem Oberbefehl und drängte die Karthager immer weiter zurück. Allein bald entstanden Mißtrauen und Eifersucht gegen das fremde Bundeshaupt, und nach einem Aufenthalte von zwei Jahren kehrte Pyrrhus auf inständiges Bitten der hartbedrängten Tarentiner nach Italien zurück. Die Römer schickten gegen ihn den Consul Curius Dendätus ab, einen Mann, der an Edelmuth und Genügsamkeit dem Fabricius glich.

Schlacht bei Beneventum (275). — In dieser Schlacht rechnete Pyrrhus wieder ganz vorzüglich auf seine Elephanten; aber gegen diese hatten nunmehr die Römer ein gutes Mittel erfunden. Mit fürchterlichem Geschrei warfen sie brennende Fackeln und Pechkränze zwischen die Unthiere, so daß sie schen zurückrannten und Verwirrung und Flucht über das Heer des Pyrrhus selbst brachten. Er wurde völlig geschlagen, sein Lager erobert.

Von solchen „Barbaren" mochte sich Pyrrhus nunmehr wohl recht weit wegwünschen! Und wirklich schiffte er still in der Nacht mit dem Ueberbleibsel seines Heeres eiligst in sein Land zurück. Tarent, das jetzt zu Lande von den Römern und von der Seeseite her von den Karthagern hart bedrängt wurde, ergab sich endlich an die Römer. Mit Tarent (272) fiel ihnen auch ganz Unteritalien zu, so daß um das Jahr 264 v. Chr. ganz Italien von den Südspitzen bei Rhegium und Leuca an bis nördlich hinauf zu den Grenzflüssen Rubico und Macra unter ihrer Herrschaft stand.

Der Krieg mit Pyrrhus war für die Römer eine treffliche Schule der Kriegeskunst, die ihnen den Weg zu noch größeren Unternehmungen bahnte.

Elfter Abschnitt.

Die Eifersucht zwischen den Römern und Karthagern um den Besitz Siciliens wird Veranlassung zu großen und langwierigen Kriegen, die mit dem Untergange Karthagos enden. — Nach Besiegung dieser mächtigen Nebenbuhlerin ist für die Römer der Weg zur Weltherrschaft gebahnt. Auch in Osten sind ihre Waffen siegreich; Macedonien und Griechenland werden unterworfen.

Im nördlichen Theile Afrikas, an der Küste, wo jetzt Tunis liegt, blühete vor alten Zeiten eine große Stadt, mit Namen Karthāgo. Sie war von der phönizischen Königin Dido auf der Flucht vor ihrem feindlichen Bruder Pygmalion, dem Mörder ihres Gemahles Sichäus, im neunten Jahrhundert v. Chr. gegründet worden. Von diesem phönizischen Ursprunge hießen die Einwohner selbst wohl Phönizier und abgekürzt Pöner oder Punier. Nach der Väter Weise war Handel und Schifffahrt ihr Leben. In Spanien, auf den Inseln Sardinien, Corsica und Sicilien blüheten ihre Kolonien herrlich empor und breiteten sich immer weiter aus. Schon kurz nach Vertreibung der Könige hatte Rom mit Karthago den ersten Handelsvertrag geschlossen und war seitdem im friedlichen Verkehre mit demselben geblieben. Um den Besitz von Sicilien aber, nach welchem beide strebten, erhob sich zwischen ihnen ein langwieriger Kampf, welcher den Untergang Karthagos nach sich zog.

Erster punischer Krieg (264—241). — Campanische Miethstruppen, die sich wegen ihrer Tapferkeit Mamertiner oder Söhne des Mars nannten, schweiften nach ihrer Entlassung aus dem Dienste des Königes von Syrakus als heerenloses Gesindel raubend auf der Insel umher und bemächtigten sich der Stadt Messana. Hier aber von den Karthagern und ihren Bundesgenossen, den Syrakusern, hart bedrängt, sprachen sie die Römer um Hülfe an. Der römische Senat nahm anfangs billigen Anstand, dem Raubgesindel Hülfe zu schicken; das Volk aber drang

mit Gewalt darauf. Endlich wurde der Consul Appius Claudius mit einem Heere nach Sicilien geschickt, welcher die Karthager aus dem Felde schlug. So begann der erste punische Krieg, welcher 23 Jahre währte.

Sollte aber der Krieg mit dieser seefahrenden Nation auf die Dauer für die Römer von Erfolg sein, so war durchaus eine Kriegesflotte nöthig. Sie boten deshalb alle Kräfte auf, eine solche auszurüsten und zu bemannen. Zwei gestrandete karthagische Kriegesschiffe, die sie erbeuteten, dienten ihnen hierbei zum Muster.

Seesieg des Duilius (260). — Damit aber die Karthager durch ihre größere Geschicklichkeit zur See nicht zu sehr im Vortheil wären, so erfand der Anführer der römischen Flotte, Duilius, die Enterhaken, welche die Form eines Rabenschnabels hatten und deshalb auch corvi, d. i. Raben, genannt wurden. Durch diese an einer Fallbrücke angebrachten eisernen Haken sollte das feindliche Schiff an das römische befestigt, und so die Seeschlacht in eine Art von Landschlacht, in welcher die Römer überlegen waren, verwandelt werden. Der Versuch gelang. Im Jahre 260 erkämpfte Duilius vermittelst dieser Enterhaken, die sich in das Verdeck des feindlichen Schiffes tief einbohrten und dieses festhielten, über die Beherrscher des Meeres den ersten Seesieg bei Mylä, in der Nähe von Rhegium.

Gefangennehmung des Regulus (255). — Da der erste Versuch so gut gelungen war, so wagten sie noch einen zweiten eben so kühnen. Sie schickten ihren Consul Attilius Regülus nach Afrika selbst. Nach einem neuen Seesiege an der Küste drang er in das Land ein und bedrohete die Karthager schon auf ihrem eigenen Gebiete. In dieser Noth aber erhielten diese einen erwünschten Retter. Ein spartanischer Feldherr, Xanthippus, kam mit wohlgeübten griechischen Miethstruppen herüber, schlug im Jahre 255 die Römer und nahm den Regulus selbst gefangen. Dieses Unglück beugte dennoch den Muth der Römer nicht, sondern ward Veranlassung zu neuen, noch größeren Rüstungen.

Friede (241). — Nach manchem Wechsel des Kriegesglückes erfocht endlich der Consul Lutatius Catülus bei den ägati-

schen Inseln, Lilybäum gegenüber, im Jahre 242, einen vollständigen Sieg und zwang die erschöpften Karthager zu einem Frieden, in welchem sie Sizilien, so weit es ihnen gehörte, und die benachbarten kleinen Inseln den Römern abtreten und große Summen Geldes als Kriegeskosten zahlen mußten.

Begebenheiten zwischen dem ersten und zweiten punischen Kriege. — Der karthagische Feldherr Hamilkar mußte jetzt schnell nach Afrika eilen, um den Aufruhr der unbezahlten Miethstruppen zu dämpfen. Auch auf Sardinien und Corsica standen die Miethstruppen auf und spielten sogar diese Inseln in die Gewalt der Römer. — Bald hierauf hatten diese Gelegenheit, auch im adriatischen Meere ihr Uebergewicht zur See zu gebrauchen. Die Illyrier am adriatischen Meere, welche damals als Seeräuber alle Meere unsicher machten und durch ihre Kapereien Römer und Griechen beeinträchtigten, wurden gedemüthigt. — Gleich auf diesen Krieg folgte ein neuer gegen die Gallier, die seit dem ersten Einfalle unter Brennus ihre Streifzüge oft wiederholt hatten. Im Jahre 225 waren sie wieder bis Clusium vorgedrungen. Aber in zwei blutigen Schlachten geschlagen, mußten sie ihr Land vom Padus (Po) bis an die Alpen den Römern abtreten.

Zweiter punischer Krieg (218—201). — Unterdessen suchten die Karthager sich für ihre großen Verluste durch Eroberungen in dem reichen Spanien, in welchem ihre Urväter, die Phönizier, seit tausend Jahren Schätze gesammelt hatten, zu entschädigen. In sechzehn Jahren (237—221) hatte die Heldenfamilie Barkas, Hămilkar und sein Schwiegersohn Hasdrŭbal, Spanien bis an den Ibērus (Ebro) erobert. Auch den noch übrigen Theil würden die Karthager ihrer Herrschaft unterworfen haben, wären nicht die eifersüchtigen Römer dazwischen getreten. Diese schlossen mit der Stadt Saguntum, dem jetzigen Murviedro in Valencia, ein Bündniß und bezeichneten gebieterisch den Fluß Ibērus (Ebro) als die östliche Grenze, welche die Karthager nicht überschreiten sollten. Anfangs gehorchten diese. Als aber nach Hasdrubal's Tode der junge feurige Hannibal, Hamilkar's Sohn, den Oberbefehl erhielt, griff dieser desungeachtet Sa-

guntum an und eroberte es. Auch den noch übrigen Theil Spaniens nahm er mit stürmender Gewalt. Die Römer schickten Gesandte nach Karthago, um sich über diesen Friedensbruch zu beschweren, und verlangten Hannibal's Auslieferung. Die Karthager aber schlugen diese ernstlich aus. Da trat aus der Reihe der Gesandten Fabĭus hervor, legte sein Oberkleid (Toga) in zwei Falten und hielt diese drohend den Karthagern hin, mit den Worten: „Hier ist Krieg, hier Frieden, wählet!" — „Wir wählen nicht," riefen die Karthager, „gib uns nur nach deinem Belieben." — „So sei es Krieg!" entschied Fabius, und es begann nun der zweite punische Krieg, welcher siebenzehn Jahre lang mit der größten Erbitterung und unter abwechselndem Glücke geführt wurde.

Hannibal's Uebergang über die Alpen. — Hannibal hatte von seinem Vater nicht nur unversöhnlichen Römerhaß, sondern auch dessen große Feldherrntalente ererbt; er war der Abgott seines Heeres. An der Spitze von 60,000 Mann zog er über das Grenzgebirge Spaniens, die Pyrenäen, dann durch Gallien, das heutige Frankreich, und stand im fünften Monate nach seinem Aufbruche aus Spanien am Fuße der Alpen. Auch über dieses riesenartige Gebirge mit seinen bis in die Wolken ragenden öden Eisfeldern, die für unübersteigbar gehalten wurden, setzte kühn der junge Held und langte nach fünfzehn schweren Tagen mit etwa 26,000 Mann, welche die Gefahren und Mühseligkeiten dieses Zuges überstanden hatten, in den Ebenen des Flusses Padus (Po) an. Er hatte vor, die Römer jetzt gerade so in ihrem eigenen Lande anzugreifen, wie diese im letzten Kriege sein Vaterland heimgesucht hatten.

Hannibal's Siege in Italien. — Das hatte sich wohl kein Mensch in Rom gedacht, daß der junge Afrikaner, wenn man ihn auch sonst wohl als einen kühnen Kriegshelden kannte, mit einem ganzen Heere in der kalten Herbstzeit über die Alpen gehen würde, über welche sich kaum im Sommer ein Reisender ohne Führer wagte. In aller Eile wurde der Consul Cornelius Scipio mit einem Heere ihm entgegengeschickt. Jenseits des Padus (Po) an dem Flusse Ticĭnus (Tessin) stießen die beiden Heerführer

auf einander, und es kam zu einem hitzigen Reitergefechte. Hannibal gewann den Sieg. Scipio selbst wurde schwer verwundet und nur durch die Tapferkeit seines Sohnes vor der Gefangenschaft bewahrt (218). In demselben Jahre gewann Hannibal an der Trebia, einem der rechtsher strömenden Zuflüsse des Po, einen zweiten glänzenden Sieg über den andern Consul Semprōnius. Ganz Oberitalien ging jetzt zu dem Sieger über, und mehr noch als durch Waffengewalt gewann er es durch schonende Milde. Im Frühlinge des folgenden Jahres lockte Hannibal durch verstellte Flucht den gegen ihn abgeschickten Consul Flaminīus in das von Bergen umschlossene Thal am See Trasimēnus (Lago di Perugia), dessen aufsteigender Nebel seinen Hinterhalt verbarg. Hier büßte der Consul, der sich des Sieges schon gewiß glaubte, seine unüberlegte Raschheit mit einer vollständigen Niederlage. Der Sieger drang nun mit stürmender Gewalt bis an das adriatische Meer und wandte sich nach Apulien.

Die Römer sahen sich jetzt nach dem einsichtsvollsten und erfahrensten Feldherrn um und wählten den Fabius Maximus zum Dictator. Dieser war sehr bedächtig und vorsichtig; er vermied jede Schlacht, beobachtete aber von den Höhen der Berge her seinen Gegner, zog ihm überall nach und suchte ihm möglichst Abbruch zu thun. Die Soldaten aber mißbilligten ein so langweiliges Hin- und Herziehen und nannten ihren Feldherrn spöttisch Cunctātor, d. i. Zauderer. Diesen Namen legte man ihm später aber als Ehrennamen bei, weil man wohl einsah, daß er durch sein kluges Zaudern den Staat gerettet habe. Vergebens bot Hannibal Alles auf, seinen Gegner zu einer Schlacht herunterzulocken. Bei solchen Versuchen kam Hannibal einst selbst in große Gefahr. Er sah sich plötzlich in einer Bergschlucht eingeschlossen, alle Ausgänge hielt Fabius sorgfältig besetzt. Aus dieser Falle half er sich jedoch durch eine List. Er brachte eine Menge Ochsen zusammen, ließ ihnen Reißbündel zwischen die Hörner binden, diese bei Anbruch der Nacht anzünden und dann die hierdurch wüthend gewordenen Thiere gegen die Päße treiben, welche die Römer besetzt hielten. Erschrocken liefen nun die römischen Soldaten eiligst davon, und Hannibal zog sich nun mit

seinem Heere hinter den Ochsen her, die ihm in der Dunkelheit der Nacht eine gute Leuchte auf ihren Hörnern vortrugen, unversehrt aus der Falle. Erst bei Tagesanbruch merkte Fabius, wie arg ihn der Punier betrogen hatte. Jetzt murreten die römischen Soldaten noch mehr. Viele meinten sogar, der Dictator müsse wohl mit Hannibal in einem geheimen Bunde stehen. Denn dieser verwüstete alle Ländereien um Rom mit Feuer und Schwert; nur die des Fabius ließ der Listige sorgfältig erhalten, um ihn verdächtig zu machen. Eben so unbesonnen, wie die gemeinen Soldaten, urtheilte auch Minutius, der Unterbefehlshaber des Fabius. Dieser brachte es sogar dahin, daß ihm der Oberbefehl über die eine Hälfte des Heeres ertheilt wurde. Sogleich zog er jetzt von den Höhen hinab, verfolgte den scheinbar fliehenden Hannibal, war aber, ehe er sich versah, in einer Bergschlucht von den Karthagern eingeschlossen. Hier wäre er gewiß mit seinem Heere verloren gewesen, wenn ihm nicht Fabius, der die Gefahr von den Höhen her bemerkt hatte, eiligst zu Hülfe gekommen wäre.

Für das folgende Jahr 216 wählten die Römer zwei neue Feldherren, Aemilius Paulus und Terentius Varro. So bedächtig auch der Erstere war, so ungestüm und hitzig war Varro. Dieser drang mit Gewalt auf eine große entscheidende Schlacht und griff Hannibal bei Cannä in Apulien an. Hier aber erlitten die Römer die schrecklichste Niederlage im ganzen Kriege. Der Unglückstag bei Allia schien erneuert, und Rom verloren zu sein. Allein die heldenmüthige Festigkeit und Eintracht des Senates und Volkes rettete den Staat.

Indessen war Hannibal durch diesen höchst glorreichen Sieg Herr von Capua und fast von ganz Unteritalien geworden. Noch wagte er es nicht, auf Rom selbst loszugehen; er bezog vielmehr die reichen Winterquartiere zu Capua und trat mit dem Könige Philipp III. aus Macedonien wie auch mit Syrakus in Unterhandlung. Er konnte jedoch, weil seine eifersüchtigen Mitbürger ihn nicht gehörig unterstützten, von 215 an auf seiner Siegesbahn nicht weiter fortschreiten. Die Karthager verloren eine Besitzung nach der anderen. Der Consul Marcellus nahm (212) Sy-

rakus ein, welches vorzüglich durch die kunstreichen Maschinen des Mathematikers Archimēdes lange mit Erfolg vertheidigt worden war. Hannibal's Lage verschlimmerte sich mit jedem Tage; und seit dem Tode seines Bruders Hasdrubal, der ihm aus Spanien, nach einem kühnen Alpenzuge, ein Heer zuführen wollte, auf seinem Zuge durch Oberitalien aber bei Sēna in Umbrien, unfern des kleinen Flusses Metaurus, mit seinem ganzen Heere den Untergang gefunden hatte (207), war seine Macht gebrochen. Hülfe hatte er nicht mehr zu erwarten. Spanien ward von den Römern erobert, und der junge Scipio, später Africānus genannt, setzte nach Unterwerfung Spaniens, von Sicilien aus nach Afrika über, wo sich der König von Numidien, Masinissa, mit ihm vereinigte.

Hannibal's Rückkehr. Friede. — In dieser Noth riefen die Karthager ihren Feldherrn Hannibal zur Rettung der Vaterstadt schleunigst nach Afrika herüber. Wehmuthsvoll verließ dieser Italien, in welchem er dreizehn Jahre nach der Schlacht bei Cannä, und sechzehn Jahre überhaupt unerschütterlich gestanden, gekämpft und gesiegt hatte. Er landete bei Leptis und traf mit Scipio in der Ebene von Zama zusammen. Nach einer Unterredung der beiden Feldherren, die fruchtlos für den Frieden ablief, wurde die große Schlacht bei Zama (202) geliefert, in welcher die Karthager völlig geschlagen werden. Sie baten jetzt um Frieden und erlangten ihn (201), jedoch unter sehr harten Bedingungen. Sie mußten auf Spanien, ihre letzte Kraft, verzichten; ihre Flotte bis auf zehn kleine Schiffe, zur Nothwehr gegen Seeräuber, ausliefern; zehntausend Talente (fast zwölf Millionen Thaler) Kriegeskosten zahlen und versprechen, ohne Einwilligung Roms keinen Krieg mehr zu unternehmen. Karthagos Blüthe war jetzt dahin!

Unterwerfung Macedoniens und Syriens. — Von nun an kannte die Eroberungssucht der Römer keine Grenzen mehr. Seit der Schlacht bei Cannä nährten sie einen unversöhnlichen Haß gegen Philipp III., König von Macedonien, wegen seines Bündnisses mit den Karthagern. Unter dem Vorwande, er beeinträchtige die Freiheit der Griechen, wurde der Consul Flami-

ninus mit einem Heere abgeschickt, der ihn, im Jahre 197, bei Kynoskephälä in Thessalien besiegte.

Eben so glücklich endete für Rom der Kampf mit Antiochus dem Großen, König von Syrien (in Kleinasien), welcher der drohenden Obmacht Roms durch Aufwiegelung verschiedener Völker, besonders der Griechen, einen Damm zu setzen suchte. Scipio, später wegen seiner Siege in Asien Asiaticus genannt, ein Bruder des Scipio Africanus, überwand ihn in der Schlacht bei Magnesia in Lydien im Jahre 190 und gründete so die Herrschaft Roms in Asien.

Nicht lange nach diesem Kriege begann ein zweiter mit Macedonien. Perseus, der Sohn und Nachfolger Philipp's, wollte für die Wiedererlangung der Unabhängigkeit noch einmal das alte macedonische Waffenglück versuchen. Zwei Jahre lang focht der junge Held siegreich gegen die Römer. Allein in der mörderischen Schlacht bei Pydna in Macedonien, im Jahre 168 v. Chr., wurde er vom Consul Aemilius Paulus geschlagen und gefangen. Macedonien und das damit verbündete Illyrien wurde Rom unterworfen; die beiden Könige aber, Perseus von Macedonien und Gentius von Illyrien, schmückten den Triumphwagen des Siegers.

Dritter punischer Krieg (149—146 v. Chr.). — Die Römer fürchteten Karthago noch, selbst nach seinem tiefen Falle. Denn durch Hannibal's treffliche Anordnungen hob sich allmälig der innere Wohlstand, und das Volk lebte wieder auf. Allein schon im Jahre 195 mußte der biedere Hannibal, weil Rom seine Auslieferung verlangte, aus Karthago fliehen. Er hatte sich nach Asien gewandt und hier bis an seinen Tod (183) einen Fürsten nach den andern zum Kriege gegen Rom aufgewiegelt. — Zu Rom lebte jetzt ein alter strenger Senator, mit Namen Cato, der früher als Gesandter zu Karthago beleidigt worden war. Dieser drang mit Gewalt auf die Zerstörung Karthagos, sei es aus Haß, oder aus Furcht vor demselben. Jede öffentliche Rede, die er hielt, schloß mit den Worten: „Und endlich sage ich noch, Karthago muß zerstört werden!“ Veranlassung zu einem solchen Zerstörungs-

kriege gab Masinissa, der König des benachbarten Numidiens. Im Vertrauen auf Roms Freundschaft fiel dieser wider alles Recht in das karthagische Gebiet ein und setzte seinem Uebermuthe keine Grenze; denn er wußte wohl, daß Karthago ohne Roms Einwilligung keinen Krieg mit einer fremden Macht führen durfte. Die bedrängten Karthager erhoben über Masinissa bittere Klagen zu Rom, wurden aber kaum angehört. Da endlich gebrauchten sie das Recht der Nothwehr, schickten aber sogleich Gesandte ab, um wegen dieses Verfahrens um Verzeihung zu bitten und Land und Volk den Römern zu unterwerfen. Auf Befehl derselben stellten sie sogleich dreihundert Kinder aus den vornehmsten Familien als Geißel, lieferten alsdann alle Waffen und Kriegesvorräthe aus; erhielten aber dennoch den Befehl, ihre Vaterstadt zu verlassen und sich im innern Afrika neue Wohnsitze zu suchen. Diese Forderung brachte die Karthager zur höchsten Verzweiflung. Alle schwuren, mit ihrer Vaterstadt unterzugehen. Sofort begannen die Nothanstalten der Gegenwehr. Eine halbe Million Menschen wetteiferte in Darbringung freiwilliger Gaben und Opfer. Bis in das dritte Jahr widerstanden sie mit staunenswerthem Muthe. Endlich gelang es dem Consul Scipio Aemiliänus, der auch den Namen „der jüngere Afrikaner" führte, nach einem hartnäckigen Sturme die große Stadt zu erobern. Das einst so mächtige Karthago wurde nun ein Raub der Flammen, und sein Gebiet unter dem Namen Afrika eine römische Provinz (146 v. Chr.).

In demselben Jahre wurde auch Korinth, eine der größten und reichsten Städte im Peloponnes, von dem Consul Mummius zerstört, und Griechenland unter dem Namen Achaja in eine römische Provinz verwandelt. Die Griechen hatten nämlich die Kämpfe der Römer mit den anderen Völkern benutzen wollen, um ihre Freiheit wieder zu gewinnen, von welcher ihnen nur ein Schatten geblieben war. Viele Griechen folgten seitdem ihren Ueberwindern nach Rom und weckten hier den Sinn für Kunst und Wissenschaft. Griechische Sklaven wurden Lehrer und Erzieher der römischen Jugend.

Zwölfter Abschnitt.

Unruhen in Rom unter den Gracchen (133—121 v. Chr.). — **Marius** schwingt sich durch große Kriegesthaten empor; Eifersucht zwischen ihm und **Sulla** wird Veranlassung zum Bürgerkriege. — Die Verschwörung des **Catilina** wird von **Cicero** vereitelt (63). — Im Jahre 60 stiften **Cäsar**, **Pompejus** und **Crassus** das erste Triumvirat. Bürgerkrieg zwischen Cäsar und Pompejus; schon ist Cäsar auf dem Punkte, Alleinherrscher zu werden, da wird er ermordet (44). — Zweites Triumvirat unter **Antonius**, **Octavianus** und **Lepidus** (43). — Schreckensregierung zu Rom; Cicero's Ermordung. — Octavianus bemächtigt sich endlich der Alleinherrschaft (31 v. Chr.).

Innerer Zustand Roms. — Mit jener feineren Bildung kamen auch leider die schlechten Sitten der überwundenen Völker nach Rom. Die alten, einfachen Sitten, durch welche dieser Staat aus dem kleinsten der größte geworden war, verloren sich immer mehr, je mehr die Römer mit der asiatischen Schwelgerei bekannt wurden. Durch die erbeuteten Schätze und durch die hohen Abgaben, die jährlich aus den vielen eroberten Ländern nach Rom flossen, war es den Bürgern der Hauptstadt möglich geworden, alle Leidenschaften zu befriedigen. Stolz, Uebermuth und Herrschsucht griffen immer mehr um sich. Doch befand sich dieser Reichthum meist nur in den Händen einzelner Familien, die im Kriege die einträglichsten Aemter verwaltet und so das höchste Ansehen erlangt hatten. Seit dem Verschwinden des strengen Unterschiedes zwischen Patriciern und Plebejern bildeten jene einen neuen Adel, der fast einzig auf Vermögen beruhete. Dieser drängte jeden emporstrebenden Mitbürger zurück und riß die Früchte aller Eroberungen allein an sich. Der größte Theil des Volkes dagegen lebte in der drückendsten Armuth und sehnte sich nach Rettung. Dazu kam noch eine ungeheuere Zahl von Sklaven, welche zur Vergrößerung der öffentlichen Noth nicht wenig beitrugen; denn nun konnten die armen Bürger nicht einmal als Taglöhner Arbeit auf dem Lande finden. Ein eigentlicher Mittelstand fehlte fast ganz.

Die gracchischen Unruhen (133—121 v. Chr.). — Um diese große Ungleichheit des Vermögens aufzuheben und den kläglichen Zustand der niederen Volksklasse zu erleichtern, brachte der Tribun Tiberius Gracchus ein altes, vor zweihundert Jahren von den Tribunen Licinius und Sextius gegebenes Ackergesetz wieder in Vorschlag. Nach demselben sollte kein Bürger über 500 Morgen

von den Staatsländereien besitzen, alles übrige Ackerland aber unter die armen Bürger unentgeltlich vertheilt, und aus der Staatskasse an den vorigen Besitzer eine Entschädigungssumme für die Abtretung gezahlt werden. Allein dieser so billige Vorschlag zu Gunsten des nothleidenden Volkes fand bei den begüterten Patriciern den heftigsten Widerspruch. Er mit dreihundert seines Anhanges wurde in einem Aufstande von ihnen ermordet. Ein gleiches Schicksal hatte sein Bruder Cajus, der zehn Jahre später dasselbe Gesetz in noch weiterem Umfange in Vorschlag brachte. Er fiel nebst dreitausend seiner Anhänger als Opfer für die Sache des unterdrückten Volkes (121).

Seit dieser Zeit herrschte zu Rom große Gährung und verbreitete sich von hier aus über ganz Italien. Häufige Empörungen brachen aus, und kaum war die Flamme hier gelöscht, so schlug sie dort wieder hoch empor.

Krieg mit Jugurtha (111—106 v. Chr.). — Wie sehr das sittliche Verderben in Rom um sich gegriffen hatte, davon zeugt am auffallendsten der Krieg mit Jugurtha. Dieser war ein an Kindes Statt angenommener Enkel des Masinissa und sollte sich mit seinen beiden Vettern, Adhērbal und Hiēmpsal, das numidische Reich theilen. Er aber, der nicht einen Theil, sondern das Ganze wollte, fiel wie ein Raubthier zuerst über den Hiempsal her; dann mordete er auch dessen Bruder. Seine Gesandten gingen unterdeß in Rom mit vollen Beuteln bei den Senatoren umher und besänftigten sie. Auf Anklage eines Tribuns aber wurde ein Heer nach Afrika gegen den Kronräuber abgeschickt; der Anführer jedoch gab für Geld sogleich Frieden und zog ab. Das rügten wieder die Tribunen, und Jugurtha selbst wurde zur Verantwortung nach Rom geladen. Auch hier sicherte er sich durch Bestechungen und mordete fast unter den Augen des Senates noch seinen Vetter Massīva, der auf den numidischen Thron Ansprüche machen wollte. Jetzt wurde er aus Rom verwiesen. Beim Abzuge soll er die höhnenden Worte gesprochen haben: „Ganz Rom ist feil, wenn sich nur ein Käufer findet!" Der Consul Albinus wurde ihm nach Afrika nachgeschickt. Dieser aber ließ sich mit seinem Heere für Geld umzingeln, durch das Joch schicken und

einen schmählichen Frieden aufdringen. Endlich wurde Metellus, ein Mann von unerschütterlicher Rechtschaffenheit, gegen ihn abgeschickt, und seitdem nahm der Krieg eine andere Wendung. Er würde den Krieg wohl beendet haben, wäre er nicht durch die Verläumdung eines ehrgeizigen Plebejers, mit Namen Marĭus, von seinem Posten verdrängt worden. Dieser war von ganz niederer Herkunft, ohne alle Bildung; aber ein gewaltiger Kriegesheld. Durch wilde Kühnheit und Tapferkeit hatte er Aller Augen auf sich gelenkt. Das gemeine Volk liebte ihn über Alles, weil er aus seiner Mitte war und sich immer zu ihm hielt. Dieser wurde jetzt zum Consul ernannt. Sofort warb er zum erstenmal ein Heer aus der niedrigsten Volksklasse, zog damit nach Afrika und schlug den Jugurtha und dessen Verbündeten, den Bocchus. Der schlaue Unterfeldherr des Marius, Sulla, brachte endlich durch des Bocchus Verrätherei Jugurtha in römische Gewalt (106). Er wurde nach Rom abgeführt und in einen finsteren Kerker geworfen, in welchem er starb.

Krieg mit den Cimbern und Teutonen (113—101). — Eine zweite noch größere Ehre stand dem Marius bevor. Während er noch in Afrika kämpfte und siegte, kam ein ganz unbekanntes Volk von riesenmäßiger Größe, in nie gesehenem Kriegesschmucke, mit Weibern und Kindern herangezogen. Es waren die Cimbern und Teutōnen, wahrscheinlich deutsche Völker von den Ufern der Nord- und Ostsee. Sie fielen zuerst in Gallien ein und vernichteten mehrere gegen sie abgesandte römische Heere. In dieser Noth wurde Marius viermal hintereinander zum Consul gewählt. Nachdem er die Römer in kleinen Gefechten an den Anblick dieses so furchtbaren Feindes gewöhnt hatte, gelang es ihm, die Teutonen in einer zweitägigen Mordschlacht bei Aquä Sextiä, dem heutigen Aix in der Provence, im Jahre 102, und im folgenden Jahre auch die Cimbern, welche schon über Tirol in Italien eingefallen waren, bei Verona nach einer verzweifelten Gegenwehr fast völlig zu vernichten. Des Siegers Triumphzug verherrlichten die wenigen Barbaren, die ihre Niederlage überlebt hatten. Gefangen verbreiteten diese noch Schrecken und Verwunderung. Marius ward als Retter des Vaterlandes betrach-

tet, und ihm im folgenden Jahre das Consulat zum sechsten Male verliehen.

Bürgerkrieg zwischen Marius und Sulla. — Im Jahre 87 v. Chr. brach ein Krieg aus gegen Mithridātes den Großen, König von Pontus in Kleinasien, weil er mehrere römische Bundesgenossen sich unterworfen und alle in Kleinasien wohnenden Römer hatte ermorden lassen. Gegen diesen gefährlichen Feind wurde der Consul Sulla, der Günstling der Patricier, der sich bereits in mehreren Kriegen ausgezeichnet hatte, zum Feldherrn ernannt. Das kränkte den alten, kriegeslustigen Marius. An der Spitze eines Volkshaufens zwang er den Senat, dem Sulla den Oberbefehl zu entziehen und ihm zu übertragen. Da zog Sulla mit seinem treu ergebenen Heere, welches noch in Unteritalien stand, feindlich gegen Rom und gewann hier nach einem leichten Kampfe die Oberhand. Marius ward geächtet und entkam unter vielen und fast unglaublichen Abenteuern und Gefahren nach Afrika.

Nachdem Sulla die Angelegenheiten der Stadt geordnet hatte, setzte er zur Führung des pontischen Krieges nach Griechenland über. Unterdessen war der demokratisch gesinnte Consul Cinna von der Gegenpartei gestürzt und aus Rom vertrieben worden. Racheschnaubend sammelte dieser ganze Scharen unzufriedener Bundesgenossen und Sklaven, denen er die Freiheit verhieß und rief auch seinen Freund Marius aus dem afrikanischen Verstecke zu seinem Beistande herüber. Der kam jetzt, und Beide zogen mit ihren Scharen vor Rom. Die durch Hunger und Zwietracht entkräftete Stadt mußte sich ergeben. Furchtbar war die Rache an den Gegnern. Mehrere Tage und Nächte hindurch währte das Plündern und Morden. Beide Anführer wurden dann zu Consuln ernannt, über Sulla aber die Achtserklärung ausgesprochen.

Als Sulla von diesen Vorfällen in Rom Nachricht erhielt, schloß er mit dem Könige Mithridates, über den er Sieg auf Sieg erfochten hatte, Frieden und eilte nun mit seinem Heere zur Rache nach Italien zurück. Noch vor seiner Ankunft starb Marius; bald folgte ihm Cinna, der von seinen eigenen Soldaten zu Ancōna er-

mordet wurde. Mit ihm war das Haupt der Partei gefallen. Nun kam Sulla mit seinem siegreichen Heere in Italien an. Die feindlichen Haufen wurden geschlagen und zersprengt, Rom mit stürmender Hand erobert. Hier begann jetzt abermals ein fürchterliches Plündern und Morden. Mehr als hunderttausend Bürger wurden niedergemetzelt, ihr Vermögen eingezogen und unter die Anhänger Sulla's vertheilt. Oeffentliche Mordlisten, Proscriptionen genannt, bezeichneten die verfallenen Schlachtopfer. Mit gleicher Wuth verfuhr man in den übrigen Städten Italiens gegen die Anhänger des Marius.

Nach so blutigen Gräuelthaten schien der Glückliche — diesen Namen führte Sulla am liebsten — sich bessern zu wollen. Er ließ sich zum immerwährenden Dictator ernennen, traf manche gute Einrichtungen, legte dann aber die Oberherrschaft freiwillig nieder und zog sich als Privatmann auf sein Landgut zurück (79). Hier starb er, erschöpft durch die Zügellosigkeit seines Lebens, schon im nächstfolgenden Jahre.

Die Verschwörung des Catilina (65—62 v. Chr.). — Unter der Schreckensregierung des Sulla spielten eine höchst verderbliche Rolle viele Jünglinge aus den ersten Ständen Roms. In Sünden und Lastern hatten sie ihr Vermögen vergeudet und wollten sich nun bereichern und emporschwingen. An ihrer Spitze stand Catilīna. Dieser verwegene heimtückische Mann, von Jugend auf an ein wüstes Treiben mit räuberischen Kriegesleuten gewöhnt, hatte sich bereits zweimal vergeblich um die Consulwürde beworben. Dadurch kam seine Wuth zum Ausbruche. Er verband sich mit einer Rotte gleichgesinnter Bösewichte und verschwor sich mit ihnen auf Leben und Tod, an einem bestimmten Tage auf ein gegebenes Zeichen loszubrechen, Mord und Brand zu stiften und in der allgemeinen Verwirrung die Anführer der Bande zu Herrschern des Staates auszurufen, die übrigen Mitverschworenen aber durch Plünderung und Beute für ihre Dienste zu entschädigen. Aber der wachsame Consul Cicero, — auf den wir später zurückkommen, — war dem staatsverrätherischen Bunde auf die Spur gekommen. Da endlich verließ Catilina die Stadt, zog seine Bande zusammen und stellte sich in Etrurien dem ihm nachgeschickten

Heere gegenüber. In der blutigen Schlacht bei Pistoria (jetzt Pistōja) fiel der Hochverräther nach verzweiflungsvoller Gegenwehr (62). Cicero aber erhielt als Retter des Staates eine Bürgerkrone und den Ehrennamen „Vater des Vaterlandes".

Erstes Triumvirat (60 v. Chr.). — Sulla's Glück feuerte hochstrebende und ehrsüchtige Männer zur Nachahmung an. Jeder suchte der erste zu sein und den Staat nach Willkür zu lenken, und seitdem war Rom nur ein Spielball in der Hand solcher Männer. Das höchste Ansehen wegen seiner außerordentlichen Kriegesthaten besaß um diese Zeit Pompējus. Im Jahre 72 v. Chr. hatte dieser in Spanien das Heer des Sertorĭus besiegt, der als Anhänger des Marius in den Engpässen dieses Landes alle Angriffe seiner Gegner lange glücklich zurückgeschlagen hatte. Im folgenden Jahre, 71, endigte er einen Krieg gegen die Sklaven, die unter Anführung des Spartăcus das römische Joch abwerfen wollten; im Jahre 67 einen Krieg gegen die Seeräuber, welche damals alle Meere und Küsten beunruhigten; 65 einen neuen mithridatischen Krieg; durchzog dann wie im Triumphe Asien, eroberte (64) Syrien, machte (63) Palästina zinsbar und feierte (61) dreifache Triumphe in Rom wegen seiner Siege in drei Welttheilen über fünfzehn Reiche und vierhundert Städte. Wegen so vieler und so großer Siegesthaten wurde er auch der Große genannt.

Jedoch mehr und mehr erlosch das Andenken an seine Thaten wegen des hohen Ansehens, zu welchem sich jetzt der geistvolle, in den Künsten des Friedens wie des Krieges gleich ausgezeichnete Julius Cäsar emporschwang. Er war der Liebling des Volkes, das alle seine Plane unterstützte. Ein Ehrenamt nach dem andern wurde ihm übertragen. Das kränkte Pompejus, der sich bisher in jeder Hinsicht als den ersten Mann im Staate betrachtet hatte. Um sein gesunkenes Ansehen so viel als möglich wieder zu heben, schloß er mit Julius Cäsar und dem reichen Crassus einen Bund, Triumvĭrāt oder Dreimännerbund genannt. Der Zweck desselben war gegenseitiger Beistand zur Erreichung selbsüchtiger Plane. Von nun an sollte der römische Staat nur von ihnen regieret werden. Sie theilten sich deshalb auch in die höchsten Aem-

ter und Würden, ohne sich um Senat und Volk zu kümmern. Cäsar wählte für sich insbesondere die Verwaltung der Provinz Gallien, Pompejus Spanien und Afrika, Crassus Syrien. Der letzte fiel aber bald als Opfer seiner Habgier in einem Angriffskriege gegen die Parther.

Den schwierigsten Posten hatte Cäsar; denn der größte Theil von Gallien mußte noch erobert werden. Aber gerade deswegen hatte er diese Provinz gewünscht; denn nun hatte er Gelegenheit, sich ein tapferes, ganz ergebenes Heer zu bilden. Er eroberte das ganze Land innerhalb acht Jahre, von 58 bis 50. Auch war er der erste Römer, der mit einem Heere über den Rhein in Deutschland drang und mit einer Flotte nach Britannien, dem heutigen England, übersetzte. Und wenn er auch bei den kriegerischen Völkern dieser Länder wenig ausrichten konnte, so erhöhete es doch seinen Ruhm, das Heer in Länder geführt zu haben, die noch kein Römer gesehen hatte. Er hat uns diese Feldzüge selbst beschrieben.

Schlacht bei Pharsalus (48 v. Chr.). — Während dessen schaltete Pompejus zu Rom in Cäsar's Abwesenheit ganz nach Willkür und ließ sich ein Ehrenamt nach dem anderen ertheilen. Seine Provinz Spanien wurde von einem Stellvertreter verwaltet. Cäsar, dem durch seine Anhänger in Rom alles hinterbracht wurde, verlangte, daß man auch ihm ein Amt in Rom übertrage, welches er von Gallien aus verwalten könne. Pompejus aber suchte allen seinen Absichten entgegen zu arbeiten. Er machte den Senat, welchen er ganz für sich gewonnen hatte, darauf aufmerksam, wie gefährlich jener emporstrebende Mann mit seinem tapferen Heere der Freiheit Roms werden könne, und brachte es endlich dahin, daß der Senat den Befehl erließ: Cäsar solle sein Heer entlassen und aus der Provinz abgehen; wo nicht, so würde man ihn für einen Feind des Vaterlandes erklären. Als Cäsar diese Nachricht erhielt, gerieth er in heftigen Zorn; mit ihm sein treues Heer. „Der Würfel ist gefallen!" rief er, setzte sogleich über den Rubicon, den nördlichen Grenzfluß Italiens, und stand schnell wie der Blitz vor den Thoren Roms. Der überraschte Pompejus floh mit seinen Anhängern eiligst nach Unteritalien und schiffte sich ein nach

Griechenland. Fast ohne Schwertstreich gewann Cäsar beinahe ganz Italien, eilte dann nach Spanien, der Provinz des Pompejus, um, wie er sagte, erst ein Heer ohne Führer zu schlagen und dann zum Führer ohne Heer zurückzukehren. Als Sieger kam er nach Italien zurück, ordnete zuerst die Angelegenheiten in Rom und setzte dann dem Pompejus nach. In einem Treffen bei Dyrrhachium in Epīrus wurde Cäsar zwar geschlagen; dagegen erfocht er bei Pharsālus in Thessalien im Jahre 48 v. Chr. einen entscheidenden Sieg. Der geschlagene Pompejus entfloh nach Aegypten, wurde hier aber, statt hülfreiche Aufnahme zu finden, beim Aussteigen an's Ufer ermordet.

Nach dem Tode des Pompejus hatte er gegen dessen Anhänger noch manchen schweren Kampf zu bestehen. In Asien, in Afrika, in Spanien, überall focht er mit seinem gewöhnlichen Glücke. In Asien schlug er den König Pharnăces, den Sohn des Mithridates, so schnell und entscheidend, daß der Siegesbericht nach Rom nur drei Worte enthielt: Veni! vidi! vici! (Ich kam! sah! siegte!)

Für so viele und große Siege feierte Cäsar mehrfache Triumphe, deren Pracht und Herrlichkeit noch durch glänzende Feste, Schauspiele und Gastmähler für das ganze Volk erhöhet wurden. Man ernannte ihn zum Dictator, anfangs auf 10 Jahre, dann für sein ganzes Leben. Er regierte von nun an als unumschränkter Herrscher und traf manche zum Wohle des Staates höchst zweckmäßige Einrichtungen. Allein sein sichtbares Streben, mit der königlichen Macht auch den Namen und das Diadem zu verbinden, veranlaßte unter manchen eifrigen Anhängern der republikanischen Verfassung eine Verschwörung, an deren Spitze Brutus und Cassius standen. Er fiel am 15. März 44 v. Chr., im vollen Senate an der Bildsäule des Pompejus unter den Dolchstichen der Verschworenen.

Zweites Triumvirat (43 v. Chr.). — Cäsar's Tod brachte für Rom neue Wirren und Unruhen, nicht aber die Freiheit, welche seine Mörder erwartet hatten. Der Consul Antonius versammelte den zersprengten Senat und machte Anstalt, den Tod

seines Freundes zu rächen. Er ließ den Leichnam desselben auf offenem Markte zur Schau ausstellen und das blutige Gewand daneben aufhängen. Dann hielt er vor der herzuströmenden Menge eine begeisternde Lobrede auf den erhabenen Todten und las endlich Cäsar's Testament vor, das die Erbitterung der Bürger gegen seine Mörder auf's höchste brachte; denn jeder Bürger war in demselben bedacht. Der Pöbel durchzog wüthend die Straßen, zündete das Rathsgebäude an, in welchem die Mordthat verübt war, und schwur den Mördern blutige Rache. Diese ergriffen schnell die Flucht.

Zu seinem Haupterben hatte Cäsar einen Enkel seiner Schwester, den Octavianus, einen achtzehnjährigen Jüngling, ernannt. Dieser fand sich bald darauf zu Rom ein und suchte durch seine Ehrerbietung und Bescheidenheit gegen den Senat, durch seine Freigebigkeit gegen das Volk und durch seine große Verstellungskunst sich die allgemeine Gunst zu erwerben. Dieses gelang ihm auch. Vielen schien er auch ein tüchtiges Werkzeug zu sein, die Macht des Antonius zu schwächen. Denn dieser wurde mit jedem Tage anmaßender und übermüthiger, er schien die Rolle Cäsar's fortspielen zu wollen. Endlich wurde er, vorzüglich auf Betrieb des feurigen Redners Cicĕro, für einen Feind des Vaterlandes erklärt; und beide Consuln nebst Octavianus rückten gegen ihn aus und schlugen ihn in dem blutigen Treffen bei Mutĭna (43). Beide Consuln aber verloren hierin ihr Leben, und Octavianus stand nun allein an der Spitze des Heeres. Antonius floh nach Gallien, wo sein treuer Anhänger Lepĭdus ihm neue Truppen zuführte, und beide rückten nun feindlich nach Italien vor. Wider Erwarten schloß Octavianus mit diesen Beiden in einer geheimen Zusammenkunft bei der Stadt Bononia (Bologna) eine Verbindung, deren Zweck die Ausrottung der republikanischen Partei war. So entstand im Jahre 43 v. Chr. das zweite Triumvirat unter Antonius, Lepidus und Octavianus. Sie vertheilten den Staat wie eine gemachte Beute unter sich. Um aber im ruhigen Besitze der Oberherrschaft sich zu erhalten, wurden alle ihre Gegner, alle Anhänger der alten Freiheit aus dem Wege geräumt. Die Schreckenstage des Marius und Sulla kehrten zurück.

Cicero. — Unter den zahllosen Unglücklichen, die der Herrschsucht dieser drei Wütheriche hingeopfert wurden, verdient der um sein Vaterland so hochverdiente Cicero vorzügliche Theilnahme. Er war der größte Redner und ausgezeichnetste Gelehrte seiner Zeit; seine hinterlassenen Werke dienen uns noch jetzt zum bildenden Muster. In einer Provinzialstadt (Arpīnum) geboren, hatte er sich durch seine Talente, seine Thätigkeit und sein unbescholtenes Leben so ausgezeichnet, daß er, obwohl ein Unadeliger, allmälig die meisten Staatsämter und endlich das Consulat erlangte. Wir haben bereits gesehen, wie er als Consul die catilinarische Verschwörung entdeckte und vereitelte. Als warmer Freund des Vaterlandes trat er auch nachher allen verrätherischen Planen ehrsüchtiger Großen frei und offen entgegen, ohne Rücksicht auf eigene Gefahr. Schon unter dem ersten Triumvirate war er aus Rom verbannt, jedoch schon nach sechs Monaten dahin zurück gerufen worden. Sein grimmigster Feind war jetzt Antonius, der von ihm in mehreren öffentlichen Reden für einen Feind des Vaterlandes erklärt worden war. Dieser ließ ihn deshalb ermorden.

Sturz des Lepidus und Antonius. — Während die größten Gräuel in und um Rom verübt wurden, standen Brutus und Cassius als entschlossene Gegner des Triumvirats mit einem Heere in Macedonien, und alle Freunde der Freiheit gesellten sich zu ihnen. Gegen diese zogen Octavianus und Antonius, und es kam in der Ebene von Philippi zu einer Doppelschlacht (42 v. Chr.), in welcher Cassius dem Antonius weichen mußte, indeß Brutus den Octavianus zurückdrängte. Cassius meinte, auch Brutus sei geschlagen, und stürzte sich vor Verzweiflung in sein Schwert. Und als nun zwanzig Tage später Antonius und Octavianus mit vereinter Kraft bei Philippi den Brutus angriffen, erlag auch dieser und gab sich selbst den Tod. Mit diesen letzten Stützen des Freistaates sank dieser bald selbst dahin. Es war nur noch die Frage, welcher von den drei Männern die Alleinherrschaft an sich reißen würde. Lepidus war der unbedeutendste; sein Heer verließ ihn und ging zum Octavianus über. Nun theilte sich dieser mit Antonius in die römischen Provinzen. Octavianus bekam

die westlichen, Antonius die östlichen. Letzterer aber schien sein eigenes Verderben zu wollen. Unbekümmert um die ihm von Octavianus drohenden Gefahren lebte er den Vergnügungen am glänzenden Hofe der ägyptischen Königin Kleopätra, verschenkte an sie und ihre Familie einen großen Theil der römischen Provinzen in Asien und erbitterte vollends die Gemüther der Gegner durch die Verstoßung seiner tugendhaften Gattin Octavia, der Schwester des Octavianus.

Schlacht bei Actium (31 v. Chr.). — Den bösen Eindruck, welchen so unsinnige Vermessenheit auf das Gemüth der Römer machte, benutzte Octavianus auf höchst kluge Weise. Er wirkte einen Senatsbeschluß aus, durch welchen Antonius seiner Würde entsetzt, und an Kleopatra der Krieg erklärt wurde. Antonius zog mit der ägyptischen Königin in den Krieg. Im Jahre 31 v. Chr. kam es bei dem Vorgebirge Actium, an der griechischen Küste, unweit der Insel Corfu, zu einer Schlacht, die über das Schicksal des römischen Reiches entschied. Nach kurzem Kampfe floh Kleopatra mit sechzig Schiffen treulos davon. Das sah Antonius, und, unbekümmert um den Ausgang der Schlacht, folgte er ihr nach. Noch setzte seine Flotte den Kampf fort bis zum Abende; da ergab sie sich. Das Landheer, getreu und kampflustig, harrete sieben Tage lang der Ankunft des Antonius; aber er kam nicht. Da traten die Führer, da traten endlich Alle, weil sie sich verlassen sahen, zu dem erstaunten Sieger über.

Octavianus Alleinherrscher (31 v. Chr.). — Octavianus setzte bald auch nach Aegypten über. Bei Alexandria leistete Antonius Widerstand; aber noch einmal besiegt stürzte er sich aus Verzweiflung in sein Schwert. Auch Kleopatra, als sie vergeblich alle Künste versucht hatte, den Sieger für sich zu gewinnen, entzog sich durch Selbstmord der Schande, im Triumphe zu Rom aufgeführt zu werden. Octavianus machte Aegypten zur römischen Provinz und kehrte dann als Alleinherrscher des unermeßlichen Reiches nach Rom zurück (30 v. Chr.). Der Senat gab ihm (27 v. Chr.) den Namen Augustus, d. i. der Erhabene, der Geheiligte. Er selbst nannte sich nach seinem

Großonkel, Cäsar, griechisch Kaisar, woher unser Wort Kaiser abgeleitet ist, welches noch jetzt die höchsten Herrscher bezeichnet.

Umfang des römischen Reiches. — So war denn endlich nach vielen blutigen Auftritten der Freistaat untergegangen und in ein Kaiserreich verwandelt, im Jahre 723 nach der Erbauung der Stadt, 478 nach der Vertreibung der Könige und 31 v. Chr. Dieses Reich erstreckte sich durch drei Welttheile, vom atlantischen Meere bis zum Euphrat, vom Rhein, von der Donau und dem schwarzen Meere bis an die afrikanischen und arabischen Wüsten. In diesem unermeßlichen Raume lagen die schönsten Länder der Erde, unter anderen Portugal und Spanien, Gallien bis an den Rhein, Italien und dessen Inseln, Griechenland und Macedonien, Kleinasien, Aegypten, das karthagische und numidische Reich. Auf diesem Gebiete lebten ungefähr 120 Millionen Menschen, unter denen etwa 20 Millionen freie Bürger, 40 Millionen Unterthanen und Freigelassene, und 60 Millionen Sklaven waren. Es waren auf demselben gegen sechstausend bedeutende Städte, unter denen Rom, Alexandrīa und Antiochīa die größten. Rom hatte fast anderthalb Millionen Einwohner, aber die Mehrzahl bestand aus Fremden. Das Heer zählte ungefähr 400,000 Mann in 25 Legionen und war größtentheils an den Grenzen des Reiches, namentlich am Rhein, an der Donau und am Euphrat in festen Standlagern aufgestellt. Die Flotte war in die Häfen von Misēnum, Ravenna und Forum Julii (Frejus) vertheilt und hatte die Meere zu überwachen. Die Größe und Pracht der Tempel, Theater und Paläste, der Aufwand und die Ueppigkeit einzelner Familien in Rom geht über alle Beschreibung, während der bei weitem größere Theil des Volkes in der drückendsten Armuth lebte.

Dreizehnter Abschnitt.

Vom Kaiser Augustus bis zum Kaiser Constantin d. Gr. (von 30 v. Chr. bis 324 n. Chr.). — Unter dem Kaiser Augustus erholt sich das Reich; Künste und Wissenschaften erreichen ihre schönste Blüthe. Unter ihm wird der verheißene Messias, der Stifter der christlichen Religion, geboren. — Die nächsten Nachfolger des Augustus sind nichtswürdige Tyrannen, auch unter den späteren Kaisern sind nur wenige gute. Das Reich sinkt immer tiefer.

Octavianus, der nunmehr den Namen **Augustus** führte, regierte mit vieler Klugheit und Mäßigung. Alle Würden des ehemaligen Freistaates ließ er bestehen, doch nur dem Namen nach; denn in der That übernahm er sie alle selbst und regierte unumschränkt. Um das Volk noch mehr zu täuschen, stellte er sich wiederholt, als wünsche er sehnlichst, die lästige Bürde der Regierung niederzulegen; auf Bitten seiner Freunde und Anhänger aber, welche den Wunsch zu deuten wußten, ließ er sich jedesmal gern bewegen, dieselbe auf eine unbestimmte Zeit, gewöhnlich auf fünf oder zehn Jahre, wieder anzunehmen, bloß um sich dem Vaterlande, wie er vorgab, gefällig zu erweisen. Das durch die wilden Bürgerkriege in den letzten Zeiten der Republik geängstigte und erschöpfte Rom sehnte sich endlich nach Ruhe und Sicherheit seines Besitzes und fand beides unter Augustus weiser Regierung. Deshalb fühlte es sich glücklich unter ihm und gewöhnte sich nach und nach an seine Alleinherrschaft, zumal da die Freunde der alten Verfassung in den Bürgerkriegen größtentheils schon gefallen waren. Dem Kaiser zur Seite standen zwei berühmte Männer, die ihm mit Rath und That zur Hand gingen: Agrippa, der Sieger bei Actium, ausgezeichnet durch seine Kriegeskenntnisse, und Mäcēnas, ein Freund und Beförderer der Künste und Wissenschaften. Alles athmete und bewegte sich freier unter der Regierung des Augustus. Die schönen Künste und Wissenschaften erreichten unter ihm die herrlichste Blüthe. In dieser Zeit lebten die vorzüglichsten Dichter und Geschichtschreiber, unter anderen Virgilius, Horatius, Ovidius, Tibullus, Phädrus, Livius, Sallustius.

Krieg mit den Deutschen. — Die Kriege, welche Augustus führte, bezweckten größtentheils nur die Sicherung der Gren-

zen des Reiches und hatten alle einen glücklichen Ausgang, bis auf den Krieg gegen die Deutschen. Diese beunruhigten unaufhörlich die benachbarten Grenzen des römischen Gebietes jenseits des Rheines. Augustus beschloß deshalb, Land und Volk sich zu unterwerfen, und schickte seinen Stiefsohn Drusus mit einem großen Heere über den Rhein. Aber der Kampf mit diesem Volke war für die Römer kein Spiel. Drusus unternahm vier Feldzüge in Deutschland, vom Jahre 12 bis 9 v. Chr., und drang sogar bis an die Elbe vor; aber seine Züge waren keine Eroberungen. Die Deutschen wichen in ihre Wälder zurück, brachen dann aber plötzlich aus dem Dickicht hervor und überfielen in unwegsamen Gegenden die ermüdeten Feinde. So wurde schnell wieder erobert, was noch so eben war verloren worden. Sein Bruder Tiberius suchte mehr durch List und Ränke, als durch offene Gewalt sich die Deutschen zu unterwerfen. Er streuete den Samen der Zwietracht unter ihnen aus und hetzte einen Fürsten gegen den anderen auf; mehrere brachte er durch äußere Gunstbezeugungen ganz auf seine Seite. Unter seinen Nachfolgern ging der Consul Varus hierin am weitesten. Dieser hatte sogar vor, mit aller Strenge römische Sprache und Gesetze einzuführen, überhaupt Deutschland zu einer römischen Provinz zu machen. Da aber wurde er im Teutoburger Walde (im Lippe-Detmoldschen) von den erbitterten Deutschen, unter Anführung des kühnen Hermann (Arminius), eines Fürsten aus dem Cherusker Volke am Harze, umzingelt und mit seinem ganzen Heere erschlagen (9 n. Chr.). Augustus gerieth bei der Nachricht dieser Niederlage in die tiefste Trauer. Tiberius ging im folgenden Jahre zwar über den Rhein, um diese Schmach zu rächen, jedoch ohne etwas Bedeutendes auszurichten. Deutschland war und blieb ein freies Land.

Als Gatte und Vater war Augustus sehr unglücklich. Die beiden hoffnungsvollen Söhne seiner mit Agrippa vermählten Tochter Julia starben in der Jugend dahin. Julia selbst bereitete durch ihren unsittlichen Wandel dem Vater großen Kummer. Auf Anstiften der Livia, seiner dritten Gemahlin, ernannte Augustus seinen Stiefsohn Tiberius zum Mitregenten; er selbst starb nicht

lange nachher, im Jahre 14 n. Chr., zu Nola und ward nach seinem Tode als ein Gott verehrt.

Entstehung und Ausbreitung des Christenthums. — Das größte und segensreichste Ereigniß unter der Regierung des Augustus war die Geburt unseres göttlichen Erlösers. Bis zu seinem dreißigsten Jahre lebte er in stiller Thätigkeit und nahm zu an Weisheit und Gnade vor Gott und den Menschen. Dann zog er drei Jahre lang in den Städten und Flecken Palästinas umher und lehrte und wirkte Wunder, wo und wann es das menschliche Bedürfniß erforderte, bis die Zeit gekommen war, in welcher er nach dem Rathschlusse der ewigen Erbarmung Gottes das Werk der Erlösung der Menschen durch seinen freiwilligen Tod am Kreuze vollbrachte. Aber am dritten Tage erstand er glorreich vom Tode, zeigte sich seinen betrübten Jüngern, tröstete sie und fuhr dann sichtbar gen Himmel, um dort allen Denen einen Wohnsitz zu bereiten, die seine heilige Lehre befolgen. Am Pfingsttage sandte er ihnen den hl. Geist und stärkte sie zur Verkündigung des Gesetzes des neuen Bundes. Muthig traten sie jetzt auf und verkündigten das Evangelium des Gekreuzigten. Ihre beseligende Lehre fand überall freudige Bekenner; eine christliche Gemeinde entstand nach der anderen. Ueber jede einzelne Gemeinde führte nach göttlicher Anordnung ein Vorsteher, Episcŏpus (woher unser Wort B i s c h o f), die Aufsicht, welchen die Presbytĕri (woher unser Wort P r i e s t e r) und die Diakonen in der Ausübung der Pflichten des Priesteramtes unterstützten. Der erste aller Bischöfe aber und das geistliche Oberhaupt der ganzen Christenheit war der P a p s t z u R o m. Den Namen Papst führt er von dem lateinischen Worte Papa, d. i. Vater. Von Rom aus strömte das Licht des Evangeliums nach und nach in alle Welt, und die Stadt des Romulus ward zur ewigen Stadt der Kirche.

Anfangs achteten die Römer das Christenthum wenig. Als es aber immer weiter sich ausbreitete, fürchteten sie die Christen als eine besondere Partei im Staate, die den Umsturz alles Bestehenden herbeiführen könne. Dazu kamen die Verläumdungen und Anschwärzungen von den eifersüchtigen, heidnischen Priestern. Mehrere Kaiser verfolgten deshalb die Christen auf das heftigste.

Aber diese, die das irdische Leben gering achteten gegen das himmlische, litten lieber alle Qualen, selbst den Tod, als daß sie ihren Glauben verläugnet hätten; und unter dem Schwerte, in den Flammen priesen sie noch Gott, der sie gewürdigt hatte, ihm in Leiden zu folgen. Bewunderung ergriff die Heiden. Die letzten frommen Sprüche und Ermahnungen der Märtyrer, ihre beispiellose Geduld und Standhaftigkeit, die freudige Zuversicht, mit welcher sie in den Tod gingen, alles dieses wirkte begeisternd auf die Heiden; und so sproß aus dem Blute der Märtyrer eine reiche Saat neuer Bekenner hervor. Auch die Verbannung der Christen wirkte zur Verbreitung ihres Glaubens, indem sie überall, wohin sie kamen, das neue Evangelium verkündigten.

Die nächsten Thronfolger des Augustus. — Diese waren Regenten, wie sie die Römer von jeher gefürchtet hatten, Tyrannen im schlimmsten Sinne des Wortes. Von der Art waren Tiberius, Cajus Caligŭla, Claudius und Nero. Diese überschritten alle Grenzen der Mäßigung und trieben mit dem Vermögen und Leben der Unterthanen ein grausames Spiel. Tiberius (14—37 n. Chr.) errichtete eine kaiserliche Leibgarde, Prätorianer genannt, theils um seine Person zu sichern, theils um durch sie seine Befehle vollstrecken zu lassen. Er wurde aber zuletzt selbst von dem Befehlshaber derselben ermordet. — Caligŭla (37—41) verband mit der Grausamkeit eine unerhörte Tollheit. Allen Bildsäulen des Jupiter ließ er die Köpfe abschlagen und sein eigenes Bild zur Verehrung auf den Rumpf setzen. Er ahmte auch dem Jupiter im Donnern nach, ließ sich in Tempeln Opfer darbringen und göttliche Ehre erweisen! Nach diesen und anderen Tollheiten ward auch er ermordet. — Claudius (41—54), ein höchst schwacher Kaiser, ließ Weiber und Freigelassene für sich regieren. Er wurde von seiner eigenen Gattin vergiftet. — Nero (54—68) übertraf alle seine Vorgänger an Grausamkeit. Seine Mutter, seine Gattin, sein Bruder Britannĭcus, sein Lehrer Senĕca und Tausende von den edelsten und reichsten Römern wurden ein Opfer seiner Mordlust. Er war der erste Kaiser, der auch eine öffentliche Verfolgung der Christen anordnete. Die Apostel Petrus und Paulus starben unter

ihm den Märtyrertod. Zur Abwechselung zog er auch als Sänger und Lautenspieler in den Städten Italiens und Griechenlands umher, um sich öffentlich huldigen zu lassen. Endlich brach eine Empörung der Prätorianer gegen ihn aus. Er floh und ließ sich auf der Flucht von einem Freigelassenen erdolchen. Seine letzten Worte sollen gewesen sein: „Ach, welch' einen Künstler verliert die Welt in mir!" — Nun folgten Galba, Otho und Vitellius, die zusammen nicht ganz zwei Jahre regierten (68—69). Keiner starb eines natürlichen Todes. Die Prätorianer verfügten nunmehr über den Thron und boten ihn wie eine feile Waare öffentlich dem Meistbietenden zum Verkaufe aus. Bald nachher aber mordeten sie wieder den Käufer, um den Thron von neuem ausbieten zu können.

Von so vielen Gräueln erholte sich Rom zuerst wieder unter der kräftigen Regierung des Kaisers Vespasian (69—79). Sein Hauptstreben ging dahin, die verfallene Zucht wieder herzustellen. Er verschönerte Rom durch prachtvolle Gebäude, errichtete öffentliche Bildungsanstalten und belohnte Künstler und Gelehrte. Auch in auswärtigen Unternehmungen war er glücklich. Sein Sohn Titus beendigte den jüdischen Krieg durch die Eroberung und Zerstörung Jerusalems im Jahre 70. Die unter Anführung des kühnen Civilis ausgebrochene Empörung der Batäver in dem heutigen Belgien brachte er durch einen Vergleich zu Ende. Er war nach Augustus der erste Kaiser, der eines natürlichen Todes starb. — Auf ihn folgte sein Sohn Titus (79—81). Kurz, aber segensreich war seine Regierung. Ein Ausbruch des Berges Vesuv, im Jahre 79, durch welchen die Städte Herkulänum, Pompeji und Stabiä verschüttet wurden, eine pestartige Krankheit und ein furchtbarer Brand in Rom verschafften ihm mannigfaltige Gelegenheit, glänzende Beweise seiner Herzensgüte zu geben. Er nannte den Tag verloren, an welchem er Keinem eine Wohlthat erwiesen hatte. Einen so vortrefflichen Fürsten nannte das Volk mit Recht den Liebling und die Wonne der Menschheit. — Sein Bruder und Nachfolger Domitian (81—96) war ihm durchaus ungleich, ein Ungeheuer in allen Lastern. So feige er auch war, wollte er doch den Helden spielen. Er unternahm ei-

nen Feldzug gegen die Katten, ein Volk im Hessischen, mußte aber unverrichteter Sache wieder abziehen. Und dennoch feierte er zu Rom einen Sieg über sie. Er hatte nämlich in Gallien große, starke Sklaven angekauft, diese wie Deutsche kleiden, ihnen die Haare blond färben und so als gefangene Deutsche im Triumphe aufführen lassen. Neidisch auf den Ruhm Anderer, rief er seinen Feldherrn Agricŏla, der ihm Britannien, das heutige England, eroberte, mitten aus seiner Siegesbahn nach Rom zurück. Nach fünfzehnjähriger, grausamer Regierung wurde der Herr und Gott — so ließ er sich nennen — ermordet.

Vom Kaiser Nerva bis zum Kaiser Commodus (96—180). Auf Domitian folgte Nerva (96—98). Mit ihm beginnt eine Reihe der edelsten Regenten, die zusammen 84 Jahre hindurch zum Segen ihrer Unterthanen regierten. Nerva war fast zu sanft für das an Blut gewöhnte Volk. Er that alles, um die Gräuel der vorigen Zeit vergessen zu machen. Nach zwei Jahren ruhmwürdiger Regierung übertrug er die seinem Alter zu schwere Last dem Trajan, welchen er an Kindes Statt angenommen hatte. Trajan (98—117), ein Spanier von Geburt, verdiente mit Recht, „der Beste" genannt und seinen Nachfolgern als Muster vorgehalten zu werden. Er gründete Erziehungsanstalten für arme Kinder und sorgte für Anlegung von Kanälen, Wasserleitungen und Heerstraßen. Gleich groß zeigte er sich im Kriege. Er eroberte Dacien (die heutige Moldau, Walachei und Siebenbürgen), Armenien und Mesopotamien und zog als Sieger, wie ein zweiter Alexander, durch Asien. Seine Thaten verewigt eine zu Rom noch vorhandene hundert und fünfzehn Fuß hohe Denksäule, unter welcher seine Asche ruht. — Hadrian (117—138) war friedlich gesinnt und gab die meisten Eroberungen in Asien wieder auf. Er pflegte die Künste des Friedens und umgab seinen Thron mit Gelehrten und Künstlern. Besonders ehrte er Griechenland als die Wiege der römischen Cultur. Sieben Jahre lang durchreisete er, größtentheils zu Fuße, alle Provinzen seines Reiches, und herrliche Denkmäler der Kunst erhoben sich auf dieser Friedensbahn. In Thracien, am rechten Ufer des Hebrus, erbaute er eine Stadt, die noch jetzt seinen Namen, Hadrianŏpel,

d. i. Hadrian's Stadt, führt. In Rom selbst errichtete er sein Mausoleum (Grabmal), die Hadriansburg, welche die Grundlage der jetzigen Engelsburg bildet. Antoninus Pius, d. i. der Fromme (138—161), war einer der edelsten Menschen, die je gelebt haben. Während seiner milden, geräuschlosen Regierung verbreitete er als ein wahrer Vater seiner Untergebenen überall Glück und Segen. — Unruhiger aber war die Regierungszeit seines würdigen Nachfolgers Marcus Aurelius (161—180). Dieser hatte schwere Kriege zu führen gegen die Markomannen, welche im südlichen Deutschland wohnten und wiederholte Einfälle in das römische Gebiet machten. Mit kräftiger Hand hielt er sie zwar zurück; Commodus aber, sein lasterhafter Sohn und Nachfolger, kaufte ihnen schimpflich den Frieden ab. Dadurch wurde die Schwäche des römischen Reiches den an den Grenzen auflauernden Völkern immer merkbarer, und neue Einfälle vorbereitet.

Verfall des römischen Reiches unter fortwährend schlechten Kaisern. — Die Zeit des Marcus Aurelius glich einer schönen Abendröthe, nach welcher eine finstere Nacht über das Reich einbrach. Denn immer größer wurde das Sittenverderbniß, die Grausamkeit der Kaiser, die Armuth des Volkes, die Ohnmacht des Reiches, der Andrang der fremden Völker. Die meisten römischen Kaiser, vom Jahre 180 an, waren boshafte Wütheriche, welche unsäglichen Jammer über die Menschheit brachten. Kaiser standen gegen Kaiser auf, sie mordeten und wurden wieder ermordet. In den nächsten 120 Jahren, von 180 bis 300, herrschten ihrer nicht weniger, als sechs und dreißig, von denen sieben und zwanzig ermordet, drei im Kriege gefallen, und nur sechs eines natürlichen Todes gestorben sind. Die Prätorianer trieben wieder ihr altes Spiel; sie setzten nach Gefallen Kaiser ein und ab und tödteten die wenigen besseren, die den Versuch wagten, die verfallene Mannszucht wieder herzustellen. Die Verfassung war nach und nach zu einer zügellosen Soldatenherrschaft hinabgesunken, und das Reich ging mit schnellen Schritten seinem Untergange entgegen. Zum Glück für die Menschheit trafen jetzt zwei wichtige Ereignisse kurz nach einander ein und bereiteten einen besseren Zustand derselben vor. Das erste war die Erhebung des Christenthumes zur

Staatsreligion unter dem Kaiser Constantin d. Gr.; das zweite die Völkerwanderung, welche zwar rohe, aber unverdorbene, kernhafte Völker in das römische Reich führte, in welchem sie, nach Zertrümmerung des alten, morsch gewordenen Gebäudes, neue in frischer Jugendkraft aufblühende Staaten gründeten.

Vierzehnter Abschnitt.

Constantin d. Gr. erhebt das Christenthum zur Staatsreligion und verlegt den Kaisersitz nach Byzanz, das nach ihm Constantinopel genannt wird. — Anfang der großen Völkerwanderung im Jahre 375; der Kaiser Theodosius hält den ersten Sturm zurück und theilt das Reich unter seine beiden Söhne. — Das Gewühl der Völker an der römischen Grenze wird immer größer. — Einfall des Alarich, Königes der Westgothen in das römische Reich. — Neuer Einfall des Attila, Königes der Hunnen. — Untergang des weströmischen Reiches im Jahre 476.

Constantin der Große (324—337 n. Chr.). — Bis zur Regierung des Kaisers Constantin hatten die Christen unter mehreren Kaisern viele und heftige Verfolgungen erlitten. Manche waren, um den ungerechten Martern zu entgehen, in wüste Einöden geflohen und brachten hier ihr Leben zu in heiliger Betrachtung und im Gebete für sich und ihre christlichen Brüder und Schwestern. Andere folgten aus frommem Antriebe diesem Beispiele. Man nannte sie Eremiten, von dem griechischen Worte Eremos, d. i. Wüste; auch wohl Mönche, von dem Worte monos, d. i. einsam; und ihre von Mauern eingeschlossene gemeinschaftliche Wohnung Kloster, von dem lateinischen Worte Claustrum, welches einen abgeschlossenen Ort bezeichnet. Auch Frauen und Mädchen vereinigten sich zu einem einsiedlerischen Leben nach Weise der Mönche. Man nannte sie mit einem ägyptischen Worte Nonnen, d. i. Mütter. — Dieses beschauliche Leben, in welchem die Mönche unter einem Vorsteher (Abbas) neben den Andachtsübungen bald auch mit dem Feldbau und mit Handarbeiten sich zu beschäftigen begannen, fand besonders in Aegypten Nachahmung. Von dort aus verbreitete es sich schnell in das Abendland, wo es durch die Ordensregel des heiligen Benedict, der die Erziehung der Jugend und die Beschäftigung mit den Wissenschaf-

ten den Mönchen zur Pflicht machte, eine weitere Gestaltung erhielt. Unfruchtbare Steppen um die Klöster schaffte der Fleiß der Mönche in fruchtbares Erdreich um, Wälder wurden gelichtet, Sümpfe ausgetrocknet. Um die Klöster herum entstanden bald einzelne Ansiedelungen, die sich mit der Zeit zu Dörfern und Städten erweiterten.

Das Christenthum Staatsreligion. — Der Kaiser Constantin der Große bemühete sich, nicht nur die Wunden zu heilen, die seine Vorfahren der Kirche geschlagen hatten, sondern auch die christliche Religion zur herrschenden im Staate zu machen. Er begünstigte und besoldete ihre Lehrer, ließ Kirchen bauen und die christlichen Feste auf das feierlichste begehen; er ließ sich selbst im Christenthume unterrichten. Heiligenbilder und Kreuze traten nun an die Stelle der alten, heidnischen Götzenbilder. Für eine so überaus milde Gesinnung waren die Christen nicht undankbar; sie unterstützten den Kaiser in allen seinen Kriegen. Als dieser im Jahre 306 seinem Vater Constantius als Kaiser eines Theiles des Abendlandes folgte, hatte er noch schwere Kriege zu führen gegen mehrere Mitherrscher, von denen jeder einzelne das ganze Reich an sich zu bringen strebte. Mit Hülfe der Christen stürzte er einen nach dem andern und war im Jahre 324 Kaiser des ganzen Reiches. Wie sehr sich die mit dem Blute ihres göttlichen Stifters und ihrer ersten Lehrer versiegelte Religion bis zu dieser Zeit schon verbreitet hatte, beweiset die erste allgemeine Kirchenversammlung, welche im Jahre 325 zu Nicäa in Kleinasien gehalten wurde, um einzelne Unordnungen und Neuerungen, die sich eingeschlichen hatten, zu beseitigen. Es erschienen auf derselben nicht weniger, als dreihundert und achtzehn Bischöfe.

Constantinopel Sitz der Regierung (330 n. Chr.). — Derselbe Kaiser verlegte im Jahre 330 den Sitz der Regierung von Rom nach Byzanz und bauete diese Stadt, welche nach ihm Constantinopel, d. i. Constantinsstadt heißt, zu einem prachtvollen Kaisersitze aus, welcher in allem Rom glich. Nicht nur die herrliche für den Handel so wichtige Lage dieser Stadt in der Mitte dreier Erdtheile, sondern auch die besondere Rücksicht, von hieraus die aus Asien heranwogenden Völkerschaften besser abwehren zu

können, so wie der Wunsch, eine christliche Residenz zu haben, mögen ihm diesen Plan eingegeben haben. In Folge dieser Veränderung theilte er zur besseren Handhabung der Ordnung das ganze Reich in vier Präfecturen und jede von diesen wieder in Diöcesen und Provinzen. Er starb im Jahre 337, nachdem er sich kurz vorher hatte taufen lassen.

Nach seinem Tode theilten sich seine drei Söhne, Constantin, Constans und Constantius, die sich in ihren Lastern eben so ähnlich, als in ihren Namen waren, das Reich, bis nach zwölfjährigem Kriege Constantius das Ganze an sich riß. Unter ihm wurde das Gewühl der Völker an den Grenzen, und die Gefahr des römischen Reiches immer größer. Das wichtigste Ereigniß dieser Zeit aber war der Uebergang der Hunnen nach Europa, der Anfang der sogenannten Völkerwanderung, zur Zeit, als Valens Kaiser zu Constantinopel war, im Jahre 375.

Die Hunnen. Anfang der Völkerwanderung (375). — Die Hunnen bewohnten als Nomaden den weiten Raum in Asien, der sich von Sibirien bis hinauf nach China und Indien erstreckt. Man hielt sie für Kinder der Zauberinnen und bösen Geister; so wild und furchtbar war ihr Aeußeres. Sehr roh war auch ihre Lebensweise. Sie nährten sich von den Wurzeln wilder Kräuter, oder von rohem Fleische, welches sie zuvor wie einen Sattel auf's Pferd legten und mürbe ritten. Zur Abwehr dieses furchtbaren Volkes baueten die Chinesen zu der Zeit, als Hannibal in Italien die Römer schreckte, eine vierhundert und fünfzig Stunden lange Mauer.

Es war um das Jahr 375 n. Chr., als die Hunnen, theils von den Chinesen gedrängt, theils durch innere Stammfehden entzweiet, aus ihren Steppenländern wanderten und, westlich vorandringend, auf die Alanen stießen. Diese bedeckten damals mit ihren Heerden und Gezelten die Ebenen zwischen der Wolga und dem Don. Unfähig, dem Andrange der Hunnen zu widerstehen, schlossen sie sich, Gefahr und Beute theilend, an dieselben an und rückten gemeinschaftlich über den Don gegen die Gothen, welche die weiten Landstriche zwischen dem schwarzen Meere und den

Ufern der Weichsel und Oder bis zur Ostsee hin bewohnten. Sie waren durch den Fluß Dnieper in Ostgothen und Westgothen getheilt. Die Ostgothen wurden besiegt und verdrängt. Sie stürzten auf ihre Brüder jenseits des Dniepers, auf die Westgothen. Diese, durch den gewaltigen Andrang der nachrückenden Völkerschaften fortgeschoben, wandten sich an den Kaiser Valens und baten ihn, sie für tapfere Kriegesdienste in's römische Reich aufzunehmen. Im Andrange der Noth gewährte Valens diese Bitte und wies ihnen in Thracien Wohnsitze an. Hier aber wurden sie durch den Uebermuth und die Ungerechtigkeit der römischen Befehlshaber zur äußersten Rache gereizt. Unter Mord und Brand durchzogen sie die nächsten Provinzen. Da griff der Kaiser Valens zum Schwerte, verlor aber in der Schlacht bei Hadrianopel, im Jahre 378, Sieg und Leben. Nun rückten die siegreichen Barbaren, unter schrecklichen Verwüstungen, der Hauptstadt Constantinopel immer näher. Der neu gewählte Kaiser Theodosius, ein geborener Spanier, zog ihnen entgegen und hemmte ihre siegreichen Fortschritte. Es gelang ihm, mit ihnen einen Frieden zu unterhandeln, dem gemäß sie Thracien erhielten, in welchem sie zwar als Unterthanen des Kaisers, aber nach ihrer eigenen Verfassung und Sitte, lebten und 40,000 Mann zum kaiserlichen Heere stellten. So ward ein furchtbares Beispiel gegeben, die Barbaren aufzumuntern.

Alarich, König der Westgothen. — Der Kaiser Theodosius theilte im Jahre 395 das Reich unter seine beiden Söhne Honorius und Arcadius, so daß der erstere die westlichen Provinzen mit der Hauptstadt Rom, der andere die östlichen mit der Hauptstadt Constantinopel erhielt. Es sollte zwar nach der Absicht des Kaisers das Reich noch immer ein Ganzes bleiben; es ist aber nie wieder vereint worden. Die Hauptursache war die Eifersucht der beiden Staatsminister Stilicho und Rufinus, welche für die beiden jungen Prinzen, Stilicho für Honorius, und Rufinus für Arcadius, das Reich verwalteten. Um den Stilicho recht in's Gedränge zu bringen, reizte Rufinus den König der Westgothen, Alarich, zu einem Einfalle in Italien. Hier aber trat ihm Stilicho entgegen, schlug ihn in einer großen Schlacht und bewog ihn

endlich durch das Versprechen eines Jahrgeldes zum ruhigen Rückzuge nach Illyrien. Kaum hatte Alarich den italienischen Boden verlassen, als mächtige Scharen heidnischer Germanen, insbesondere Vandalen, Burgunder, Sueven und Alanen unter ihrem Herzoge Radagais über die Donau und die Alpen verheerend in Italien vordrangen bis nach Florenz. Auch diese besiegte Stilicho; Radagais selbst wurde gefangen und enthauptet.

Der zweimalige Retter Roms und Italiens erntete aber nicht den wohlverdienten Lohn. Seine Feinde benutzten den Umstand, daß er sich mit Alarich in einen Vertrag eingelassen, zur Anklage auf Hochverrath und bewirkten seine Hinrichtung zu Ravenna. Das hörte Alarich. Ergrimmt über die Vorenthaltung des Tributs, rückte er sofort wieder in Italien ein und belagerte Rom. Die Römer schickten schleunigst Gesandte in sein Lager und ließen ihm vorstellen, wie außerordentlich groß und gerüstet ihre Kriegesmacht sei, und hofften, nun würde er wohl vor Schrecken zurückeilen. Alarich aber lachte überlaut und rief: „Je dichter das Gras, um so leichter das Mähen!" Anfangs verlangte er, unter der Bedingung des Abzuges, alles Gold und Silber in der Stadt; hob aber doch, als man ihm 5000 Pfund Gold und 30,000 Pfund Silber versprach, die Belagerung auf und zog ab. Der Kaiser Honorius aber, welcher sich in Ravenna verschanzt hatte, wollte diesen Vertrag nicht gelten lassen. Da kehrte Alarich zurück und setzte in Rom einen neuen Kaiser, Namens Attälus ein. Doch bald setzte er diesen wieder ab und knüpfte mit Honorius in Ravenna neue Unterhandlungen an. Als diese aber fruchtlos abliefen, drang er während der Nacht in Rom ein und überließ sie seinen Gothen zur Plünderung (410). Dann zog er nach Unteritalien. Seine Absicht war, erst Sicilien zu erobern, dann nach Afrika überzusetzen; da ereilte ihn der Tod. Seinen Leichnam nebst köstlichen Schätzen begruben die trauernden Gothen in dem Bette des abgeleiteten Flusses Busentus (Busento) bei Consentia (Cosenza) in Unteritalien, und ließen dann dem Wasser wieder seinen vorigen Lauf, auf daß unbekannt bliebe die Stätte, wo der Gothenheld von seinen Siegen ruhe.

Nach ihm wurde sein Schwager Athaulf oder Adolf einstimmig zum Nachfolger ernannt. Dieser söhnte sich mit Honorius aus, verließ Italien und zog nach Gallien und von da nach Spanien. In beiden Ländern diesseits und jenseits der Pyrenäen wurde von ihm und seinem Nachfolger Wallia das westgothische Reich gestiftet, dessen Hauptstadt Tolosa (Toulouse) war (412).

Es waren größtentheils deutsche Völker, die sich immer mehr in die aufgegebenen römischen Provinzen theilten und neue Reiche stifteten. Die Vandalen, welche sich mit den Sueven und Alanen auf der pyrenäischen Halbinsel niedergelassen hatten, setzten im Jahre 429 unter ihrem Könige Geiserich nach Afrika über und stifteten dort ein eigenes Reich. — Die Burgunder ließen sich im östlichen Gallien am Oberrhein, bis hin zur Rhone und Saône nieder; Worms war eine Zeitlang ihre Hauptstadt. Zwischen den Flüssen Mosel, Rhein und Maas bis zum Meere setzten sich die Franken unter verschiedenen Fürsten fest. — Eben so wurde auch bald nachher Britannien von deutschen Völkern in Besitz genommen. Die Briten wurden auf das heftigste gedrängt von ihren Nachbaren im schotischen Hochlande, den Picten und Schoten, und riefen nun die Angeln, Sachsen und Jüten aus dem nördlichen Deutschland zu Hülfe. Diese kamen auch unter der Anführung zweier sächsischer Brüder, Hengist und Horsa, herüber, schlugen die Feinde zurück, wandten dann aber, durch neue Ankömmlinge verstärkt, ihr siegreiches Schwert wider die Briten selbst und machten sich dieselben unterthan. Das eroberte Land wurde nach den Angeln Angelland oder England genannt, und noch jetzt erinnert die Sprache desselben an diese Niederlassung der Sachsen.

Indem so ein Theil nach dem andern von dem römischen Reiche abgerissen wurde, kam auf einmal durch die Hunnen eine gemeinsame Noth über alle Völker des Abendlandes.

Attila, König der Hunnen (434—453). — Die Hunnen, welche bei der großen Wanderung an die Stelle der Gothen in die Länder an der Niederdonau vorgedrungen waren, hatten

nach vielen inneren und äußeren Kämpfen einen ausgezeichneten Führer erhalten, mit Namen Attila oder Etzel. Die Zeitgenossen nannten ihn Godegisel, d. h. eine Geißel Gottes zur Züchtigung der Welt. Vor dieser Geißel bebten weithin die Völker. Seine Herrschaft erstreckte sich von der Wolga bis zum Rhein, von der scandinavischen Halbinsel bis zum schwarzen und kaspischen Meere. Dieser furchtbare Held brach im Jahre 450 an der Spitze vieler Könige und einer halben Million Streiter gegen den Westen auf. Allgemeiner Schrecken ging vor ihm her. Er drang in Gallien ein; mit Feuer und Schwert bahnte er sich den Weg; die blühendsten Städte, vorzüglich am Rhein, wurden furchtbar verheeret. In dieser Noth versammelten sich im Abendlande Freunde und Feinde zur gemeinsamen Rettung. Die Römer hatten um diese Zeit einen tapferen Anführer, mit Namen Aëtius. Dieser verband sich mit Theodorich, dem Könige der Westgothen, zog viele deutsche Hülfsvölker an sich und zwang durch die furchtbare Völkerschlacht bei Chalons an der Marne, im Jahre 451, den Länderstürmer zum Rückzuge. Allein schon im nächsten Jahre erneuerte er aus Rache, oder auf Einladung der Schwester des Kaisers, Honoria, die ihm ihre Hand angeboten hatte, den Feldzug. Er drang über die Alpen in Italien ein, eroberte und zerstörte Aquilēja, deren unglückliche Einwohner auf die vielen kleinen Inseln (Lagunen) des adriatischen Meeres flüchteten und hier den Grund zu der Stadt Venedig legten. Unter schrecklichen Verheerungen zog er vorwärts gegen die Hauptstadt selbst. Rom schien verloren! Da ging der Papst Leo an der Spitze einer ehrwürdigen Gesandtschaft in das hunnische Lager und bewog ihn durch Bitten und Geschenke zum Rückzuge nach Pannonien (Ungarn). Hier starb er bald nachher (453) eines plötzlichen Todes. Sein Leichnam wurde in einen goldenen, dieser in einen silbernen, und beide in einen eisernen Sarg gelegt und unter kriegerischen Spielen begraben, am Grabe aber alle Arbeiter umgebracht, damit Keiner die Ruhestätte des großen Hunnenhelden verrathe. Mit seinem Tode zerfiel die Macht der Hunnen, indem seine Söhne über die Theilung der väterlichen Herrschaft sich entzweieten. Die deutschen Völkerschaften, die bisher von den Hunnen abhängig gewesen waren, machten sich wieder frei.

Untergang des weströmischen Reiches (476). — Das weströmische Reich bestand fast nur noch aus Italien, und auch dieses eilte mit schnellen Schritten seinem Untergange entgegen. Aëtius, die letzte Stütze des Reiches, wurde von dem mißtrauischen Kaiser Valentinian mit eigener Hand ermordet. Valentinian wurde wieder auf Anstiften des beleidigten Senators Petronius Maximus ermordet, der nun selbst den Kaiserthron bestieg und des Ermordeten Wittwe, Eudoxia, zwang, seine Gemahlin zu werden. Aus Rache rief diese den Vandalenkönig Geiserich aus Afrika herüber. Wie im Fluge erschien derselbe mit einer Flotte an der Mündung des Tiberflusses. Maximus, welcher durch die Flucht sich retten wollte, wurde erschlagen. Die Stadt selbst blieb zwar auf Fürbitte des Papstes Leo von Feuer und Schwert verschont, wurde aber vierzehn Tage lang von den rohen Vandalen furchtbar ausgeplündert (455). Dann fuhren sie wieder ab.

Nach Valentinian, in dem kurzen Zeitraume von zwanzig Jahren, regierten noch neun Kaiser. Das Scepter ging von Hand zu Hand, bis Odoăker, Befehlshaber der Heruler und Rugier, welche im heutigen Pommern ihre ursprünglichen Wohnsitze hatten, dem Reiche vollends ein Ende machte. Er hatte im römischen Heere als Anführer der deutschen Miethstruppen gedient und forderte für seine Dienste den dritten Theil aller italischen Ländereien, und als dieser verweigert wurde, stieß er den letzten Kaiser, Romulus, mit dem Zunamen Augustus, der bei ihm, weil er noch ein Kind war, in die Verkleinerungsendung Augustŭlus, d. i. der kleine August, überging, vom Throne und nannte sich selbst König von Italien. Der junge Kaiser wurde auf ein Schloß in Campanien verwiesen, wo er im Privatstande von einem Jahrgehalte lebte. Das römische Reich hatte 1230 Jahre bestanden, mit einem Romulus angefangen und auch geendet. Das oströmische oder griechische Reich bestand nach dem Untergange des weströmischen noch ungefähr tausend Jahre, bis 1453. In dem Jahre wurde auch dieses nach vielen Zerrüttungen im Innern und Angriffen von Außen von den Türken erobert. Unter einem Constantin war Constantinopel gegründet worden, unter einem Constantin ging es auch wieder verloren.

Mit dem Falle Roms im Jahre 476 schließt die alte Geschichte. An die Stelle der entarteten Römer treten nun die rohen aber unverdorbenen Völkerstämme des Nordens, die Germanen oder Deutschen, und gründen auf den Trümmern des römischen Reiches neue, selbständige Staaten mit eigenen Gesetzen, Sitten und Sprachen. Die beseligende Grundlage dieser Staaten wird die christliche Religion, deren Priestern die Nachwelt auch zunächst die Erhaltung alter Kunst und Wissenschaft zu verdanken hat.

Zweiter Theil.

Die Geschichte des Mittelalters

vom

Untergange des weströmischen Reiches bis zur Entdeckung von Amerika.

(Von 476 nach Chr. bis 1492.)

Fünfzehnter Abschnitt.

Die alten Deutschen; ihre Sitten und Einrichtungen. — Uebersicht der Staaten Europas nach dem Umsturze des weströmischen Reiches.

Unsere Vorfahren, die alten Deutschen, wurden von den Römern Germanen, d. i. Kriegesmänner, genannt. Zu diesen rechneten sie aber nicht bloß die Bewohner des jetzigen Deutschlands zwischen der Donau, dem Rhein, dem nördlichen Ocean und der Weichsel; sondern auch die Völker in dem heutigen Belgien, Holland, Dänemark, Schweden, Finnland, Liefland und Preußen, weil sie alle in Gestalt, Sitten und Sprachen einen gemeinsamen Ursprung verkündigten.

Aeltester Zustand Deutschlands und seiner Bewohner. — In uralten Zeiten war unser Vaterland noch ein recht unfreundliches wüstes Land. Ungeheure Wälder durchzogen es von einem Ende bis zum anderen, so daß es fast wie eine einzige große Wildniß erschien. Häufiger Nebel umzog den Himmel und verdunkelte das Licht des Tages. Daher war auch der Boden weit feuchter, kälter und unfruchtbarer, als jetzt, wo die Wälder gelichtet sind,

und so der Boden frei und offen unter der erwärmenden und Alles belebenden Sonne liegt. Getreide wurde nur wenig angebauet. Grasreich und schön aber waren die Weiden, und daher das Rindvieh so wie die Pferde, wenngleich klein und unansehnlich, doch stark und ausdauernd. Die verweichlichten Römer hatten einen solchen Schauder vor Deutschland, daß sie es für unmöglich hielten, Jemand könne Italien verlassen, um in jener Wildniß zu leben. Die Deutschen aber liebten dieses Land über Alles, weil es ihnen ihre Freiheit beschützen half. Die rauhe Luft und die Jagd stärkte ihre Glieder und ließ ihre Körper bei einfacher Nahrung zu einer riesenhaften Größe und Kraft aufblühen. Schon vor ihrem wilden Blicke und ihrer Donnerstimme erschraken selbst die kriegerischen Römer und mußten erst ihr Auge an den Anblick dieser fürchterlichen Menschen gewöhnen, bevor sie mit ihnen zu streiten wagten.

Sie legten weder Städte noch zusammenhängende Dörfer an, sondern Jeder bauete seine einfache Wohnung in der Mitte seiner Felder und umzäunte den Hofraum mit einem Gehege. Mehrere solche Höfe bildeten eine Gemeinde, mehrere Gemeinden einen Gau. Daher noch die Namen: Rheingau, Thurgau, Breisgau, Aargau.

Die Lieblingsbeschäftigung der alten Deutschen war nächst dem Kriege die Jagd; und selbst diese glich einem Kriege. Denn in ihren Wäldern hauseten damals noch die größten wilden Thiere, als Bären, Auerochsen, Elenne, Rennthiere 2c. Ackerbau und häusliche Arbeiten blieben den Weibern und Knechten überlassen. Die Deutschen bestanden aus gemeinen Freien, oder dem freien Volke, und edelen Freien, welche den Adel bildeten. Aus diesen wurden die Könige gewählt. Doch nicht alle deutsche Stämme hatten Könige. Manche wählten bei Kriegesunternehmungen aus den Edeln einen Herzog — der vor dem Heer zog —. Dieser hatte für die Zeit des Krieges die höchste Gewalt; im Frieden dagegen die Volksgemeinde. Jeder freie Mann hatte Antheil an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten; denn er war Mitglied der Volksversammlung, welche in allen wichtigen Angelegenheiten die Entscheidung gab. Zur Zeit des Neu- und Vollmondes

kamen gewöhnlich die Gemeinden bewaffnet zusammen; bei außerordentlichen Ereignissen aber wurden sie von den Aeltesten der Gemeinde zusammenberufen. Das Zusammenschlagen der Waffen oder dumpfes Gemurmel kündigte die Annahme oder Verwerfung eines Vorschlages an. Der Gemeinde standen Priester vor. Diese genossen als Vertraute der Götter und als Vollstrecker ihrer Befehle das höchste Ansehen. Auch im Felde übten sie die höchste richterliche Gewalt. Sie allein vermochten Ruhe und Ordnung unter den rohen Männern zu erhalten, die bei ihrem wilden Freiheitssinne auf keinen Befehl eines Anführers hören wollten. Von ihnen ließen sie sich, wie auf Befehl der Götter, willig binden und schlagen.

Die Religion der alten Deutschen war ein sehr einfacher Naturdienst. Alle großartigen Erscheinungen in der Natur waren Gegenstände ihrer Verehrung. Sie verehrten die Sonne, den Mond, den Frühling; als den höchsten aber den Wodan oder Goudan; er verlieh den Sieg in den Schlachten. Als den Gott des Donners und Blitzes verehrten sie Thor; als Göttin der ehelichen Liebe und Freundschaft Freja. Als gemeinschaftlicher Stammvater aller Deutschen galt Tuisko oder Teut und wurde ebenfalls göttlich verehrt. Den Gottheiten waren auch die Wochentage geheiligt und nach ihnen benannt.

Uebrigens verehrten sie ihre Götter nicht in umschließenden Tempelmauern. Auf den Höhen der Berge, im Dunkel heiliger Haine, an den rauschenden Quellen und Wasserfällen versammelten sie sich zu ihrem Dienste. Im sanften Lichte des Mondes unter ihrem Lieblingsbaume, der Eiche, brachten sie gewöhnlich ihre Opfer und feierten ihre Feste und Mahle.

Was ihnen hier auf Erden als das Wünschenswertheste galt, glaubten sie dereinst auch im Himmel, den sie Walhalla nannten, wiederzufinden. Bei Tage ergötzen sich dort die Seligen an der Jagd und an Kämpfen aller Art. So wie der Tag zum Abende sich neigt, werden die Wunden wie durch eine Zauberkraft wieder geheilt. Versöhnt setzen sich die Helden zum festlichen Mahle nieder und trinken aus den mächtigen Hörnern der Auer-

ochsen. Dann stehen sie neu gestärkt wieder zum blutigen Spiele auf. Bei einem solchen Glauben an künftige Fortdauer wurden mit dem Todten auch wohl dessen Waffen und Pferde auf den Scheiterhaufen gelegt, damit er sich ihrer gleich bei seiner Ankunft in Walhalla bedienen könne.

Die große deutsche Nation bestand wohl aus fünfzig kleinen Völkerschaften. In Sitten und Einrichtungen wichen sie wenig von einander ab. Sie führten viele Kriege mit einander, die Schwächeren wurden von den Mächtigeren überwunden und verdrängt. Daher entstand ein häufiger Wechsel der Wohnsitze. Auch traten zu gemeinsamen Angriffen und zu vereinter Vertheidigung wohl mehrere Volkstämme zusammen und führten dann gewöhnlich den Namen des Hauptvolkes gemeinschaftlich.

Die Römer lernten dieses Volk zuerst um das Jahr 113 v. Chr. kennen, als die Cimbern und Teutonen verwüstend in ihr Reich brachen. Von dieser Zeit an herrschten fortwährend Kriege zwischen den Römern und Deutschen, bis endlich im Jahre 476 n. Chr. der Kaiserthron von den Deutschen gestürzt wurde, wie wir dieses früher gesehen haben.

Uebersicht der Staaten Europas nach dem Umsturze des weströmischen Reiches. — Nach dem Umsturze des weströmischen Reiches war Europa ungefähr folgender Maßen unter die einzelnen Völker vertheilt: In dem heutigen Portugal und dem nordwestlichen Spanien saßen die Sueven, welche früher in mehreren verbündeten Stämmen die weite Ebene vom Mittelrhein bis zur Ostsee bewohnt hatten. Das übrige Spanien und das südliche Gallien bis zur Loire machten das Reich der Westgothen aus, dessen Hauptstadt Toulouse war. Um die Rhone bis in die Schweiz hinein saßen die Burgunder. In der Provinz Bretagne hatten sich Flüchtlinge aus Britannien niedergelassen und dieser Provinz den Namen gegeben. Nur ein kleiner Theil von Gallien stand noch unter dem römischen Statthalter Syagrius. Am Niederrhein wohnten die Franken, die sich immer weiter in das nördliche Gallien ausbreiteten. Im nördlichen Deutschland, zwischen der Ost- und Nordsee, zwischen den Flüssen Elbe, Weser

bis an den Rhein wohnten die Sachsen, die sich in Ostfalen, Westfalen und Engern theilten; im Norden waren die Friesen, im Süden, am Harze, die Thüringer ihre Nachbaren. Die Alemannen, ein mächtiger Völkerbund, besetzten einen beträchtlichen Theil von der Schweiz, und beide Rheinufer bis an die Lahn. Die Schwaben wohnten bis an den Lech, die Boyer oder Bayern zwischen dem Lech und der Enns. Im Lüneburgischen wohnten die Longobarden, die sich nachher südlich wandten und sich am linken Ufer der mittleren Donau niederließen; am linken Ufer der unteren Donau saßen die Gepiden. Ueber Italien, die Süddonauländer und Illyrien war das Reich der Ostgothen ausgebreitet. In Britannien hatten sich die Angelsachsen angesiedelt. Sardinien und Corsica nebst der afrikanischen Küste waren von Vandälen besetzt. Durch das immer weitere Vordringen der deutschen Volkstämme nach den westlichen Grenzen war der östliche Theil von Deutschland fast entvölkert worden. In diesen rückten neue Völker aus dem heutigen Polen und Rußland ein, welche man mit dem allgemeinen Namen Slaven bezeichnete. Zu dem byzantinischen oder oströmischen Reiche gehörten in Europa: Griechenland, Macedonien, Thracien und Mösien. Die übrigen Länder und Völker Europas kannte man um diese Zeit nur wenig.

Sechzehnter Abschnitt.

Theodorich macht der Herrschaft des Odoaker ein Ende und gründet in Italien das ostgothische Reich (493). — Nach einer Dauer von 62 Jahren wird es wieder gestürzt von dem griechischen Kaiser Justinian, und Italien zu einer Provinz des oströmischen Reiches gemacht (555). — Auch dieser Zustand ist nicht von Dauer; Alboin gründet in Italien das Reich der Longobarden (568). — In Gallien gründet Chlodwig das fränkische Reich. — In den neuen Wohnsitzen kommen neue Sprachen, Sitten und Verfassungen auf.

Theodorich, König der Ostgothen (493—526). — Aber auch dieser Zustand Europas war nicht von Dauer; denn die große Bewegung der Völker war noch keineswegs beendigt. Kaum dreizehn Jahre lang hatte Odoaker die Herrschaft über Italien geführt, als ein Mächtigerer kam und ihn stürzte. Der war Theodo-

rich, König der Ostgothen. Auf den Rath des griechischen Kaisers, der aus ängstlicher Besorgniß den emporstrebenden jungen König aus der Nähe seines Reiches zu entfernen suchte, verließ dieser mit seinem ganzen Volke die alten Wohnsitze in dem heutigen Siebenbürgen und Ungarn und zog nach Italien, um dieses schöne Land der angemaßten Herrschaft des Odoaker zu entreißen. Dieses gelang ihm auch. Nach mehrjähriger äußerst hartnäckiger Vertheidigung ergab sich endlich Odoaker auf die Bedingung, daß er Leben und Freiheit behalten solle. Aber schon wenige Tage nachher ward er mitten unter den Freuden eines Gastmahles von Theodorich treulos umgebracht (493). Italien kam unter die Herrschaft der Ostgothen. Sie nahmen den dritten Theil der Ländereien als Kriegessold und lebten nach ihren volksthümlichen Gesetzen und Weisen.

Theodorich war ein wahrer Wohlthäter für Italien, und nicht mit Unrecht hat man ihn den Großen genannt. Unter ihm blühete das ausgeplünderte und vielfach verwüstete Reich sichtbar wieder auf. Aber mit Theodorich's Tode, im Jahre 526, sank auch diese Blüthe wieder. Unter seinen schwachen Nachfolgern brachte die Herrschaft und Eifersucht der Großen vielfaches Unglück über das Reich und beschleunigte dessen Untergang.

Kaiser Justinian (527—565). — Um diese Zeit der ostgothischen Unruhen herrschte in Constantinopel der Kaiser Justinian, der durch glückliche Unternehmungen einen großen Glanz um seinen Thron verbreitete. Zuerst richtete er seinen Blick auf Afrika, wo die Vandalen unter Geiserich seit 429 ein eigenes Reich gegründet hatten. Im Jahre 533 sandte er seinen Feldherrn, den tapferen Belisarius, dahin. Gelimer, der letzte König der Vandalen, wurde geschlagen und gefangen, und sein Reich zu einer Provinz des griechischen Kaiserthums gemacht, nachdem es 105 Jahre, von 429—534, bestanden hatte. Die Insel Sardinien, Corsica und die Balearen unterwarfen sich dem Sieger freiwillig.

Dieser glückliche Erfolg ermunterte den Justinian, seine Waffen auch gegen Italien zu richten, um die Ostgothen aus demsel-

ben zu vertreiben. Die Unruhen unter diesem Volke unterstützten seinen Plan. Sicilien und Unteritalien wurden leicht unterworfen. Die Hauptstadt Rom öffnete ihm freiwillig die Thore. Im Drange solcher Noth riefen die Gothen ihren tapferen Feldherrn Vitiges zum Könige aus. Vergebens suchte dieser mit Belisarius zu unterhandeln; er schloß sich endlich in Ravenna ein, um hinter den Mauern dieser Stadt Schutz zu suchen. Als aber die Noth auf's höchste gestiegen war, und die Gothen selbst ihrem Könige nicht mehr traueten, boten sie dem Belisarius die Krone des ostgothischen Reiches an, wenn er zu ihnen übergehen wolle. Dieser nahm das angebotene Geschenk scheinbar an und zog unter dem Jubel des Volkes in Ravenna ein. Er blieb aber seinem Kaiser treu und schickte den gefangen genommenen Vitiges nach Constantinopel. Justinian jedoch, mißtrauisch geworden gegen Belisarius, rief ihn zurück; und Belisarius gehorchte ohne Murren. Die Entfernung des tapfern Feldherrn belebte wieder den Muth der Ostgothen. Sie wählten einen ihrer trefflichsten Feldherren, mit Namen Totilas, zum Könige. Dieser junge Held eroberte fast ganz Italien wieder; selbst Belisarius, der zum zweiten Male dahin geschickt wurde, mußte mit seinem schwachen Heere weichen. Endlich schickte Justinian seinen Feldherrn Narses mit einem großen wohlgerüsteten Heere nach Italien. Dieser setzte den Fortschritten des Totilas Grenzen. Bei dem Dorfe Taginas, am Fuße der Apenninen, kam es im Jahre 552 zu einer großen Schlacht, die dem Totilas nach heldenmüthigem Kampfe Sieg und Leben kostete.

Die letzten Trümmer der Gothen sammelten sich wieder unter einem neugewählten Könige, Namens Tejas. Noch einmal sollte das Waffenglück über ihr Schicksal entscheiden; aber es entschied gegen sie. Am Fuße des Vesuv fochten sie mit einem Muthe und einer Ausdauer, die ein besseres Schicksal verdient hätten. Als Tejas endlich wie ein zweiter Leonidas gefallen war, baten die Gothen den Narses um freien Abzug, indem sie erklärten, sie würden den Tod der Unterwerfung vorziehen. Mit wahrer Achtung für so tapfere Männer ward ihnen der Abzug gewährt.

So endete das ostgothische Reich, nachdem es 62 Jahre, von 493—555, bestanden hatte. Italien ward nun eine Provinz des griechischen Reiches unter dem Namen Exarchat, d. i. Statthalterschaft. Narses ward Statthalter und nahm seinen Sitz zu Ravenna.

Dauernder als durch Eroberungen hat Justinian sein Andenken durch innere Einrichtungen des Reiches gegründet. Er ließ von den vorzüglichsten Rechtsgelehrten ein Gesetzbuch entwerfen, welches wegen seiner inneren Vortrefflichkeit noch vielen unserer Gesetze zum Grunde liegt. Unter ihm kam auch der so wichtige Seidenbau nach Europa. Im Jahre 555 brachten zwei Mönche, bei der Rückkehr von ihrer Bekehrungsreise in Indien und China, in ihren hohlen Wanderstäben Eierchen von der Seidenraupe mit, die glücklich auskrochen. So kam nun hier der Seidenbau auf und verbreitete sich, aber erst im zwölften Jahrhundert, auch nach den übrigen Ländern Europas; — so lange hatten die Griechen die Ausfuhr des Cokons verhindern können.

Unter der Regierung des Justinian sollen sich leider auch die ersten Menschenblattern gezeigt haben. Den verheerenden Folgen derselben konnten erst am Ende des vorigen Jahrhunderts (1798) durch Einimpfung der Kuhpocken, eine Entdeckung des englischen Arztes Jenner, Grenzen gesetzt werden.

Alboin, König der Longobarden (568). — Auch die Griechen blieben nicht lange im Besitze von ganz Italien. Narses, welcher der Verwaltung des Landes bereits fünfzehn Jahre lang mit eben so großer Umsicht als Kraft vorgestanden hatte, wurde an seinem Hofe verläumdet und deshalb durch ein Schreiben voll der bittersten Kränkungen wieder abgerufen. Der beleidigte Statthalter aber ging nicht nach Constantinopel, sondern nach Neapel und lud aus Rache seinen Freund und früheren Waffengefährten Alboin, König der Longobarden, ein, das armselige Pannonien zu verlassen und das weit gesegnetere Italien in Besitz zu nehmen. Dieser Einladung folgte Alboin und brach im Jahre 568 an der Spitze seines Volkes, von 20,000 Sachsen begleitet, nach Italien auf und gründete hier ein neues Reich, das Reich der

Longobarden, mit der Hauptstadt Pavīa. Ehe aber Alboin die Eroberung Italiens vollenden konnte, wurde er auf Anstiften seiner Gemahlin ermordet (573). Zweihundert Jahre bestand dieses Reich.

Seit dem Untergange des römischen Reiches bis auf diesen Einfall der Longobarden, also in einem Zeitraume von nicht hundert Jahren, hatte demnach Italien viermal seine Herrscher gewechselt. Zuerst eroberten es die Heruler und Rugier unter Odoaker; dann die Ostgothen unter Theodorich; hierauf die Griechen unter Narses, und zuletzt die Longobarden unter Alboin. Nach so vielen Kriegen und Verheerungen bot das unglückliche Land einen erschütternden Anblick dar. Mehrere Millionen Menschen hatte das Schwert hinweggerafft, viele Städte lagen in Trümmern, Felder unbebauet, und die Unsittlichkeit griff auf eine schaudervolle Weise um sich.

Chlodwig, König der Franken (481—511). — Die Franken bestanden aus mehreren Völkern, die zur Aufrechthaltung ihrer Freiheit — denn frank heißt frei — zu einem großen Bunde gegen die Römer im dritten Jahrhunderte sich vereiniget hatten. Aus ihren Wohnsitzen am Niederrhein dehnten sie sich erobernd immer weiter über die römische Provinz Belgien aus. Sie standen anfangs unter mehreren unter sich verbündeten Fürsten. Im Jahre 482 aber riß einer unter ihnen, mit Namen Chlodwig, d. i. Ludwig, aus der Königsfamilie der Merovinger, die ihren Namen führte von Chlodwig's Großvater Merovaus, durch List und Gewalt die Alleinherrschaft an sich. Er ist als der eigentliche Stifter des fränkischen Reiches zu betrachten.

Als er die Regierung antrat, bestand in Gallien noch ein Rest des Römerreiches, von welchem Syagrīus Statthalter war. Auf diesen ging er zuerst los und schlug ihn völlig bei Soissons, im Jahre 486. Der Geschlagene floh nach Toulouse, um am Hofe des westgothischen Königes Schutz zu suchen, ward aber an Chlodwig ausgeliefert und ermordet. Dann griff er die Alemannen, die Grenznachbaren der Franken, an. Bei Zülpich im Jülichschen kam es im Jahre 496 zu einer blutigen Schlacht.

Lange schwankte der Sieg; endlich neigte er sich auf die Seite der Alemannen. In dieser Noth gedachte Chlodwig, der noch ein Heide war, an das, was er von seiner christlichen Gemahlin Chlotilde über den mächtigen Christengott gehört hatte. Und alsbald streckte er inbrünstig seine Hände zum Himmel und betete: „Hilf mir, Jesus Christus, denn meine Götter verlassen mich. Wenn Du mir beistehest in dieser Noth, so will ich an Dich glauben!“ Und wirklich gewann er einen vollständigen Sieg und ließ sich nun auch am Weihnachtsfeste des Jahres 496 zu Rheims feierlich taufen und zum Könige der Franken salben. Vom Papste ward er der erstgeborene Sohn der Kirche, auch der allerchristlichste König genannt; ein Titel, der auf seine Thronfolger überging. Jedoch wirkte das Christenthum nicht veredelnd auf seine Gesinnung. Denn er beging nach wie vor viele Treulosigkeiten und Grausamkeiten. Beweise hievon gab er auch in den darauf folgenden Kriegen mit den Burgundern und Westgothen. Die ersteren wurden ihm tributpflichtig; dem Reiche der Westgothen aber im südlichen Gallien machte er ein Ende. So war es ihm durch List und Gewalt gelungen, seine früher so kleine Herrschaft immer mehr zu erweitern und sich endlich zum alleinigen Könige der Franken in Gallien zu machen.

Verschiedene Veränderungen bei den deutschen Volkstämmen in ihren neuen Wohnsitzen. — Man kann denken, daß die Deutschen nicht so bleiben konnten, wie sie früher in ihren Wäldern gewesen waren. Die heiße Luft des südlichen Himmels und die üppigen Erzeugnisse des Bodens, an denen sie nun Gefallen bekamen, dienten nur dazu, ihre kräftige Natur immer mehr zu verweichlichen. Die Völker, unter denen sie sich niederließen, hatten andere Sprachen, andere Sitten andere Gesetze. Es konnte nicht fehlen, daß die roheren Deutschen vieles von ihnen annahmen und mit dem ihrigen zu einem neuen Ganzen verbanden. Die größte Veränderung ging mit ihrer Sprache vor. In den eroberten Ländern wurde größtentheils die lateinische Sprache geredet. Mit dieser vermischte sich in verschiedenen Abstufungen, je nach der Verschiedenheit eines jeden Volkes, die deutsche, und aus dieser Mischung entstanden die neuen romanischen Sprachen, zu denen

die italienische, französische, spanische und portugiesische gehören, die sich immer eigenthümlicher ausbildeten.

Auch die Gerichtsverfassung und Gesetzgebung hatten sich merklich ausgebildet und erweitert. Geschriebene Gesetze gab es jedoch vor der Mitte des fünften Jahrhunderts noch nicht. Der herkömmliche Gebrauch entschied über die meisten Rechtsfälle. Fast jedes Verbrechen konnte durch eine Geldstrafe gesühnt werden, selbst der Mord. Nur wurde hierbei ein großer Unterschied gemacht zwischen Freien und Unfreien. So mußten bei den Franken für die Ermordung eines Sklaven 45 Goldschillinge (Goldgulden), eines Franken 200, eines Römers aber nur 100 bezahlt werden. Auch für die Verletzung eines jeden Theiles des Körpers war eine bestimmte Strafe festgesetzt. Wer dieses Strafgeld, Wehrgeld genannt, nicht zahlen konnte, mußte es als Knecht bei dem Verletzten oder dessen Verwandten abdienen.

Das Gericht selbst wurde öffentlich unter freiem Himmel gehalten. Der Vorsteher oder Graf einer jeden Gemeinde war Richter. Die Erfahrensten der Gemeinde halfen ihm das Urtheil finden oder schöpfen, und wurden deshalb Schöppen genannt. Wo aber die Sache nicht zu ermitteln war, nahm man seine Zuflucht zu Unschuldsproben, die man Ordäle oder Gottesurtheile nannte. Man setzte nämlich voraus, der gerechte Gott werde dem Unschuldigen beistehen und denselben in den mit ihm vorzunehmenden Proben durch ein Wunder retten. Wer z. B. seine Hand unverletzt aus einem Kessel siedenden Wassers ziehen, wer über glühendes Eisen gehen, wer im Zweikampfe siegen, wer am längsten mit ausgespannten Armen in Kreuzesform stehen konnte, galt für unschuldig.

Das Lehnwesen. — Sobald eine auswärtige Gefahr drohete, war jeder freie Grundeigenthümer verpflichtet, unter dem Oberbefehle der Gemeinde- und Gauvorsteher sich einzufinden, oder, nach dem Ausdrucke der damaligen Zeit, an dem Heerbanne, d. i. dem Aufgebote der ganzen Nation, theilzunehmen. Dagegen war kein freier Grundeigenthümer verpflichtet, zu einem Angriffskriege außerhalb der Grenzen des Vaterlandes auszuziehen. Zu solchen Zügen fand sich jedoch immer eine Anzahl unternehmungslustiger,

aber ärmerer Jünglinge bereit, die sich um einen Führer scharten und von diesem für ihre Dienste mit Waffen und Lebensmitteln versorgt wurden. Diesem Führer folgten sie gewöhnlich auf allen Zügen und wurden deshalb auch Gefolge genannt. Fast jeder Edele hatte ein größeres oder kleineres Gefolge; mit diesem diente er auch im Heerbanne. Sobald bei gemeinsamen Unternehmungen ein Land erobert war, so theilte der König dasselbe mit seinem Gefolge. Jeder erhielt ein erbliches Grundeigenthum zur beliebigen weiteren Vertheilung. Ein solches freies Eigenthum hieß Allodium. Bei einer solchen Vertheilung erhielt natürlich der König ein größeres Grundeigenthum, als die Edelen seines Gefolges, und die Größe des Grundeigenthumes für diese richtete sich wieder nach der Größe des Gefolges, welches sie dem Heere des Königes zugeführt hatten. Von seinen weitläufigen Ländereien gab alsdann auch der Edele wieder jedem seiner Geleitsmänner ein Stück zur Benutzung ab, aber nur auf so lange, als er in seinem Dienste blieb. Es wurde ihm also nur geliehen und bekam deshalb auch den Namen Lehen. Er selbst hieß hievon Vasall oder Lehnsmann, und der eigentliche Besitzer Lehnsherr. Blieben die Vasallen ihrem Lehnsherrn im Krieg und Frieden treu und dienstwillig, so behielten sie das Lehen lebenslänglich, und genossen auch wieder des Schutzes ihres Lehnsherrn. Nach ihrem Tode fiel es wieder an den Lehnsherrn zurück, der die Dienste eines anderen Getreuen damit belohnen konnte. Da nun aber der Sohn fast immer seine Dienste dem Lehnsherrn des Vaters widmete, so wurde in der Regel auch ihm das väterliche Lehen überlassen; am Ende wurden diese Lehen sogar erblich. Aber weder der Lehnsherr noch der Vasall hatte Zeit oder Lust, selbst den Acker zu bauen; das mußten in der Regel die Leibeigenen thun, die man Hörige nannte.

Da der Lehnsherr verpflichtet war, seinen Lehnsmann zu schützen, so übertrugen manche Lehnsherren, die zu schwach waren, sich selbst zu schützen, ihr Allodium einem mächtigen Nachbaren und nahmen es dann wieder als Lehen von demselben zurück. So verwandelten sich viele Allodien in Lehen.

Siebenzehnter Abschnitt.

Der hl. Bonifacius sucht den Samen des Christenthums auch im Innern Deutschlands auszustreuen. — In Arabien tritt Mohammed (622) als Stifter einer neuen Religion auf, die sich mit reißender Schnelligkeit verbreitet. Die Araber werden ein erobernbes Volk; ihren Fortschritten in Europa aber wird durch den großen Sieg, den die Franken bei Tours (732) über sie erfechten, eine Grenze gesetzt.

Das Christenthum in Deutschland. — Den größten und segensreichsten Einfluß auf den Zustand der deutschen Völker hatte das Christenthum. Die Gothen, Burgunder, Longobarden und mehrere andere deutsche Völker hatten das Christenthum angenommen, so wie sie auf ihrer Wanderung mit den Römern in näheren Verkehr kamen. Bei den Franken war dasselbe schon seit Chlodwig's Bekehrung ausgebreitet. Auch in den Donaugegenden wurde früh der Samen des Christenthums ausgestreuet, und der heilige Severinus war der Apostel Norikums, des jetzigen Oberösterreichs südlich von der Donau mit den angrenzenden Theilen von Unterösterreich, Steiermark, Kärnthen, Salzburg und Bayern. Mitten im wilden Getümmel wandernder Kriegesvölker erschien hier um das Jahr 454 ein Mönch, Severinus mit Namen, den Gott aus seiner stillen Einöde im Orient gerufen und den bedrängten Christen dieser Gegenden zum Schutz und Trost gesendet hatte. In der Gegend des heutigen Wien bauete er für sich und seine Genossen ein Kloster. Dreißig Jahre lang an der Donau auf und abwandernd trug er überall hin die Tröstungen des Christenthums, so daß selbst heidnische Könige ihn ehrten und bewunderten.

Die Bekehrer der Deutschen kamen aus Irland und Angelsachsen. Hier hatte das Christenthum bereits festen Boden gewonnen. Hier, in der stillen Heimath der Frömmigkeit und der Wissenschaft, erweckte Gott fromme Männer, um nach Deutschland zu ziehen und auch dort die Lehre des Heiles zu verkündigen. Es ist rührend zu lesen, wie diese Männer, allen Bequemlichkeiten des Lebens entsagend, mitten im kriegerischen Gewühle der Völker, still und friedlich, das Crucifix und Evangelium in der Hand, durch die deutschen Wälder wanderten und die Lehre des Gekreuzigten verkündigten; wie sie im Vertrauen auf Gott den höchsten Gefahren

muthig entgegen gingen. Zu den ersten Glaubensboten gehören besonders der hl. Fridolin, der den Alemannen und Rhätiern das Evangelium Christi verkündete und zuletzt auf der Rheininsel Seckingen ein Kloster errichtete; der hl. Columban mit seinem Schüler Gallus, dem Stifter des Klosters St. Gallen in der Schweiz; der hl. Rupertus in Salzburg. Zu den Friesen kam der hl. Willibrod, zu den Thüringern der hl. Kilian. Jedoch der ausgezeichnetste aller Glaubensboten ist der Angelsachse Winfried, der wegen seiner vielen Verdienste um die Bekehrung der Deutschen vom Papste Gregor II. den Namen Bonifacius, d. i. Wohlthäter, erhielt.

Der heilige Bonifacius. — Mit vollem Rechte führt dieser auch den Namen: Apostel der Deutschen. Er war es, der von 716 bis 754 mit unermüdlicher Thätigkeit die Lehre vom gekreuzigten Heiland in die deutschen Wälder trug, besonders zu den Friesen und Hessen. Bei Geismar in Hessen fand er eine uralte, dem Donnergotte heilige Eiche, unter welcher die heidnischen Bewohner dieser Gegend ihre Opfer darzubringen pflegten. Sobald der hl. Bonifacius erfuhr, daß dieser Baum für unverletzbar galt, legte er, um den Aberglauben zu überführen, die Axt an denselben. Erschrocken standen die Heiden umher und blickten bald nach dem Apostel, bald nach dem Himmel, ob der Gott nicht seinen Blitzstral zerschmetternd auf den Frevler herabschleudern würde. Als aber endlich der Baum fiel, und Bonifacius unverletzt blieb, entsagten sie ihren ohnmächtigen Göttern und ließen sich taufen. Bonifacius bauete aus dem Holze des gefällten Baumes ein Kirchlein und weihete es dem hl. Petrus. Er ließ aus England Priester kommen und vertheilte sie als Gehülfen seines großen Werkes in Sachsen, in Thüringen, in Bayern. Die Wohnplätze der Glaubensboten wurden die Grundlage von Klöstern, aus denen die Brüder ausgingen, die Pflanzung zu ergänzen und zu pflegen. Der Papst ernannte den frommen Seeleneiferer zum Erzbischofe aller bekehrten Länder und ertheilte ihm zugleich die Vollmacht, Bisthümer in denselben zu errichten. Rastlos drang er weiter in das Innere von Deutschland und stiftete viele Bisthümer und Schulen. Neben dem schon errichteten Bisthume Passau stiftete

er in Bayern noch die bischöflichen Sitze zu Freisingen und Regensburg, für Thüringen das Bisthum Erfurt und mehrere andere. Auch für eine große Bildungsschule des mittleren Deutschlands sorgte Bonifacius. Er gründete im Jahre 744 durch seinen trefflichen Schüler Sturm, der aus dem Norikum gebürtig war, das Kloster Fulda und legte dadurch den Grund zu der Stadt Fulda, die aus den vielen Ansiedelungen um das Kloster entstanden ist. Er selbst nahm im Jahre 748 auf den Wunsch des fränkischen Hausmeiers Pipin seinen festen Sitz als Erzbischof in der Stadt Mainz, und nicht nur die neu gestifteten, sondern auch die älteren deutschen Bisthümer wurden ihm untergeordnet.

Unter rastlosen Bemühungen war der hl. Bonifacius bereits zum Greise geworden. Nachdem er seine kirchlichen Einrichtungen in Deutschland hinlänglich befestigt hatte, legte er unter päpstlicher Genehmigung seine Würde als Erzbischof von Mainz in die Hände seines Schülers Lullus nieder. Er selbst zog dann noch einmal zu den Friesen, um seine letzte Kraft zur gänzlichen Bekehrung derselben zu verwenden. Hier aber wartete seiner nach einem so rühmlichen Leben ein eben so rühmlicher Tod. Während er nämlich in der Gegend der Stadt Lewarden sich dem gottesdienstlichen Werke widmete, wurde der wehrlose Greis plötzlich von einer Schar heidnischer Friesen überfallen und mit all' den Seinigen erschlagen (755). Die Gebeine des Märtyrers ruhen in Fulda. — So endete der große Mann; sein Werk aber steht noch heute nach mehr als tausend Jahren. Seine und seiner Schüler Nachfolger sitzen und lehren noch jetzt auf den von ihm festbegründeten Bischofsstühlen.

Mohammed, Stifter einer neuen Religion (622). — Während das Christenthum bereits in dem größten Theile von Europa segensvoll emporblühete, brach plötzlich von Arabien her eine große Gefahr über dasselbe aus.

Die Halbinsel Arabien liegt im südwestlichen Asien, nicht fern von Palästina, der Wiege des Christenthums. Sie ist wohl viermal so groß als Deutschland. Außerordentlich verschieden ist die Beschaffenheit des Bodens. In der Mitte sieht man

unter einem glühenden Himmel endlose Sandwüsten sich ausbreiten. Selten unterbrechen grüne Weideplätze, angenehme Thäler mit erquickenden Quellen und Palmen, diese fürchterliche Einöde. Wie grünende Inseln tauchen solche Stellen, Oasen genannt, aus dem großen Sandmeere auf. Die dort wohnenden Aräber werden Beduinen, d. i. Wüstenbewohner, genannt und führen ein räuberisches Leben. Sie durchziehen mit ihren Kameelen die Wüsten von einer Oase zur anderen. Ohne das Kameel wäre dieser Theil, das wüste Arabien genannt, ganz unbewohnbar. Dieses treue, ausdauernde Thier nennt man mit Recht das Schiff der Wüste. Im Norden liegt das peträische Arabien, so genannt von der Stadt Petra. Hier erhebt sich der Berg Sinai mit seinen Quellen und Weiden, wo Gott durch Moses seinem Volke die Gesetze gab. Das glückliche Arabien, das heutige Jemen, dehnt sich südlich vom Meere aus. Hier scheint sich plötzlich ein Garten Gottes aufzuthun. Hier wachsen die köstlichsten Früchte und Gewürze. Hier findet sich der Kaffee, der Weihrauch u. v. a. Hier wohnen die Araber in stolzer Unabhängigkeit, fröhlich und vergnügt. Ihr ausgebreiteter Handel hatte ihnen manche Kenntnisse verschafft, die Wüste vor feindlichen Anfällen sie geschützt. Sie waren tapfer, edelmüthig und besaßen eine große Vorliebe für die Dichtkunst. In alten Zeiten hatten ihre Dichter sogar Wettkämpfe auf den Märkten von Mekka und Okadh. Noch leben manche ihrer Gesänge im Munde des Volkes fort.

In diesem Lande und unter diesem Volke war Mohammed (oder Muhammed) im Jahre 571 n. Chr. zu Mekka geboren. Er gehörte zu dem edelen Stamme Kureïsch, welcher die Regierung in Mekka und die Aufsicht über den berühmten Tempel daselbst, die Kaaba, nach welchem die Araber von jeher wallfahrteten, erblich besaß. Mohammed's Eltern starben früh und hinterließen ihm eine nur geringe Erbschaft. Nun nahm sein Großvater den sechsjährigen Knaben zu sich, und drei Jahre später sein Oheim, der ihn für die Handlung erzog. Der feurige Knabe wuchs indeß in voller Schönheit zum Jünglinge heran. Sein majestätisches Aeußere, die Würde und Hoheit in seinen Mienen, das Feuer seiner schwarzen Augen, die Freundlichkeit im Umgange, seine hin-

reißende Beredtsamkeit zogen Aller Augen auf ihn und ließen den künftigen Herrscher ahnen. Er heirathete in der Folge eine bejahrte, aber reiche Wittwe, deren Handlungsgeschäften er eine Zeitlang vorgestanden hatte, und kam so in den Besitz eines großen Vermögens.

Plötzlich zog er sich in die Einsamkeit zurück und widmete sich ganz einem beschaulichen Leben. Hier verloren sich seine Gedanken in Grübeleien über Religionsgegenstände. Den Glauben seines Volkes, welches die erschaffenen Werke als Götter anbetete, erkannte er bald als Thorheit; die mosaische Lehre erschien ihm zu engherzig und lieblos; auch die christliche Religion sprach ihn nicht an. Er hatte sie auf seinen Reisen bei den kleinasiatischen Griechen kennen gelernt, und es war ihm nicht entgangen, zu welchen ärgerlichen Streitigkeiten sie oft unter ihren eigenen Bekennern führte. Demnach faßte er den Entschluß, der Begründer einer neuen Religion zu werden, die, wie er meinte, durch die Verschmelzung der drei Hauptreligionen die vollkommenste sein und das gesunkene Volk seines Landes in verjüngter Kraft wieder erheben sollte. Einen Anhang suchte er sich dadurch zu verschaffen, daß er sich als einen Gesandten Gottes erklärte und himmlische Erscheinungen vorgab, in denen ihm der Engel Gabriel erschienen wäre. Der Erfolg war anfangs gering, indem besonders seine Erscheinungen verspottet wurden; später aber wuchs die Zahl seiner Anhänger, so daß seine eigene Stammgenossen, die Kureïschiten, aus Besorgniß für die alte Religion der Väter, ihm nach dem Leben trachteten. Da floh er nach der Stadt Medīna, der größten Feindin Mekkas. Hier, wo seine Lehre bereits Eingang gefunden hatte, wurde er mit offenen Armen empfangen. Diese Flucht, Hidjrah (spr. Hidschra) genannt, fällt auf den 15. Juli des Jahres 622 und ist bei den Mohammedanern der Anfangspunkt ihrer Zeitrechnung, wie bei uns die Geburt Christi.

Nun breitete er nicht allein durch die Kraft der Ueberredungskunst, sondern auch durch das Schwert seine neue Lehre aus. Durch glänzende Verheißungen künftiger Freuden und Belohnungen, welche besonders denen zu Theil werden sollten, welche fechtend für den Glauben fielen, begeisterte er seine Scharen zu einer

wilden Tapferkeit, der lange nichts zu widerstehen vermochte. Ungeachtet einzelner Niederlagen wuchsen doch seine Erfolge. — Im Jahre 630 eroberte er Mekka und machte es zum Mittelpunkte seines Anhanges. Seitdem war der Sieg seiner neuen Lehre in Arabien bereits entschieden. Selbst den Perserkönig Kosroes und den griechischen Kaiser Heraklius lud er zur Annahme derselben ein. Seine letzte Wallfahrt um die Kaaba hielt er an der Spitze von 140,000 Anhängern. Bald darauf, im Jahre 632, starb er zu Medina. Sein Leichnam wurde in einen eisernen Sarg gelegt und in einer reich geschmückten Moschee oder Tempel zu Medina zur Verehrung der Pilger beigesetzt.

Das Buch, in welchem Mohammed's Lehre nach seinem Tode verzeichnet wurde, heißt Korān, die Lehre selbst Islam, d. i. Hingebung an Gott, die Anhänger dieser Lehre Muslim (Gläubige), woher unser Wort Muselmänner. Die Hauptsätze seiner Lehre waren: „Es ist nur ein Gott, und Mohammed sein Prophet; die Seele ist unsterblich, und es gibt eine Vergeltung nach dem Tode; Gebet und Almosen öffnen die Pforten des Paradieses. Das verdienstvollste Werk aber ist der Krieg gegen die Ungläubigen. Jeder Gläubige muß wenigstens einmal in seinem Leben nach Mekka wallfahrten.“ Auch Moses und Christus wurden von ihm mit Verehrung genannt, doch stellte er sich selbst höher als Beide.

Die Chalifen. — Nach dem Tode des Mohammed, der nur eine Tochter, aber keinen Sohn hinterließ, wurde sein Schwiegervater Abu Bekr (632—634) Chalīf, d. i. Nachfolger des Propheten. Der Chalif vereinigte in seiner Würde die höchste geistliche und weltliche Gewalt. Viele arabische Stämme, welche nur gezwungen dem Islam gehuldigt hatten, fielen jetzt wieder ab. Abu Bekr sandte sofort elf Heerführer, jeden mit einer Schar tapferer Krieger, zu ihrer Unterwerfung aus. Nach einer Reihe blutiger Schlachten gewann der Islam in Arabien die vollständige Herrschaft wieder. Abu Bekr's Nachfolger, Omar (634—644) war der ausgezeichnetste aller Chalifen und der eigentliche Begründer der arabischen Weltherrschaft. Tod oder Koran war die Losung. Nichts vermochte die von religiöser Begeisterung ergriffe-

nen Kriegesscharen auf ihren Eroberungszügen zu Wasser und zu Lande aufzuhalten. Syrien, Palästina, Phönizien, Aegypten wurden unterworfen. Auch unter dem dritten Chalifen Othman (644—656) gewann das Reich der Araber an Ausdehnung. Die Eroberung Persiens wurde vollendet, Cypern zinspflichtig gemacht, und in Afrika längs der Nordküste bis nach Ceuta vorgedrungen. Erst nach der Ermordung Othman's wurde Ali, Mohammed's Schwiegersohn, zum Chalifen erwählt (655—661). Er hatte aber lange mit einer großen Gegenpartei zu kämpfen. Zuletzt fiel Ali durch Meuchelmord, und nun riß Moawija, das Haupt der Omaijaden, das Chalifat an sich. Er verlegte seinen Sitz von Medina in das schöne Damaskus und brachte das Chalifat erblich in seine Familie. Unter den omaijadischen Chalifen hatten die Eroberungen ihren raschen Fortgang. Nach allen Richtungen zogen die Araber mit Feuer und Schwert zur Vernichtung des Christenthums und zur Ausbreitung des Islam und ihrer Herrschaft aus. Constantinopel widerstand ihren Angriffen mit Mühe. Die Stadt wurde gerettet vorzüglich durch das griechische Feuer, eine Erfindung des Griechen Kallinikos. Es bestand aus einer Mischung von Schwefel, Erdharz und anderen brennbaren Materien, die in Töpfen und Röhren auf die feindlichen Schiffe geschleudert wurden. Das Feuer brannte sogar unter dem Wasser und setzte die zerstörende Wirkung fort. — Selbst auf Sicilien setzten sich die Araber fest und bedrohten von dort aus die Küstenländer Italiens.

Auch der Untergang des weströmischen Reiches in Spanien wurde jetzt durch sie herbeigeführt. Von Afrika aus setzten sie im Jahre 710 unter Anführung des Tarik nach Spanien über. Sie bezogen ein Lager auf einem Berge in Andalusien, der Calpe hieß, seitdem aber den Namen Dschebel al Tarik, d. i. Berg des Tarik, führte, woraus der Name Gibraltar entstanden ist. Im nächsten Jahre, 711, kam es zwischen den Arabern und Westgothen zu einer entscheidenden Schlacht bei Xeres de la Frontera in Andalusien. Die Westgothen wurden gänzlich geschlagen, selbst der König Roderich war unter den Todten. Seit diesem Siege waren die Araber Herren von Spanien. Nur

ein kleines Häuflein Westgothen rettete in die asturischen Gebirge Religion und Freiheit, und von der Vorsehung geschützt suchte es unter fortwährenden Kämpfen die Grenze seines Gebietes und die Herrschaft des Christenthums zu erweitern.

Nun stiegen die Araber über die Pyrenäen, drangen in Gallien ein und droheten ganz Europa zu überschwemmen. Allein in der großen Ebene zwischen Tours und Poitiers an der Loire wurden sie im Jahre 732 von den Franken unter ihrem Anführer Karl, der nachher den Zunamen Martell, d. i. der Hammer, erhielt, gänzlich geschlagen und über die Pyrenäen zurückgeworfen.

Nach und nach erkaltete die hohe Begeisterung der Araber, und sie fingen an, sich friedlichen Geschäften zu widmen. In manchen Zweigen der Künste und Wissenschaften haben sie glückliche Versuche gemacht. Zuletzt aber trat an die Stelle der alten Nüchternheit und Sitteneinfalt Pracht und Schwelgerei. Parteiungen schwächten die Macht und das Ansehen der Chalifen, und eine Eroberung nach der andern ging wieder verloren. In Spanien behaupteten sich die Araber bis zum Jahre 1492.

Achtzehnter Abschnitt.

Im fränkischen Reiche werden unter schwachen Königen die Großmeister (Majores domus) mächtig. Der Majordom Pipin der Kleine stürzt den letzten Merowingischen König Childerich und läßt sich selbst, im Jahre 752, zum Könige krönen. — Sein Sohn **Karl der Große** (768—814) bringt das fränkische Reich auf die höchste Stufe der Macht und des Ansehens.

Wir haben bereits gesehen, wie Chlodwig das große fränkische Reich stiftete. Nach des Stifters Tode im Jahre 511 übernahmen seine vier Söhne gemeinschaftlich die Regierung des Frankenreiches. Ihre Hoflager waren in Metz, Orleans, Paris und Soissons. Anfangs regierten sie in Eintracht und setzten die Eroberungen des Vaters siegreich fort. Dann aber brach Zwietracht unter ihnen aus und brachte unsägliches Unglück über das Reich. Bürgerkriege, Empörungen und Grausamkeiten jeder Art füllen um

diese Zeit größtentheils die fränkische Geschichte. Die Regierung des Reiches überließen sie ihrem ersten Diener, der Major domus oder Hausmeier genannt wurde. Dieser führte das Heer an, besetzte alle öffentlichen Stellen, kurz er regierte fast unumschränkt und ließ dem Könige bloß den leeren Namen und die Schwelgerei im Innern seines Palastes. Zum Glück waren unter den Majordomen Männer, die mit kräftiger Hand die Zügel der Regierung führten. Die drei ausgezeichnetsten unter ihnen waren Pipin von Heristal, Karl Martell und Pipin der Kleine.

Pipin von Heristal, einem Schlosse an der Maas nahe bei Lüttich, war um das Jahr 700 Hausmeier über das ganze fränkische Reich. Er war ein kluger und unternehmender Mann, den das ganze Volk achtete und liebte. Auch der König ehrte ihn, wie der Schwache den Starken ehrt. Ihm war es ein Leichtes, die Würde des Hausmeiers in seiner Familie erblich zu machen. Auf ihn folgte sein Sohn Karl Martell, der durch den Sieg über die Araber zwischen Tours und Poitiers, im Jahre 732, den Ruhm der Franken selbst über die Grenzen Europas verbreitete. Auch gegen die unruhigen Grenznachbaren, die Sachsen und Friesen, führte er glückliche Kriege und zwang sie zu einem Tribute.

Nach seinem Tode theilten sich die beiden Söhne, Karlmann, der väterlichen Verfügung zufolge als Major domus, und Pipin, mit dem Beinamen der Kleine, das Reich, gleichsam als ob es bereits ein erbliches wäre. Darauf kämpften sie in brüderlicher Eintracht gegen die Herzoge von Aquitanien, Bayern und Schwaben, welche sich für den letzten Merovinger, den geistesschwachen Childerich III., erhoben hatten. In Karlmann's Gemüthe hatte sich jedoch inzwischen der Entschluß befestigt, der Welt zu entsagen und die Herrschaft mit dem Kloster zu vertauschen. Von Pipin in dem frommen Vorsatze bestärkt, begab er sich nach Rom, wo er von dem Papste Zacharias zum Priester geweiht wurde. Nachdem er dort auch das Klostergelübde des hl. Benedict abgelegt hatte, bezog er eine einsame Zelle des Klosters Monte Cassino, in welcher er seine Tage verlebte. Pipin, nun alleiniger Herr des Reiches, befestigte die Herrschaft theils durch Waffen, theils durch friedliche Mittel. Bereits im Besitze der königlichen

Macht, welche die schwachen Merovinger zu behaupten schon längst nicht mehr im Stande waren, wünschte er nun auch die äußere Auszeichnung. Er schickte deshalb Gesandte an den Papst Zacharias und ließ ihn fragen: „ob es besser sei, daß derjenige König sei und heiße, welcher alle Macht besitze, oder der, welcher ohne königliche Gewalt nur den königlichen Namen führe.“ Die Antwort, welche für Pipin günstig lautete, konnte derselbe als eine päpstliche Anerkennung und Gutheißung seiner Herrschaft betrachten.

Nun ward der König Childerich III., im Jahre 752, feierlich seiner Würde entsetzt und in ein Kloster verwiesen. Mit ihm endete die Herrschaft der Merovinger. Pipin nämlich bestieg den Thron der Franken und gründete das Haus der Karolinger.

Für ein solches Geschenk war der neue König dem Papste nicht undankbar. Zweimal zog er mit einem Heere über die Alpen, um ihm gegen die Longobarden beizustehen, die in das römische Gebiet eingefallen waren. Er entriß ihnen das eroberte Land und gab es dem päpstlichen Stuhle zurück. Diese Schenkung bestätigte später auch sein Sohn, Karl der Große, ja er fügte noch neue Schenkungen hinzu; und eine hierüber abgefaßte Urkunde legte er als Kaiser auf dem Grabe des heiligen Petrus feierlich nieder. — Pipin starb 768 und machte einem noch Größeren Platz, seinem Sohne Karl.

Karl der Große (768—814). — Anfangs regierte er mit seinem Bruder Karlmann gemeinschaftlich; als dieser aber schon nach drei Jahren starb, trat er an die Spitze des ganzen Reiches, das sich von Bayern bis an die Alpen und Pyrenäen erstreckte. Durch die Gewalt der Waffen war es gegründet worden, nur durch sie konnte es auch erhalten und erweitert werden; denn es war von kriegerischen und eroberungssüchtigen Völkern rings umlagert. Wir werden deshalb Karl fast unaufhörlich auf dem Schlachtfelde finden, bald in diesem, bald in jenem Theile Europas. Während sein erfechs und vierzigjährigen Regierung ruhete nur ein Jahr sein blutiges Schlachtschwert.

Kriege gegen die Sachsen unter Wittekind. — Sein erster Zug war gegen die Aquitanier im südlichen Frankreich gerichtet,

die sich gegen ihn empört hatten. Sie wurden schnell besiegt und wieder unterworfen. Den langwierigsten und blutigsten Krieg aber hatte er gegen die Sachsen zu führen. Dieses kriegerische freiheitsliebende Volk bewohnte damals die weiten Ebenen zwischen der Elbe, dem Niederrhein und der Nordsee. Sie waren noch dem Heidenthume ergeben und brachten ihren Göttern sogar Menschenopfer. Hinter großen Wäldern und Sümpfen trotzten sie jeder Gewalt. Am meisten haßten sie die benachbarten Franken und deren Religion. Es schien ihnen unerträglich, daß ein König Gewalt über das Leben eines freien Mannes, ein Held nicht seinen eigenen Himmel, ein Mann nicht das Recht haben sollte, Beleidigungen selbst zu rächen. Wiederholt fielen sie raubend in das fränkische Gebiet. Auf dem Reichstage zu Worms, im Jahre 772, beschloß endlich Karl, dieses unruhige, heidnische Volk, das den Waffen seiner Vorgänger so lange Trotz geboten hatte, durch alle Gewalt des Krieges seiner Herrschaft zu unterwerfen und zugleich zum Christenthume zu bekehren. Damals ahnte er wohl nicht, daß dieser Krieg mit geringer Unterbrechung drei und dreißig Jahre dauern würde.

Schnell drang Karl in Sachsen ein, nahm ohne Schwertstreich die Veste Eresburg, das heutige Stadtberg, und zerstörte dann in derselben Gegend, wo vor 763 Jahren Hermann die Legionen des Varus vernichtet hatte, die Irmensäule, welche von Einigen für ein Denkmal jenes Retters deutscher Freiheit gehalten wird. Die überraschten Sachsen baten um Frieden und stellten zum Unterpfande ihrer Unterwerfung Geißel. Mit diesen eilte er aus Sachsen; denn wichtige Ereignisse riefen ihn nach Italien.

Zerstörung des longobardischen Reiches (774). — In Pavia herrschte damals Desiderius, König der Longobarden. Karl hatte dessen Tochter zur Gemahlin genommen, dieselbe aber schon nach einem Jahre wieder zurückgeschickt. Aus Rache hierüber forderte Desiderius vom Papste Hadrian, er sollte die Söhne Karlmann's zu fränkischen Königen salben. Als er sich weigerte, dieses zu thun, griff er zum Schwerte und fiel in die Länder ein, welche Pipin der Kleine dem päpstlichen Stuhle geschenkt hatte.

In dieser Noth rief der Papst seinen mächtigen Freund Karl zu Hülfe. Dieser zog (773) mit einem Heere über die Alpen, eroberte (774) Pavīa und schickte den gefangenen Desiderius in ein fränkisches Kloster. Er selbst ließ sich zum Könige der Longobarden krönen und nannte sich von nun an König der Franken und Longobarden.

Reichstag zu Paderborn (777). — Bevor er aber die Angelegenheiten seines neuen Reiches geordnet hatte, lief die Nachricht ein: die Sachsen seien unter ihrem kühnen Anführer Wittekind, einem zweiten Hermann, wieder aufgestanden und losgebrochen. Blitzschnell flog er deshalb aus Italien herbei und stellte die Ruhe wieder her. Aber auch diesmal mußte er sich mit unsicheren Versprechungen der Unterwerfung begnügen. Denn er mußte abermals über die Alpen ziehen, um eine Empörung zu dämpfen, welche unter dem Herzoge von Friaul in der eben eroberten Lombardei ausgebrochen war. Und kaum war sie hier gedämpft, so schlug sie wieder in Sachsen in hellen Flammen auf. Die plötzliche Erscheinung des Rächers jedoch schreckte alle zum alten Gehorsam zurück; viele ließen sich sogar taufen. Schon im folgenden Jahre, 777, hielt er einen Reichstag im Lande der Sachsen selbst, zu Paderborn, und beschied die Ersten des Volkes zur Huldigung dorthin. Die meisten erschienen und versprachen, Karl als ihren Oberherrn anzuerkennen; auch hier ließen sich viele taufen. Nur Wittekind, der Gefährlichste von allen, wollte sich vor ihm nicht beugen. Er floh zu seinem Schwiegervater, dem Könige von Dänemark, um bei günstiger Gelegenheit wieder loszubrechen.

Eroberung Spaniens bis zum Ebro (778). — Auf dem Reichstage zu Paderborn erschien auch eine arabische Gesandtschaft aus Spanien, welche außerordentliches Aufsehen erregte. Es war der Statthalter von Saragossa von dem Chalifen Abderrahman abgesetzt worden und suchte nun Schutz und Hülfe bei dem mächtigen Frankenkönige. Karl folgte dieser Einladung. Er zog im Jahre 778 mit seinem Heere über die Pyrenäen, eroberte das Land bis zum Ebro und machte es, unter dem Namen der spanischen Mark, zu einer Provinz des fränkischen Reiches. Auf dem

Rückzuge aber war er nicht so glücklich. In den Gebirgsschluchten von Roncesvalles wurde der Nachtrab seines Heeres überfallen, und viele getödtet. Hier fiel auch der berühmte Ritter Roland, dessen Heldenthaten von dem italienischen Dichter Ariosto (1474—1533) so schön besungen worden sind.

Karl ist gefallen! lief plötzlich das Gerücht ein. Und sogleich stand auch Wittekind wieder an der Spitze der Sachsen. Taufe, Reichstag, Huldigung, Alles war vergessen. Die Flamme des Aufruhres schlug wilder empor, als je. Karl lebt! Karl zieht heran! ging das neue Gerücht. Und alsbald war auch die Ruhe wieder hergestellt. Der Schrecken seiner Ankunft zerstreuete Wittekind's Heer. Wittekind selbst zog sich hinter die Weser zurück, um bei günstiger Gelegenheit wieder hervorzubrechen. Die Sachsen gelobten auf's neue Gehorsam und ließen sich in Menge taufen. Um aber die Ruhe und den christlichen Glauben dauerhafter bei ihnen zu begründen, ließ er in ihrem Lande mehrere Kirchen und Klöster bauen und Bisthümer errichten, aus denen mit der Zeit blühende Städte wurden. Als solche werden Osnabrück, Paderborn, Münster, Verden, Bremen, Minden und Halberstadt genannt. Mit jedem Domstifte verband er zugleich eine Schule. Karl hielt sich jetzt des Gehorsams der Sachsen so gewiß, daß er es schon wagte, ein sächsisches Heer auszuheben und dasselbe mit einem fränkischen, unter Anführung des Geilo und Adalgis, gegen die östlich wohnenden räuberischen Slaven zu schicken, während er selbst eine Reise nach Rom machte, um seinen Sohn Pipin zum Könige von Italien, und Ludwig zum Könige von Aquitanien krönen zu lassen. Aber auf dem Zuge gegen die Slaven erwachte der Sachsen alte Liebe zur Freiheit und Unabhängigkeit. Auf dem Berge Süntel an der Weser überfielen sie das fränkische Bundesheer und hieben einen großen Theil desselben nebst den Anführern Geilo und Adalgis nieder. Und der nimmer rastende Wittekind flog nun wieder von Gau zu Gau, aufrufend zum heiligen Streite für die Freiheit des Landes und die Religion der Väter. Voll Gram und Schmerz über diese neue Treulosigkeit, eilte Karl mit einem großen Heere herbei, schlug die Sachsen und ließ zu Verden an der Aller 4500 Gefangene an einem

Tage ohne Gnade enthaupten. Empört über dieses gräuelhafte Gewürge erhob sich das ganze Volk der Sachsen aus seinen entlegensten Sitzen zu neuen Versuchen der Rache und Rettung. Im Jahre 783 kam es bei Detmold zur Schlacht, in welcher Karl gezwungen ward, bis Paderborn sich zurückzuziehen. In einem zweiten Treffen an der Hase, im Osnabrückschen, blieb er zwar Sieger, doch legte sich der Aufruhr nicht, obgleich in beiden Schlachten gegen 80,000 Sachsen gefallen waren.

Wittekind sah die immer steigende Noth seines Volkes, und sein Herz ward milder. Er begann endlich an der Macht seiner Götter zu zweifeln, die den Kampf für sie nicht mit Sieg hatten krönen wollen, obgleich sie mit Menschenopfern übersättigt worden waren. Er söhnte sich mit Karl aus und ließ sich mit mehreren sächsischen Anführern zu Attigny in Frankreich (785) taufen. Der alte Löwe des Nordens beugte wie ein Lamm seinen Nacken unter das sanfte Joch des Christenthumes. Der größte Theil des Volkes folgte diesem Beispiele.

Zug gegen die Avaren (796). — Nun hoffte Karl, einer dauerhaften Ruhe zu genießen; aber ein neuer Krieg rief ihn schon wieder in's Feld. Thassilo, der Herzog von Bayern und Schwiegersohn des Desiderius, wollte sein Land der Oberherrschaft Karl's entziehen und reizte auch die Avaren in Ungarn zu wiederholten Einfällen in das fränkische Gebiet. Karl ließ den treulosen Herzog, dem er schon einmal seine Untreue verziehen hatte, gefangen nehmen und zur lebenslänglichen Einsperrung in ein Kloster verurtheilen (788). Auch die räuberischen Avaren blieben nicht ungestraft. Er brach wiederholt mit Heeresmacht in ihr Land ein und züchtigte sie. Endlich, im Jahre 796, vereinigte er ihr ganzes Gebiet bis jenseits der Raab unter dem Namen östliche Mark mit seinem Reiche. Während dieser Kriege mußte Karl wiederholt nach Sachsen eilen, um dort neu ausgebrochene Unruhen zu dämpfen. Das freisinnige Volk konnte sich nicht so leicht an die fremde Herrschaft und Religion gewöhnen.

Karl römischer Kaiser (800). — Unterdessen war Karl's Freund, der Papst Hadrian, gestorben. Gegen seinen Nachfolger,

Leo III., erhoben mehrere übelgesinnte Römer einen Aufruhr, überfielen und mißhandelten ihn bei einer feierlichen Prozession (799). Leo wandte sich an den mächtigen Frankenkönig und begab sich selbst mit einem glänzenden Gefolge nach Paderborn, wo Karl eben sein Hoflager hielt. Dieser empfing ihn mit den größten Ehrenbezeugungen und versprach ihm, im nächsten Jahre selbst nach Rom zu kommen, um die Frevler zu züchtigen. Im Herbste des Jahres 800 begab er sich auch dahin, setzte den Papst wieder ein und feierte am 25. December das Weihnachtsfest in der Peterskirche. Während er sein Gebet verrichtete, trat plötzlich der Papst zu ihm und krönte ihn unter dem Zujauchzen der Volksmenge und dem Geschmetter der Posaunen und Trompeten zum römischen Kaiser. Ganz Rom war voll Jubel. Seit Romulus Augustulus, also dreihundert vier und zwanzig Jahre lang, hatte diese Würde geruhet. Wie damals der Kaiserthron durch Deutsche war gestürzt worden, so wurde er jetzt auch durch sie wieder aufgerichtet und bald bleibend an die deutschen Könige gebracht.

Friede mit den Sachsen (803). — Mit neuem Glanze kehrte Karl in sein Reich zurück. Fast überall wurde er mit Jubel empfangen. Nur in Sachsen herrschte noch immer eine finstere Stimmung. Verschiedene Stämme machten noch fortwährend Versuche, die alte Freiheit wieder zu gewinnen. Karl sah wohl ein, daß Waffengewalt hier nicht zum Ziele führe. Er ließ Milde walten und sie einladen, Abgeordnete zur Einigung zu schicken. Und so kam denn, jedoch ohne förmlichen Friedensvertrag, eine Einigung zu Stande, der sogenannte Friede zu Selz (dem jetzigen Königshofen an der Saale). Sie behielten größtentheils ihre alten Einrichtungen und wurden im Uebrigen den Franken gleichgestellt. Von allen Abgaben waren sie frei, außer dem Zehnten für Kirchen und Geistliche. Aber Sachsen war fast zur Einöde geworden, als Karl sich Herr desselben nannte.

Besiegung der Wilzen und Normannen (811). — Nach der endlichen Besiegung der Sachsen waren die Wilzen im östlichen, und die Normannen oder Normänner im nördlichen Theile gefährliche Nachbaren des fränkischen Reiches geworden. Die ersteren trieb er über die Elbe zurück und legte hier feste Bur-

gen gegen sie an. Mit den Normannen, welche im heutigen Dänemark und Norwegen wohnten, schloß er 811 einen Vertrag, durch welchen die Eider als die Grenzscheide beider Reiche festgesetzt wurde. Das Reich Karl des Großen erstreckte sich demnach vom Tiber bis an die Eider, vom Ebro in Spanien bis an den Kanal und die Nordsee, und vom atlantischen Meere bis an die Elbe und die Raab in Ungarn.

Karl's Verdienste um das Christenthum und die Bildung seines Volkes. — Jedoch war Karl nicht bloß Eroberer; er sorgte auch mit väterlicher Liebe für das Wohl seiner Unterthanen. Er stiftete mehrere Schulen, um dem Erziehungswesen aufzuhelfen, und besuchte sie oft selbst, um sich von den Fortschritten der Schüler zu überzeugen. Die gelehrtesten Männer berief er an seinen Hof, um sich ihres Raths zu bedienen. Er selbst arbeitete mit ihnen an einer deutschen Grammatik und veranstaltete eine Sammlung altdeutscher Heldengedichte. Uns ist leider von den Bestrebungen des großen Kaisers nichts übrig geblieben, als die deutschen Namen, die er den Winden und Monaten gab.

Mit ganzer Seele hing er am Christenthume. Deshalb sorgte er besonders für gute Geistliche und untersagte diesen Alles, was sich mit der Würde ihres Berufes nicht vereinigte. Neue Bisthümer, Kirchen und Klöster wurden gegründet und reichlich ausgestattet. Die Klöster insbesondere förderten nicht nur den Unterricht, sondern sie sorgten auch für Arme und Kranke und nahmen Reisende gastfreundlich auf; denn der Gasthäuser gab es in der damaligen Zeit nur wenige. Zur Verherrlichung des äußeren Gottesdienstes ließ er Sänger und Orgelspieler aus Italien herüberkommen.

Zur Handhabung der Rechtspflege ordnete er biedere, durch Alter und Erfahrung ausgezeichnete Männer an, die den Namen Grafen, d. i. Graue, führten. Die Grafen hatten verschiedene Namen. Die, welche über einen Gau gesetzt waren, hießen Gaugrafen, über eine Burg, Burggrafen, über eine kaiserliche Pfalz (Schloß), Pfalzgrafen. Die Markgrafen bewachten die Marken oder Grenzen.

Auch der Heerbann wurde durch mehrere neue Verordnungen zweckmäßiger eingerichtet. Selbst die Landwirthschaft war ein Gegenstand seiner Sorgfalt. Die vortrefflichen Einrichtungen auf den kaiserlichen Pfalzen gaben für Ackerbau und Baukunst die besten Muster. Ein in so vielfachen Beziehungen ausgezeichneter Mann verdient mit Recht den Beinamen des Großen, der ihm von allen Völkern gegeben ward. Er starb zu Aachen, im Januar des Jahres 814, in einem Alter von zwei und siebenzig Jahren, und wurde dort in der von ihm gestifteten Marienkirche beigesetzt. Auch nach seinem Tode lebte er in den Sagen und Liedern des Volkes fort, und Jahrhunderte lang wurde alles Große und Schöne an seinen Namen geknüpft.

Neunzehnter Abschnitt.

Unter Karl's Sohne und Nachfolger, Ludwig dem Frommen, sinkt das fränkische Reich wieder von seiner Höhe hinab. — Die drei Söhne Ludwig's machen sich die Herrschaft um die Wette streitig, bis der Vertrag von Verdun 843 eine Theilung des Reiches herbeiführt. — In den drei neu entstandenen Reichen geht die herrschende Familie der Karolinger bald unter.

Ludwig der Fromme (814 bis 840). — Kurz nach dem Tode Karl des Großen erlitt das weitläufige fränkische Reich eine ähnliche Umwälzung, wie einst das macedonische nach Alexander's Tode; es wurde in mehrere kleine Reiche zersplittert. Denn Ludwig der Fromme, der einzig noch übriggebliebene Sohn Karl's und Erbe seines Reiches, war zwar ein sehr rechtlicher und gutherziger Mann; allein die Kunst zu regieren verstand er nicht. Schon im vierten Jahre seiner Regierung, 817, theilte er das Reich unter seine drei Söhne, Lothar, Pipin und Ludwig, jedoch mit dem Vorbehalte, daß sie erst nach seinem Tode die Regierung selbständig antreten sollten. Inzwischen vermählte sich Ludwig zum zweitenmale und erhielt aus dieser Ehe noch einen Sohn, Karl. Der Vater wünschte, auch seinem kleinen Lieblinge, für den sich die Mutter so dringend verwandte, ein Königreich zu geben, und nahm deshalb eine neue Theilung vor. Allein diese Theilung brachte

viele Leiden und Widerwärtigkeiten, wie über seine Familie, so über das ganze Reich. Die älteren Söhne waren durchaus nicht geneigt, etwas von dem abzutreten, was sie schon als das Ihrige ansahen, und ergriffen (833) gegen ihren Vater die Waffen. Sie nahmen ihn gefangen, ließen ihn jedoch, als die Sache böses Aufsehen erregte, wieder frei und baten mit scheinbarer Reue um Verzeihung. Als er aber schon im nächstfolgenden Jahre wieder mit einem Theilungsplane hervorkam, standen sie von neuem auf und beschlossen, ihn jetzt förmlich abzusetzen. Der Vater zog mit Heeresmacht gegen sie; aber im Elsaß, unweit Colmar, gingen seine Truppen zu seinen Söhnen über, und der Vater wurde zum zweitenmale ein Gefangener seiner Kinder. Sie behandelten ihn auf das unwürdigste, ließen ihn zu Soissons öffentlich Kirchenbuße thun und schickten ihn dann in ein Kloster.

Jetzt brach die Zwietracht unter seinen eigenen Söhnen aus. Lothar wurde äußerst übermüthig und wollte an des Vaters Stelle unumschränkt regieren. Da nahmen sich die beiden andern Söhne, Ludwig und Pipin, des Vaters an. Sie ergriffen gegen Lothar die Waffen, befreieten den Vater aus dessen Gefangenschaft und setzten ihn feierlich wieder in seine Würde ein. Der gutmüthige Vater verzieh Allen; selbst mit Lothar söhnte er sich wieder aus. Allein er war durch Unglück nicht weiser geworden. Die fortgesetzten Theilungsversuche zu Gunsten seines Sohnes Karl brachten wieder neue Mißhelligkeiten in der Familie hervor. Während derselben starb Pipin. Nun nahm der Kaiser wieder eine Theilung vor. Er theilte sein ganzes Reich, mit Ausschluß von Bayern, in zwei Theile; den einen gab er dem unwürdigsten seiner Söhne, Lothar; den andern seinem Sohne Karl. Ludwig aber, der edelste und beste von allen, behielt nichts als Bayern. Darüber war dieser höchst entrüstet und griff zu den Waffen. Der Vater, obgleich kränkelnd, rückte ihm mit einem Heere entgegen, starb aber während dieses Zuges, von Kummer und Gram verzehrt, auf einer Rheininsel bei Ingelheim, im Juni des Jahres 840.

Theilung des Frankenreiches (843). — Der Streit der Brüder wurde durch den Tod des Vaters nicht beigelegt. Lothar, der älteste von Ludwig's Söhnen, ward nun Kaiser. Gegen seine

Brüder verfuhr er mit einer Willkür und einem Uebermuthe, als wenn er allein unumschränkter Gebieter, sie aber nur seine dienstbaren Vasallen wären. Erbittert über solche Anmaßung verbanden sie sich mit einander und zogen gegen Lothar zu Felde. Im Jahre 841 kam es bei dem Flecken Fontenaille in Burgund zu einer Hauptschlacht, in welcher Lothar völlig geschlagen wurde. Nach mehreren Verhandlungen kam es endlich zum Frieden durch den Vertrag zu Verdun, 843.

Das fränkische Reich wurde jetzt unter die drei Brüder getheilt. Italien aber blieb von der Theilung ausgenommen und fiel Lothar als dem Inhaber der römischen Kaiserwürde zu. Außerdem erhielt dieser Mittelfranken, ein geoßes Gebiet zwischen den beiden Reichen seiner Brüder, das im Norden bis zur Nordsee, im Süden bis zum Mittelmeere reichte. Karl, mit dem Zunamen der Kahle, erhielt Westfranken, d. i. alle fränkischen Länder, welche westlich von Lothar's Reich lagen bis zu den Pyrenäen und jenseits derselben die sogenannte spanische Mark. Für diesen Theil des fränkischen Reiches wurde später der Name Frankreich gebräuchlich. Ludwig, mit dem Zunamen der Deutsche, erhielt Ostfranken oder das Gebiet auf dem rechten Rheinufer und auf dem linken die Bisthümer Mainz, Worms und Speier. Diese Länder bildeten die Grundlage des späteren Deutschlands.

Ungeachtet dieser Theilung wurde das fränkische Reich noch immer als ein gemeinschaftliches Erbgut der karolingischen Franken angesehen. Keines der drei Reiche erfreuete sich einer dauernden Ruhe. Die drei Brüder suchten sich fortwährend einander zu schaden. Empörungen im Innern, und kriegerische Anfälle von Außen vermehrten das Unheil.

Das Reich Kaisers Lothar I. — Auf Lothar's Regierung ruhete kein Segen. Das schändliche Verfahren gegen seinen alten Vater lag schwer auf seiner Seele und quälte ihn mit steigender Angst. Er entsagte der Regierung und ging in ein Kloster. Seine drei ungerathenen Söhne erbten, wie seine Länder, so auch seine Leiden. Auch ihre Regierung währte nicht lange. Alle drei starben kinderlos. Nun erlangte Karl der Kahle die Kaiser-

krone. Burgund und Provence bildeten sich zu einem selbständigen Königreiche. Lothringen, welches von des Kaisers Sohne Lothar II. diesen Namen führte, wurde durch den Vertrag von Mersen an der Maas zwischen West- und Ostfranken, dem nachherigen Frankreich und Deutschland, getheilt. Letzteres erhielt die Städte Straßburg, Basel, Metz, Trier, Utrecht und Aachen. — In Italien verloren die Karolinger zuerst die Herrschaft. An ihrer Statt erhoben sich hier kleine Herzoge, während das Land auch von Außen durch Einfälle der Araber fast unaufhörlich beunruhigt wurde.

Das Reich Karl des Kahlen. — In Westfranken (Frankreich) herrschten die Karolinger bis zum Jahre 987. Die unrühmliche Schwäche, welche diese in der Regierung zeigten, ermunterte die Normannen zu verheerenden Einfällen. Diese bewohnten damals in ungezügelter Wildheit die waldigen Küsten von Dänemark, Schweden und Norwegen, und führten von diesen nördlichen Wohnsitzen auch ihren Namen. Unter ihren Seekönigen bedeckten sie mit zahllosen Geschwadern das Meer. Fast kein Land blieb von ihren verwüstenden Einfällen verschont. In Rußland erschienen sie unter dem Namen Waräger. Ihr Hauptanführer war hier Rurik aus dem Hause „Ruß“ — daher der Name Russen, — der im Jahre 864 das Fürstenthum Nowgorod stiftete, welches sich nach Norden bis zum weißen Meere erstreckte. In Frankreich mußte man ihnen ein großes schönes Gebiet einräumen, das noch jetzt von ihnen den Namen Normandie führt. Auch in Unteritalien, England und Deutschland machten sie Eroberungen, zerschmolzen aber in ihren neuen Wohnsitzen mit den ursprünglichen Bewohnern zu dem Ganzen eines Volkes. Daher schwand auch ihr Name nach und nach aus der Geschichte.

Nicht allein die Normannen, auch die Großen des Reiches rissen immer mehrere Besitzungen an sich und hörten wenig auf die Befehle ihrer schwachen Könige. Als endlich der letzte dieser Schattenkönige, Ludwig der Faule, im Jahre 987 starb, bemächtigte sich Hugo Capet, ein mächtiger Graf von Paris, des Thrones. Seine Nachfolger hießen Capetinger. Unter der Regierung dieses neuen Herrscherstammes wurde die Macht der über-

müthigen Großen allmälig gebrochen, und ein Lehen nach dem anderen wieder eingezogen.

Das Reich Ludwig des Deutschen. — In Ostfranken (Deutschland) währte die Regierung der Karolinger bis 911. Ludwig der Deutsche, der fähigste und tüchtigste unter den Söhnen Ludwig des Frommen, eröffnete demnach die Reihe der eigentlichen deutschen Könige. Er regierte von 843 bis 876 und war fortwährend in Kriege verwickelt nicht nur mit den Normannen und Slaven, sondern auch mit den Großen des Reiches. — Sein Sohn Karl der Dicke (876—887), durch den frühzeitigen Tod seiner beiden älteren Brüder, wie auch durch den Tod der Söhne Karl des Kahlen begünstigt, vereinigte unter seiner Herrschaft nicht nur alle ostfränkischen Besitzungen, sondern auch das westfränkische Reich und die Kaiserkrone, mit Ausnahme jedoch von Burgund, das sich unterdessen unabhängig gemacht und in Neu- und Hochburgund getheilt hatte. Karl der Dicke wurde, wegen eines schimpflichen Friedens mit den Normannen, zuerst in Deutschland, dann auch in Frankreich des Thrones entsetzt. Zu seinem Nachfolger in Deutschland wurde Arnulf, Herzog von Kärnthen, erklärt (887—899). Dieser schlug die Normannen bei Löwen, zog nach Italien, eroberte Rom, kehrte aber krank zurück und starb bald darauf, allgemein betrauert. Ihm folgte sein noch unmündiger Sohn, Ludwig das Kind. Unter ihm wurde Deutschland von den kriegerischen Magyaren oder Ungarn schrecklich verheert. Zu seinem und des Reiches Glück starb das Kind bald (911). Mit ihm erlosch der Stamm Karl des Großen in Deutschland. Glorreich hatte dieses Fürstenhaus begonnen, ruhmlos ging es unter.

Jetzt versammelten sich die Fürsten und Großen des Reiches und wählten Konrad, Herzog von Franken, zum Könige. Dieser regierte sieben Jahre, von 911 bis 918. Es gelang ihm beim besten Willen nicht, das Reich im Innern zu beruhigen und nach Außen zu sichern. Zuerst empörten sich die Lothringer, die mit seiner Wahl unzufrieden waren, und schlossen sich an Frankreich. Diese Trennung verursachte langwierige Kriege zwischen den Deutschen und Franzosen. Auch gegen trotzige Vasallen hatte er

zu kämpfen, und die Magyaren oder Ungarn erneuerten ihre verwüstenden Einfälle. Während Konrad sich rüstete, diesen entgegen zu ziehen, starb er, tief bekümmert, für seine Bemühungen so wenig Früchte geerntet zu haben. Er hatte die Großmuth, vor seinem Ende seinen Feind, den Herzog Heinrich von Sachsen, als den Würdigsten zu seinem Nachfolger zu empfehlen. Auf seine Empfehlung ward auch Heinrich I., im Jahre 919, zum deutschen Könige gewählt. Mit ihm beginnt das sächsische Kaiserhaus.

Zwanzigster Abschnitt.

Deutschland unter den sächsischen Kaisern (919 bis 1024). — **Heinrich** I. oder der Finkler. — **Otto** I. oder der Große. — **Otto** II. — **Otto** III. **Heinrich** II. oder der Heilige.

Heinrich I. (919—936) erhob durch sein Ansehen und seine kräftigen Maßregeln das gesunkene Deutschland zur ersten Macht der Christenheit. Die widerspenstigen Herzoge von Schwaben und Bayern wurden bald zur Unterwerfung gezwungen, Lothringen wieder mit Deutschland vereint und von einem Herzoge verwaltet. Heinrich hatte noch nicht volle fünf Jahre regiert, als die wilden Ungarn wieder auf ihren kleinen, aber ausdauernden Pferden einen verheerenden Einfall in Deutschland machten und diesmal bis Thüringen vordrangen. Der König konnte ihnen noch keinen kräftigen Widerstand entgegensetzen; doch gelang es ihm, einen ihrer ersten Führer gefangen zu nehmen. Durch die Freilassung desselben und die Versprechung eines jährlichen Tributs verschaffte er sich einen neunjährigen Waffenstillstand. Diese Zeit benutzte der König sehr klug, um künftig die Ungarn auf rühmlichere Art fern zu halten. Zur besseren Vertheidigung des Landes ließ er die alten Städte befestigen und mehrere neue Städte und Burgen anlegen. Der neunte Mann vom Lande mußte sich in der Stadt niederlassen und zur Zeit eines feindlichen Einfalles die übrigen acht mit ihrer Habe bei sich aufnehmen. Auch der dritte Theil alles Getreides wurde in die festen Plätze geschafft und für die Zeit der Noth und Gefahr für Alle aufbewahrt. Die Vertheidiger der Burgen wurden Bürger genannt,

und dieses war der Ursprung unseres Bürgerstandes. Im Frieden gingen sie ihren Geschäften nach, im Kriege führten sie die Waffen.

Aber nicht bloß Festungen, sondern auch eine wohlgeübte Kriegesmacht wollte Heinrich den Ungarn entgegenstellen. Er verbesserte die Waffen der Seinigen, lehrte sie in geschlossenen Reihen fechten und führte zur besseren Uebung eine Art von Kampfspielen ein, die den Turnieren der späteren Zeit ähnlich waren. Nachdem er auf diese Weise das Reich gestärkt und auf den Krieg vorbereitet hatte, überzog er die benachbarten Völker, die mehr als einmal Deutschland geplündert hatten. Er besiegte die Böhmen, die Daleminzer in Meißen, die Heveller in Brandenburg und die Normannen. Aus den Eroberungen gründete er die Markgrafschaften Meißen, Brandenburg und Schleswig.

Unterdessen war die Zeit des Waffenstillstandes mit den Ungarn abgelaufen Da kamen ihre Gesandten und forderten trotzig den alten Tribut. Aber Heinrich hatte ihnen jetzt einen ganz anderen Tribut zugedacht. Es wurde ihnen, heißt es, ein an Ohren und Schweif verstümmelter räudiger Hund überreicht und ihnen dabei angekündigt, wenn sie einen anderen Tribut wünschten, so möchten sie nur kommen und ihn holen. Da zogen die Gesandten unter fürchterlichen Drohungen ab.

Die Ungarnschlacht bei Merseburg (933). — Im Frühlinge des Jahres 933 brachen die Ungarn in zwei Haufen durch Meißen und Thüringen racheschnaubend in Sachsen ein. Aber der erste Haufen wurde von den vereinigten Thüringern und Sachsen bei Sondershausen in die Flucht geschlagen; dem anderen brachte Heinrich selbst bei Merseburg (933) eine entscheidende Niederlage bei. Das Lager der Ungarn nebst dem ganzen Raube wurde eine Beute der Sieger. Einen großen Theil dieser Beute verwendete Heinrich zum Wiederaufbau der zerstörten Kirchen. Nach Wiederherstellung der Ruhe in Deutschland wollte er, heißt es, nach Italien ziehen, um sich die Kaiserkrone zu erwerben; aber der Tod kam ihm zuvor. Er starb nach siebenzehnjähriger ruhmvoller Regierung, 936, und wurde zu Quedlinburg begraben.

Otto I. (936—973), sein Sohn, folgte ihm in der Regierung und wurde zu Aachen mit ungewöhnlicher Pracht vom Erzbischofe zu Mainz gekrönt. Hier brachten ihm die Großen aus allen deutschen Landen ihre Huldigung dar, und bei dem glänzenden Krönungsmahle verrichteten die vier übrigen Herzoge (von Franken, Schwaben, Bayern und Lothringen) die Ehrendienste.

Die ganze Regierung Otto's war ein fast ununterbrochener Krieg. Ueberall war er Sieger und schmetterte seine Feinde zu Boden. Er glich einem Löwen, nicht nur an Kraft, sondern auch an Edelmuth; denn großmüthig verzieh er stets dem Feinde, der sich vor ihm demüthigte, und suchte ihn sogar durch Wohlthaten zu verbinden. Schwere Kämpfe hatte er gegen seine eigenen Verwandten zu führen, die sich wiederholt gegen ihn auflehnten. In diesen blutigen Familienzwisten glaubten die benachbarten Völker eine erwünschte Gelegenheit zu finden, das ihnen von seinem Vater auferlegte Joch wieder abzuschütteln. Otto aber flog herbei, brachte die Empörer zur Ruhe und unterwarf sich die Völker in der Lausitz und Mark bis an die Oder. Auch führte er in diesen Gegenden das Christenthum ein und gründete zu diesem Zwecke mehrere Bisthümer, insbesondere Meißen, Merseburg, Havelberg, Brandenburg und Magdeburg, die wie leuchtende Sterne die Nacht des Heidenthums im Norden immer mehr erhellten. Auch die Dänen besiegte er und führte bei ihnen das Christenthum ein.

Neue Unruhen riefen bald den König nach Italien. Hugo, Graf von Arles, hatte sich dort des Thrones bemächtigt und seinen Sohn Lothar zum Mitregenten angenommen. Als beide aber ohne Nachkommen starben, bemächtigte sich Berengar, Herzog von Ivrēa im Piemontesischen, des Thrones und ließ auch seinen Sohn Adelbert zum Mitregenten krönen. Um sich auf dem angemaßten Throne zu befestigen, warb er für seinen Sohn um die Hand der hinterlassenen Wittwe Lothar's, mit Namen Adelheid. Als diese aber die Verbindung ausschlug, wurde Berengar heftig entrüstet. Um seiner Rache zu entgehen, floh sie in das feste Schloß Canossa, mitten in den Apenninen. Auch dahin folgte Berengar und belagerte sie mit großer Heeresmacht. In dieser

Noth wandte sich die bedrängte Wittwe an den mächtigen deutschen König und trug ihm ihre Hand und Italiens Krone als Preis der Rettung an. Der ritterliche König Otto nahm diese Einladung an. Er zog 951 nach Italien und ohne Widerstand in Berengar's Hauptstadt Pavia, nahm hier den Titel eines „Königs der Longobarden" an und vermählte sich mit der befreiten jungen Wittwe. Mit der lombardischen Krone belehnte er später den Berengar, als dieser sich zu Augsburg vor ihm gedemüthigt und Treue geschworen hatte.

Die Ungarnschlacht auf dem Lechfelde (955). — Kaum waren diese Unruhen beschwichtiget, als die furchtbaren Ungarn wieder in Deutschland einbrachen und mit ihren Kriegesscharen Alles überschwemmten. Sie waren bereits bis Augsburg vorgedrungen. In der Nähe dieser Stadt, auf dem Lechfelde, kam es am 10. August 955, am hl. Laurentiustage, zu einer höchst blutigen Schlacht, in welcher die Ungarn völlig geschlagen wurden.*)

Durch diesen großen Sieg der Deutschen über die Ungarn wurde auch der Herrschaft dieses Volkes in dem schönen Lande an der Donau, welches Karl der Große einst den Avaren entrissen und zu einer Ostmark gestaltet hatte, ein Ende gemacht. Die Ostmark wurde jetzt erneuert und dem verdienstvollen fränkischen Grafen Leopold von Babenberg um das Jahr 976 zur Verwaltung und Vertheidigung übergeben. Und gerade diese kleine Ostmark (zunächst das Land unter der Enns), für welche bald der Name Oesterreich aufkam, ist der Boden, auf welchem sich im Laufe der Jahrhunderte, unter dem besonderen Segen des Himmels, der mächtige österreichische Kaiserstaat herausgebildet hat. — Deutschland blieb nunmehr von den verwüstenden Einfällen der Ungarn verschont. Die Ungarn selbst gewannen bald durch das Christenthum, welches von Passau aus bereits bei ihnen Eingang gefunden und am Ende des Jahrhunderts unter dem Könige Stephan dem Heiligen, dem Gesetzgeber und Ordner des Landes, den Sieg erlangte, mildere Sitten und friedfertigeren Sinn.

---

*) Zur Erinnerung an diesen bedeutsamen Tag ist am 10. August 1855 auf dem Lechfelde der Grundstein zu einem würdigen Denkmale, zum Bau eines neuen Gotteshauses, gelegt worden.

Krönung zum römischen Kaiser (962). — Unterdessen hatte sich auch Berengar, undankbar und treulos, von neuem gegen Otto aufgelehnt. Allein auch dieses Wagniß endete zu seinem Verderben. Otto ergriff das Racheschwert, zog über die Alpen, nahm den Verräther gefangen und schickte ihn nach Bamberg in Gewahrsam. Er selbst hielt im Jahre 951 seinen siegreichen Einzug in Mailand, die stolze Hauptstadt der Lombardei, und ließ sich zu ihrem Könige krönen. Im folgenden Jahre zog er nach Rom und ward vom Papste auch zum römischen Kaiser gekrönt. Seit der Zeit wurden die deutschen Könige auch römische Kaiser genannt, selbst dann noch, als sie in Italien alle Macht verloren hatten. Nach Otto's Beispiel versäumte nicht leicht ein deutscher König, nach Rom zu ziehen, um sich vom Papste zum römischen Kaiser krönen zu lassen. Besondere Gesetze bestimmten später den Beitrag an Geld und Mannschaft, den die deutschen Stände zu diesen Römerzügen geben mußten. Die Kaiserkrönung und die dadurch begründete Verbindung mit Italien war eine große Verherrlichung der deutschen Könige. Aber Otto mußte auch die traurige Erfahrung machen, wie wenig auf die Treue der Italiener zu rechnen sei; denn dreimal mußte er nach Italien ziehen, um ausgebrochene Meutereien und Empörungen zu dämpfen. Er starb 973 zu Memleben an der Unstrut und wurde in dem von ihm erbauten Dom zu Magdeburg begraben.

Unter seiner Regierung wurden auch die reichen Silberbergwerke des Harzgebirges entdeckt und bergmännisch bearbeitet. Die vergrößerte Masse des edelen Metalles, das dadurch in Umlauf kam, belebte Kunstfleiß und Handel in Deutschland.

Otto II. (973—983). — Dieser war noch bei seines Vaters, Otto I., Leben zum römischen Kaiser gekrönt und mit Theophania, der Tochter des griechischen Kaisers, vermählt worden. Auch seine Regierung war höchst unruhig. Unter derselben brach um den Besitz Lothringens ein neuer Krieg mit den Franzosen aus. Diese waren bereits bis Aachen vorgedrungen (978). Otto aber trieb sie zurück, drang sogar bis Paris vor und zwang die Franzosen zu einem Frieden, in welchem ihr König Lothar feierlich auf Lothringen verzichtete.

Dann zog Otto nach Unteritalien, das bis dahin dem griechischen Kaiser gehört hatte. Wegen seiner Verbindung mit der griechischen Prinzessin machte er Ansprüche auf dieses Land. Der griechische Kaiser rief schleunigst die Araber aus Sicilien und Italien zu Hülfe. Bei Basantello kam es zur Schlacht (982). Die Deutschen wurden völlig geschlagen. Fast wäre Otto selbst gefangen worden. Er rettete sich nur durch einen kühnen Sprung in's Meer, wo ihn ein feindliches Schiff, ohne ihn zu kennen, an Bord nahm. Voll Rache im Herzen entkam er nach Rom. Hier rüstete er sich zu einem neuen Feldzuge. Er starb aber dort während dieser Rüstung, im Jahre 983. Seine zehnjährige Regierung war für Deutschland fast ohne Segen. Ihm folgte sein Sohn

Otto III. (983—1002). — Bei dem Tode seines Vaters war er erst drei Jahre alt. Seine Mutter, Theophania, führte deshalb die vormundschaftliche Regierung, welche aber von den Großen des Reiches unabläßig beunruhigt wurde. Schon in seinem sechzehnten Jahre machte Otto einen Feldzug nach Italien, wo, wie immer, Unruhen ausgebrochen waren. Das Haupt der Empörung war diesmal ein reicher Patricier, mit Namen Crescentius. Sobald der Kaiser erschien, unterwarf er sich. Kaum aber hatte er den Rücken gewandt, so empörte er sich auf's neue. Otto zog abermals über die Alpen, nahm den Empörer gefangen und ließ ihn enthaupten.

Ungeachtet dieser und mancher anderen Unannehmlichkeit gefiel dem jungen Kaiser Rom so sehr, daß er diese Stadt zur Hauptstadt seines Reiches zu machen gedachte. Aber weder den Römern noch den Deutschen gefiel dieser Plan. Als er einst sorglos zu Rom in seinem Palaste saß, erregten die tückischen Einwohner plötzlich einen Aufruhr und belagerten ihn in seiner eigenen Wohnung. Nicht ohne Lebensgefahr entkam er aus der Stadt. Jetzt schwur er furchtbare Rache der undankbaren Stadt und forderte alle Großen des Reiches zu einem Rachezuge auf. Aber bevor dieser zur Ausführung kam, starb Otto, erst zwei und zwanzig Jahre alt und, wie man in Deutschland glaubte, von der Wittwe des Crescentius vergiftet. Auf ihn folgte sein Vetter

Heinrich II. oder der Heilige (1002—1024). — Auch seine Regierung war ein fortgesetzter Kampf gegen die Großen des Reiches und besonders gegen die empörungssüchtigen Italiener. Diese hatten, unbekümmert um den deutschen Kaiser, den Markgrafen von Ivrēa, Arduin, zum Könige gewählt. Heinrich zog gegen ihn, trieb den Empörer in die Enge und ließ sich selbst zu Pavia die lombardische Krone aufsetzen. Fast hätte ihm diese Krone das Leben gekostet. Die Bürger der Stadt erhoben einen Aufruhr und stürmten den königlichen Palast. In dieser Noth sprang Heinrich durch's Fenster und erhielt von diesem Sprunge einen lahmen Fuß. Seitdem nannte man ihn wohl Hufeholz oder den Lahmen. Er wäre verloren gewesen, hätten ihn nicht seine aus dem Lager schnell herbeigeeilten deutschen Reiter aus dem Gedränge losgehauen und fortgeführt. Heinrich rüstete von neuem und zog abermals nach Italien. Seine Ankunft stellte die Ruhe wieder her. Er ward jetzt vom Papste Benedict VIII. zum römischen Kaiser gekrönt und erhielt mit der Kaiserkrone den sogenannten Reichsapfel, als Sinnbild seiner christlichen Weltherrschaft, die durch das Kreuz auf einem goldenen Apfel angedeutet wurde. Später unternahm er noch einen dritten Zug nach Italien.

Heinrich II. war der letzte Kaiser des erlauchten sächsischen Hauses. Wegen seiner Frömmigkeit, Herzensgüte und wegen der vielen und großen Schenkungen an Kirchen und Klöster erwarb er sich den Namen eines Heiligen. Er starb im Jahre 1024, und wurde zu Bamberg, wo er ein Bisthum gegründet hatte, begraben.

Einundzwanzigster Abschnitt.

Deutschland unter den fränkischen oder salischen Kaisern (1024 bis 1125). — Konrad II. oder der Salier. — Heinrich III. — Heinrich IV. — Sein Streit mit dem Papste Gregor VII. — Heinrich V.

Konrad II. oder der Salier (1024—1039). — Der neuerwählte König bestätigte vollkommen das Vertrauen, welches man in ihn gesetzt hatte. Mit kräftiger Hand führte er die Zügel der

Regierung und durchzog zur besseren Handhabung des Rechtes und der Ordnung die einzelnen Provinzen. Zur damaligen Zeit nämlich, wo wegen der ewigen Kriege rohe Willkür herrschte, erlaubte man sich Alles; es gab kein Gesetz, keinen Frieden mehr im Lande. Eine gute Faust galt statt alles Rechtes, und hievon hat das Faustrecht seinen Namen erhalten. Besonders gefährlich waren die hochgelegenen Burgen, von denen aus die Raubritter auch das Eigenthum und die Sicherheit der Schwachen gefährdeten. Um den fortwährenden überall herrschenden Fehden der Großen vorerst wenigstens eine Grenze zu setzen, hatten bereits die burgundischen Bischöfe den Gottesfrieden (Treuga Dei) verkündet, einen Waffenstillstand von Mittwoch Abend bis Montag-Morgen. Wer in diesen durch das Leiden und die Auferstehung Christi geheiligten Tagen gegen den Gottesfrieden sündigte, sollte mit dem Kirchenbanne bestraft werden. Später gewann auch in Deutschland dieser wohlthätige von der Kirche ausgegangene Gottesfriede immer weitere Geltung.

Auch die Grenznachbaren hielt Konrad in Gehorsam, besonders die empörungssüchtigen Italiener, gegen welche er zweimal zu Felde zog. Seine wichtigste Erwerbung war Burgund, welches die Schweiz und das südliche Frankreich in sich schloß. Dieses schöne Land fiel ihm nach dem Tode seines letzten Königes vertragsmäßig zu und wurde jetzt mit Deutschland verbunden. So verschaffte er der deutschen Krone einen Glanz, der sie zur ersten der Christenheit machte. Er starb nach einer fünfzehnjährigen kräftigen Regierung. Ihm folgte sein Sohn

Heinrich III. (1039—1056). — Seit Karl dem Großen hat kein Kaiser mit solcher Kraft und mit solchem Ansehen regiert, als Heinrich. Alle demüthigten sich vor dem Gewaltigen, sein Ansehn hielt jeden Laut der Unzufriedenheit zurück. Zuerst züchtigte er den Herzog von Böhmen, welcher sich gegen ihn aufgelehnt hatte (1041). Zwei Jahre später setzte er den vertriebenen König von Ungarn wieder auf den Thron. Besonders kräftig zeigte er sich in Italien. Durch verschiedene Parteien waren zu Rom drei Bischöfe auf einmal gewählt worden, und jeder von diesen ließ sich Papst nennen. Heinrich ließ sie alle drei absetzen

und dreimal hintereinander den päpstlichen Stuhl mit einem deutschen Bischofe besetzen. Auch ließ er sich von den Römern das Versprechen geben, keinen Papst ohne kaiserliche Bestätigung anzuerkennen.

Bei aller Strenge und Härte war der Kaiser äußerst demüthig und gottesfürchtig und unterwarf sich nach der frommen Sitte der damaligen Zeit den strengsten Bußübungen. An Festtagen setzte er nicht eher die Krone auf, als bis er gebeichtet und seinen entblößten Rücken von seinem Beichtvater bis auf's Blut hatte geißeln lassen. Darum ehrte ihn das Volk, wie ihn die Großen fürchteten und haßten. Er starb 1056, erst neun und dreißig Jahre alt.

Heinrich IV. (1056—1106). — Heinrich III. war für sein Haus und für das Reich viel zu früh gestorben; denn sein Sohn und Nachfolger, Heinrich IV., war erst 6 Jahre alt. Anfangs übernahm die Kaiserin Mutter, eine Frau von den herrlichsten Eigenschaften, seine Erziehung und die Verwaltung des Reiches. Der Bischof Heinrich von Augsburg war ihr Rathgeber. Bald aber entstand große Unzufriedenheit der geistlichen und weltlichen Fürsten über diese Reichsverwaltung und insbesondere über den großen Einfluß, welchen vorzugsweise der Bischof von Augsburg hierüber ausübe. Jeder hätte den königlichen Knaben lieber selbst in seiner Gewalt gehabt, um in seinem Namen die Regierung führen zu können. Zu der Zahl der Unzufriedenen gehörte auch Hanno, der Erzbischof von Köln, ein durch Frömmigkeit, Gelehrsamkeit und Sittenstrenge berühmter Mann. Und alsbald ersann man einen Plan, sich des jungen Königes zu bemächtigen und dessen Mutter von der Reichsregierung zu verdrängen. Zu dem Ende wurde zu Kaiserswerth am Rhein ein Fest veranstaltet, und die Mutter mit ihrem Sohne zu demselben eingeladen. Hier lockte man den jungen Prinzen auf ein Jagdschiff und entführte ihn vor den Augen seiner Mutter an das jenseitige Ufer. Dann brachte man ihn nach Köln, übergab ihn der Obhut des Erzbischofes, der ihn sehr strenge und eingezogen hielt. Als Hanno aber drei Jahre nachher in Geschäften nach Rom reisen mußte, überkam Adelbert, der Erzbischof von Bremen, die vormund-

schaftliche Regierung. Nun fing für den jungen Heinrich ein neues freudenvolles Leben an. Zu Goslar am Harz hielt er Hof; ein Fest drängte das andere. Adelbert gab allen seinen Begierden und Launen nach, nährte in ihm einen stolzen, hochfahrenden Sinn und flößte ihm einen unverständigen Haß gegen die Sachsen ein, mit denen er selbst wegen seines Erzbisthumes in beständigem Streite lag. Die deutschen Fürsten, die sich von der Erziehung des jungen Königes unter dem übelberüchtigten Erzbischofe nichts Gutes versprachen, erklärten endlich, sie würden einen anderen König wählen, wenn Heinrich sich nicht von ihm lossage. Das geschah denn auch endlich; und so saß er jetzt allein, ein sechzehnjähriger Jüngling, ohne Rathgeber auf einem Throne, den drohende Stürme von allen Seiten umlagerten.

Aufstand der Sachsen. — Zuerst reizte er die Sachsen gegen sich auf, indem er die festen Schlösser und Burgen in ihrem Lande vermehrte und fränkische Besatzung hineinlegte. Nun glaubten Alle, der König gehe damit um, die uralte Freiheit des Landes, für welche ihre Väter so blutig gestritten hatten, mit Gewalt zu vernichten, und griffen zu den Waffen. Unter der Anführung ihres tapferen Herzoges Otto rückten sie auf Goslar los, wo Heinrich noch immer sein üppiges Hoflager hielt. Wie ein aufgejagtes Wild floh der König durch tiefe Wälder und Bergschluchten nach Hessen. Dorthin folgten ihm die Sachsen nicht; sie eilten vielmehr, die verhaßten Burgen am Harze zu schleifen. Heinrich konnte dieses nicht verhindern; aber im folgenden Jahre, 1075, gelang es ihm doch, ein ansehnliches Heer zusammenzubringen und mit demselben die Sachsen zu überfallen und zu schlagen. Jetzt schaltete er im Lande mit empörender Willkür. Die Häupter des Volkes nahm er gefangen, sperrte sie, in verschiedenen Gegenden Deutschlands, in Schlösser und Thürme und zog ihr Vermögen ein. In dieser allgemeinen Noth des Landes wendeten sich die Sachsen mit ihren Klagen an den gemeinsamen Vater der Christenheit, den Papst, der eben damals mit Heinrich in der größten Spannung lebte, weil an dessen Hofe alle geistlichen Würden und Pfründen um Geld vergeben wurden.

Heinrich IV. gegen den Papst Gregor VII. — Um diese Zeit saß Gregor VII. auf dem päpstlichen Stuhle. Vor seiner Wahl wurde er Hildebrand genannt. Er war der Sohn eines armen Zimmermannes zu Savona in Italien, und hatte sich durch hohe Gelehrsamkeit, strenge Sitten und eiserne Festigkeit des Willens zur höchsten kirchlichen Würde emporgeschwungen. Gleich nach der Besitznahme derselben verwendete er sein ganzes Ansehen und seine ganze Macht dazu, die vielfachen Mängel und Gebrechen in der Kirche zu heilen und diese völlig unabhängig zu machen von der weltlichen Macht.

Zuerst stellte er den damals in der Kirche herrschenden Mißbrauch, die Simonie, ab. Hierunter verstand man den mit geistlichen Stellen getriebenen Handel und Wucher, weil man dieses Verbrechen mit dem des Simon in der Bibel verglich, der zur Zeit der Apostel für die Gabe, Wunder zu wirken, Geld geboten hatte. Mit der Abstellung der Simonie sprach er zugleich den Fürsten die Investitur ab, d. h. das Recht, Bischöfe zu ernennen und sie zum Zeichen ihrer Ernennung mit einem Ringe und Hirtenstabe zu belehnen. Es sollten die Diener der Kirche nicht einmal ihre weltlichen Besitzungen ferner von den Fürsten empfangen. Gegen diese Verordnung erhob sich ein gewaltiger Widerstreit der Fürsten, der bis zum Jahre 1122 währte.

Einen eben so heftigen, wohl noch heftigeren Widerstreit bei den Geistlichen fand die strenge Erneuerung des Befehles, daß sie früheren, oft umgangenen kirchlichen Vorschriften gemäß unverehelicht bleiben sollten; denn der Diener der Kirche solle einzig Gott und seinem Berufe leben, ohne zerstreuende Sorgen um Weib und Kind. Ungeachtet alles Widerstandes wurde von nun an die Ehelosigkeit der Geistlichen, Cölibat genannt, allgemein wieder eingeführt.

Aber nicht bloß unabhängig sollte die Kirche sein, sondern auch die Oberaufsicht über den Staat selbst führen. Dem Papste sollten Kaiser, Könige und Fürsten mit aller ihrer Macht unterworfen sein. Gregor erklärte öffentlich: der Papst sei als Nachfolger des heiligen Petrus der Statthalter Christi auf Erden;

seine Gewalt allein von Gott, alle andere von ihm. Die geistliche Macht müsse die weltliche leiten und beleben, wie die Sonne den Mond, wie die Seele den Leib. So lehrte Gregor und hienach handelte er auch.

Zunächst gebrauchte er diese kirchliche Gewalt gegen den deutschen König, der, wie wir bereits hörten, auch von den Sachsen bei ihm verklagt worden war. Er befahl ihm, innerhalb sechzig Tage in Rom zu erscheinen, um sich wegen seines höchst ärgerlichen Betragens zu verantworten. Entrüstet über solche Kühnheit berief Heinrich im Jahre 1076 eine Versammlung deutscher Bischöfe nach Worms und erklärte ohne Weiteres den Papst seiner Würde für verlustig. Jetzt sprach Gregor den kirchlichen Fluch (Bann) über ihn aus und entband alle seine Unterthanen des Eides der Treue. Hiedurch entstand eine unselige Spaltung in Deutschland. Die Sachsen jubelten, weil ihre Sache nunmehr auch eine Angelegenheit der Kirche geworden war. Endlich erklärten die unzufriedenen Großen des Reiches, daß sie einen andern König wählen würden, wenn Heinrich nicht binnen Jahresfrist vom Banne entbunden sei. Diese Drohung beugte auf einmal seinen hochfahrenden Sinn zur tiefsten Kleinmuth nieder. Er beschloß, als büßender Sünder des Bannfluches Lösung beim Papste nachzusuchen. Im Januar des Jahres 1077 trat er mit seiner Familie die Pilgerfahrt an. Unter großen Mühseligkeiten und Gefahren kam er nach Oberitalien. Hier empfingen ihn die meisten Lombarden mit Jubel und boten ihm ihre Hülfe an; denn sie meinten, er komme, den Papst zu züchtigen, welchen auch sie wegen seiner kühnen Anordnungen haßten. Heinrich aber wies sie zurück: „nicht um zu kämpfen, sei er gekommen, sondern um Buße zu thun;“ und zog als reuiger Pilger zum Papste. Dieser befand sich eben auf dem festen Schlosse Canossa in Oberitalien, welches der frommen Markgräfin Mathilde von Toscana gehörte. Hier bat Heinrich flehentlichst um Lösung vom Banne: „er wolle sich ja gern jeder Bußübung unterziehen, die der heilige Vater ihm auferlege.“ Seine Bitte ward ihm gewährt.

Damals war noch der Eifer der Christen größer, ihre Bußübungen weit strenger. Der reuige Sünder mußte zur Sühne

des gegebenen Aergernisses oft eine geraume Zeit hindurch in einem wollenen Bußhemde am Eingange der Kirche, im Angesichte der vorüberwandernden Menge, stehen und sich öffentlich demüthigen. Dabei mußte er fasten und beten, bis er durch des Priesters Lossprechung wieder in den Schoß der Kirche zurückgeführt war. Nicht Niedere allein, auch Hohe unterwarfen sich bereitwillig dieser und jeder anderen Art von Bußübung, die ihnen auferlegt wurde. Das schien ihnen keine Demüthigung vor Menschen zu sein, sondern vor Gott, vor welchem Fürsten und Bettler gleich stehen. Auch Heinrich unterwarf sich zu Canossa der Bußübung. Hier, im einsamen Schloßhofe, stand der König von Italien und Deutschland, in wollenem Bußkleide, mit bloßen Füßen, mitten im Winter, ohne Speise und Trank und harrete demüthig der Lossprechung. Diese ward ihm endlich ertheilt, jedoch nur unter der Bedingung, daß er ruhig nach Deutschland gehe, sich aber aller königlichen Gewalt enthalte, bis der Reichstag selbst über diese Angelegenheit entschieden habe.

Mit Unwillen und Zorn im Herzen schied Heinrich vom Papste. Gegen sein ausdrückliches Versprechen trat er in Italien als König auf. Um ihn sammelten sich viele lombardische Große und schwuren ihm Beistand, wenn er Rache nehmen wolle an dem Papste. Hiedurch zu neuen Hoffnungen belebt, verweilte er sorglos in Italien, ohne sich um Deutschland zu kümmern. Die deutschen Fürsten indessen wählten jetzt, im März 1077, einen anderen König, den Herzog Rudolf von Schwaben. Schnell eilte nun Heinrich nach Deutschland zurück. Auch hier fand er Anhänger. Jedoch mußte er fast drei Jahre lang mit seinem Gegner um die Krone streiten. Endlich, im Jahre 1080, trafen die beiden Gegner in der entscheidenden Schlacht bei Merseburg zusammen, wo einst Heinrich I. die Ungarn so glücklich besiegt hatte. Lange schwankte der Sieg, endlich unterlag Rudolf. Er verlor im Kampfe die Hand und starb kurz nachher an den Folgen dieser Wunde.

Jetzt sollte seine Rache den Papst treffen, der abermals den Kirchenbann über ihn ausgesprochen hatte. Er ließ ihn absetzen und einen andern Papst wählen, eilte selbst mit einem Heere nach

Rom und schloß ihn auf das Engste ein. Aber selbst in der größten Bedrängniß verlor Gregor den Muth nicht. Nach einer fast dreijährigen Belagerung entkam er mit Hülfe der Normannen nach Salerno in Unteritalien. Mit altrömischer Standhaftigkeit hielt er bis in den Tod an den Maßregeln fest, die er für rechtmäßig, heilsam und nothwendig erkannte. „Ich liebte die Gerechtigkeit und haßte das Böse, darum sterbe ich in der Verbannung!“ waren seine letzten Worte. Er starb im Jahre 1085, nach zwölfjähriger Regierung.

Mit Gregor VII. hatte Heinrich seinen Hauptgegner verloren. Ruhige und glückliche Tage schienen nach so heftigen Stürmen für ihn aufzugehen. Aber diese Ruhe, dieses Glück war nur scheinbar und von kurzer Dauer. Gregor's Nachfolger, Urban II. und Paschal II., mißbilligten ebenfalls das willkürliche Verfahren Heinrich's und erneuerten den Bann. Die dadurch entstandene Spaltung benutzte zuerst sein Sohn Konrad und, als dieser starb, sein zweiter Sohn Heinrich, um von dem greisen Haupte ihres Vaters die Krone zu reißen und ihr eigenes damit zu schmücken. Der junge Heinrich ergriff sogar die Waffen gegen seinen eigenen Vater, nahm ihn gefangen und behandelte ihn auf das Unwürdigste. Jedoch gelang es dem alten Vater, aus seinem Gefängnisse nach Lüttich zu entkommen. Hier sammelte er ein Heer und war im Begriffe, seinen unnatürlichen Sohn zu züchtigen; da befreiete ihn der Tod (1106) von einem Leben, welches fast nur eine ununterbrochene Kette von Leiden und Widerwärtigkeiten gewesen war.

Heinrich V. (1106—1125). — Auch er gerieth mit dem Papste Paschal II. sehr bald in Streit über das Investiturrecht. Erst im Jahre 1122 kam zu Worms zwischen dem Kaiser und dem Papste Calixtus II., dem Nachfolger Paschal's, ein Vertrag zu Stande, nach welchem der Kaiser dem Rechte der Belehnung mit Ring und Stab entsagte und nur die Belehnung über die weltlichen Güter (Regalien) mit dem Scepter behielt, so wie das Recht, daß die Wahlen in Gegenwart des Kaisers oder seines Gesandten stattfinden sollten. Hiermit war der lange Streit um das Investiturrecht zur allgemeinen Freude der Christenheit beendigt.

Nach diesem Vertrage regierte Heinrich noch drei Jahre. Auch diese waren höchst unruhig; mit inneren und auswärtigen Feinden hatte er zu kämpfen. Er starb 1125, ohne Kinder zu hinterlassen. Mit ihm endete der fränkische Kaiserstamm, welcher von 1024 bis 1125, also hundert und ein Jahr geherrscht und vier Kaiser gestellt hatte.

Zweiundzwanzigster Abschnitt.

Die Kreuzzüge. — Ihre Veranlassung. — Peter von Amiens ermahnet die Christen zur Befreiung des h. Grabes, 1094. — Auf der Versammlung zu Clermont, 1095, wird vom Papste Urban II. der Kreuzzug beschlossen. Peter von Amiens eilt mit einem ungeregelten Haufen voraus — Erster geordneter Kreuzzug unter Gottfried von Bouillon 1096. Eroberung Jerusalems 1099.

Veranlassung der Kreuzzüge. — Schon in den frühesten Zeiten war es eine fromme Sitte der Christen, nach dem Geburtslande des göttlichen Heilandes zu wallfahren und die heiligen Orte zu besuchen, wo er einst in menschlicher Hülle wandelte, die Stätte zu sehen, wo er gelitten, und das heilige Grab, das ihn in seinen Schoß aufgenommen hatte. Nirgends war ihre Andacht heißer, nirgends wurde ihr Gemüth mehr vom Irdischen weg zum Himmlischen erhoben. Hier fand der Pilger Trost und Linderung in den Mühen des Lebens, hier glaubte er Gott und seinen Heiligen näher zu sein.

So lange die Araber Herren von Palästina waren, nahmen sie diese Wallfahrten, die ihnen Vortheil brachten, in Schutz. Als aber die Türken, ein rohes und wildes Volk vom östlichen Ufer des kaspischen Meeres, im Jahre 1072 dieses Land eroberten, sahen sich die Christen Verfolgungen und Beleidigungen jeder Art ausgesetzt. Während des Gottesdienstes stürzten oft ganze Haufen jener Barbaren in die Kirchen, übertäubten mit tobendem Lärm die frommen Gebete und Gesänge der Christen und besudelten schamlos die hl. Altäre und Gefäße. Strenger als je forderte man von den Pilgern, deren Vermögen durch die weite Reise fast immer erschöpft war, eine hohe Abgabe für die Erlaubniß, Jeru-

salem zu betreten. Die Einwohner der Stadt konnten nicht jeden unterstützen, und so sah man die Pilger zu Tausenden vor den Thoren liegen und sehnsuchtsvoll die Hände ausstrecken. Im Angesichte der heiligen Stadt starben viele vor Hunger und Kälte. Immer lauter und dringender wurden die Klagen in Europa über die vielfachen Leiden der Pilger.

Peter von Amiens. — Im Jahre 1094 kam ein frommer Einsiedler, Peter von Amiens (im nördlichen Frankreich), von seiner Wallfahrt nach dem heiligen Lande zurück. Er machte die rührendsten Schilderungen von der Noth der Christen im heiligen Lande und überbrachte dem Papste zugleich ein Schreiben vom Patriarchen zu Jerusalem, in welchem dieser auf das Dringendste um Hülfe bat. Der Papst versprach Unterstützung und trug dem Peter auf, die Herzen des Volkes für dieselbe zuvor zu erwärmen und zu begeistern. Da setzte sich Peter barfuß und mit entblößtem Haupte, angethan mit einem Pilgerkleide, auf einen Esel, umgürtete seinen von Hunger und Mühseligkeiten aller Art abgezehrten Leib mit einem Stricke, nahm ein Crucifix in die Hand und ritt von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt. Wo er einen Haufen Menschen vor sich sah, hielt er seinen Esel an, hob das Crucifix in die Höhe und schilderte mit funkelnden Augen und hinreißender Beredtsamkeit die Noth der christlichen Brüder im heiligen Lande. Zugleich verkündigte er die Rache des Himmels, wenn sie länger das Grab des Erlösers durch Ungläubige entweihen ließen. Wie ein Bote des Himmels ward er überall empfangen und verehrt. Von allen Seiten strömten die Menschen herbei; sein Zug durch Frankreich und Italien glich einer ununterbrochenen Prozession.

Auch der Papst Urban II. blieb nicht unthätig. Er berief im Jahre 1095 eine allgemeine Versammlung nach Clermont (in Frankreich) und schilderte mit so rührenden und ergreifenden Worten das Verdienstliche eines Zuges nach dem heiligen Lande gegen die Türken, daß die ganze weite Ebene wiederhallte von dem einstimmigen Rufe: „Gott will es! Gott will es!“ Und auf der Stelle ließ sich eine unzählige Menge durch ein auf die Schulter geheftetes Kreuz zu diesem Zuge einweihen. (Daher ihr Name

Kreuzfahrer; denn fahren heißt soviel als reisen oder ziehen.) Ueberall wurde jetzt das Kreuz gepredigt. Eine allgemeine Bewegung entstand im Volke. Freudig trennte sich der Mann von dem Weibe, das Weib von dem Manne, die Eltern von den Kindern, die Kinder von den Eltern. Der Landmann eilte vom Pfluge weg, der Hirt von seiner Heerde. Mönche und Nonnen verließen ihre Zelle. Kein Stand, kein Alter, kein Geschlecht wollte ausgeschlossen bleiben von dem heiligen Unternehmen.

Erster Kreuzzug (1096). — Schon im Frühlinge des Jahres 1096 zogen zahlreiche Scharen, die vor Eifer die allgemeine Rüstung nicht abwarten konnten, unter Peter von Amiens, und Walter von Habenichts, einem Ritter, der von seiner Armuth den Beinamen führte, voraus. Aber die meisten kamen auf dem Zuge um, theils durch Elend und Noth, theils durch das Schwert feindlicher Völker, durch deren Gebiet sie zogen. Glücklicher, als dieser Vortrab, war das Hauptheer selbst, welches Gottfried von Bouillon, Herzog von Niederlothringen, sein Bruder Graf Balduin, Raimund, Graf von Toulouse, Boëmund, Fürst von Tarent, sein Neffe Tankred und andere Helden anführten. Der Kern des Heeres bestand aus Franzosen, Lothringern, Normannen und Italienern. Sie setzten, sechsmalhunderttausend Mann stark, glücklich über den Bospörus, die Grenzscheide von Europa, eroberten im Juni 1097 Nicäa, die Hauptstadt des Sultans von Ikonium, nahmen im folgenden Jahre 1098 auch Antiochia ein und näherten sich dann unter tausend Mühseligkeiten und Gefahren der Hauptstadt Jerusalem selbst, dem Ziele ihrer Wünsche. Dem Zuge voran eilte Tankred mit hundert auserlesenen Rittern und erreichte bei anbrechendem Morgen Bethlehem. Die hier wohnenden Christen kamen ihnen freudig entgegen, sangen Loblieder zur Ehre Gottes, führten die Ritter zu Maria's Wohnung und zeigten ihnen die Krippe, wo einst das Kind lag, welches die Welt erlöset hat. Andächtig knieten und beteten die Ritter; dann eilten sie gen Jerusalem. Weit allen übrigen voraus eilte Tankred; er wagte sich bis zu den Mauern der Stadt. Sobald jene zum großen Heere zurückkamen und die frohe Nachricht brachten, sie

hätten Bethlehem und Jerusalem gesehen, ergriff heiße Sehnsucht die Pilger. Alle Müdigkeit war verschwunden, rastlos eilten sie vorwärts, jeder wollte die heiligen Orte zuerst erblicken. Endlich erreichten sie den Gipfel eines Berges. Da lag sie vor ihnen, die heilige Stadt, mit ragenden Zinnen und Thürmen, vom Glanze der Abendsonne erhellt! In einem Augenblicke verbreitete sich durch das ganze Heer der Freudenruf: „Jerusalem! Jerusalem!“ Vom heiligen Schauer ergriffen wiederholten Alle mit vereinter Stimme den Jubel: „Jerusalem!“ und helle Thränen der Freude und Wehmuth stürzten ihnen aus den Augen. Andächtig sanken sie Alle in die Knie und küßten den heiligen Boden, auf welchem der Erlöser der Welt einst wandelte. Viele zogen auch ihre Schuhe aus, eingedenk des biblischen Spruches: „Lege ab deine Schuhe, denn der Ort, wo du stehst, ist heilig.“ Singend und betend rückten sie hierauf ihrem Ziele näher. Es war der 6. Junius des Jahres 1099, als sie vor Jerusalem anlangten.

Eroberung Jerusalems (1099). — Gottfried von Bouillon. — Nun aber galt es, die mit Mauern und Thürmen stark befestigte, auf vier Bergen gelegene Stadt, welche von einem 40,000 Mann starken, türkischen Heere vertheidigt ward, zu erstürmen. Das Heer der Kreuzfahrer zählte nur noch 20,000 rüstige Fußgänger und 1500 Reiter. Aber Muth und Begeisterung ersetzten, was ihnen an Menge abging. Wüthend war der Angriff, wüthend die Vertheidigung. Der erste Versuch der Christen scheiterte an der verzweifelten Gegenwehr der Türken. Am zweiten Tage — es war der 15. Juli — wurde der Sturm mit noch größerer Wuth erneuert und nach siebenstündigem, mörderischem Kampfe die Mauer unter dem Geschrei: „Gott will es! Gott hilft uns!“ erstiegen. Gottfried von Bouillon war der erste, welcher von seinem Belagerungsthurme auf die Mauer der Stadt sprang.

Jetzt begann ein wüthendes Gemetzel in den Straßen, in den Häusern. In wilder Mordgier schwärmten die bluttriefenden Sieger mit klirrenden Waffen hin und her, von den Straßen in die Häuser, von den Häusern in die Straßen. Das Blutbad

war so entsetzlich, daß in der Vorhalle des salomonischen Tempels das Blut den Pferden bis an die Knöchel ging. So sehr vergaßen die Kreuzfahrer in der ersten Wuth die von Christus gepredigte Duldung und Menschenliebe und befleckten ihren Ruhm mit den empörendsten Grausamkeiten. Endlich, als nichts mehr zu morden, nichts mehr zu plündern war, da reinigten sie sich vom Blute, entblößten Haupt und Füße und zogen in feierlicher Prozession singend und betend nach der Auferstehungskirche. Gottfried von Bouillon ward einstimmig zum Könige ausgerufen; er aber lehnte bescheiden den königlichen Titel ab. Er wollte nur Beschützer des heiligen Grabes heißen und dort keine goldene Krone tragen, wo der Welterlöser unter einer dornenen geblutet hatte. Leider starb dieser treffliche Held schon im folgenden Jahre, 1100. Sein Nachfolger war sein Bruder Balduin, welcher den Titel „König von Jerusalem" annahm. Auch mehrere kleinere Fürstenthümer wurden in Palästina gegründet.

Allein alle diese Eroberungen waren nicht von Dauer. Die Christen im Morgenlande hatten nicht Mittel genug, um ihre Macht gehörig zu befestigen; auch fehlte es ihnen an Einigkeit. Eine Eroberung nach der anderen, die Hauptstadt Jerusalem selbst, gingen bald wieder an die Türken verloren. Außer diesem ersten Kreuzzuge wurden daher nach und nach sechs andere unternommen. Fast zweihundert Jahre währten die Kreuzzüge. Ganz Europa blieb daher fortwährend in Bewegung.

Dreiundzwanzigster Abschnitt.

Deutschland unter den schwäbischen oder hohenstaufischen Kaisern (1137 bis 1254). — **Konrad** III.; zweiter Kreuzzug. — **Friedrich** I. oder Barbarossa; Krieg mit den lombardischen Städten; dritter Kreuzzug. — **Heinrich** VI. — **Otto** IV. und **Philipp von Schwaben**. — **Friedrich** II.; vierter Kreuzzug. **Konrad** IV. — **Konradin**. — Die sicilische Vesper. — Die letzten Kreuzzüge.

Konrad III. (1137—1152). — Als mit Heinrich V. im Jahre 1125 das fränkische oder salische Geschlecht erloschen war, bewarben sich Lothar, Herzog von Sachsen, und Herzog Friedrich, aus dem Hause Hohenstaufen, um die Kaiserkrone.

Lothar (III.) wurde gewählt und regierte bis 1137. Seine Regierung war fast ein fortwährender Kampf gegen die ihm feindlichen Hohenstaufen. Um sich eine mächtige Stütze gegen diese zu verschaffen, vermählte Lothar seine einzige Tochter mit dem mächtigen Herzoge von Bayern, Heinrich dem Stolzen, aus dem Welfischen Hause und gab ihm außerdem noch das Herzogthum Sachsen. Dadurch entstand ein langwieriger äußerst verderblicher Streit zwischen der Partei der Welfen und Hohenstaufen. Die letztere Partei führte von Waiblingen, einem Erbgute dieser Familie im Würtembergischen, den Namen Waiblinger. Die Namen Welfen und Waiblinger bezeichneten anfangs bloß die Anhänger der beiden hadernden Familien. Später aber bekamen die Parteinamen in Italien eine weitere Bedeutung. Hier galten Guelfen, d. i. Welfen, für die Freunde der päpstlichen Oberhoheit, Ghibellinen, d. i. Waiblinger, für die Anhänger der kaiserlichen Macht.

Nach Lothar's Tode (1137) glaubte sein Schwiegersohn, Heinrich der Stolze, die nächsten Ansprüche auf den Thron zu haben und nahm schon die Reichskleinodien zu sich. Solcher Uebermuth beleidigte die Großen. Darum übergingen sie ihn auch und wählten Konrad III., Sohn des Herzogs Friedrich von Schwaben, zum Reichsoberhaupte. Mit ihm beginnt die glänzende Reihe der schwäbischen oder hohenstaufischen*) Kaiser. — Ueber diese Wahl war Heinrich höchst entrüstet und wollte sie nicht anerkennen. Da ward er als Empörer seiner beiden Herzogthümer entsetzt und geächtet. Sachsen bekam der kriegerische Markgraf von Brandenburg, Albrecht der Bär; Bayern der Markgraf Leopold von Oesterreich, ein Halbbruder Konrad's III. Um diese Zeit findet man zuerst den Namen Berlin genannt, gleichwie auch Wien im zwölften Jahrhundert gegründet ward, da, wo früher Vindobona gestanden hatte.

Zweiter Kreuzzug (1147). — Konrad besiegte seine Gegner, die Welfen, bei Weinsberg im Würtembergischen und wollte eben

---

*) Hohenstaufen war ein Bergschloß in Schwaben, dessen Ruinen noch stehen.

nach Italien ziehen, um die dort ausgebrochenen Unruhen zu beschwichtigen, als auf einmal die Schreckensnachricht aus Asien kam: Edessa, die Hauptstadt des gleichnamigen Fürstenthumes, sei von den Türken erobert und zerstört, sechsundvierzigtausend christliche Einwohner erschlagen worden. Eine große Bewegung ging durch alle christliche Länder; denn Edessa galt für die Vormauer der heiligen Stadt Jerusalem. Wie einst Peter von Amiens, so zog jetzt der heilige Bernhard von Clairvaux (im südlichen Frankreich) bei den Fürsten und Völkern umher und entflammte sie zu einem neuen Kreuzzuge. Dieser kam auch im Jahre 1147 zu Stande. Konrad selbst und die meisten Großen des Reiches nahmen Theil an demselben. Allein dieser unter so glänzenden Erwartungen unternommene Kreuzzug mißlang völlig. Die meisten Christen wurden eine Beute der gräßlich einbrechenden Noth oder des feindlichen Schwertes. Bald nach der Rückkehr, im Jahre 1152, starb Konrad III. Ihm folgte sein Neffe

Friedrich I. oder **Barbarossa** (1152—1190). — Dieser kräftige und heldenmüthige Kaiser, der von den Italienern wegen der röthlichen Farbe seines Bartes Barbarossa, d. i. Rothbart, genannt wurde, hatte viele und schwere Kriege zu führen mit den lombardischen Städten, die sich von Kaiser und Reich unabhängig zu machen suchten. An der Spitze dieser abtrünnigen Städte stand Mailand; es spottete und höhnte aller kaiserlichen Ermahnungen und Drohungen. Friedrich zog hin nach Italien und eroberte eine Stadt nach der anderen. Auch das stolze Mailand mußte sich beugen. Die ganze Geistlichkeit der Stadt erschien in Trauerkleidern, mit bloßen Füßen und vorgetragenen Crucifixen, im kaiserlichen Lager. Ihr folgten die Consuln und Ersten der Stadt, Stricke und bloße Schwerter um den Nacken, und fleheten fußfällig um Gnade. Solche Demuth nach solchem Stolze versöhnte den Kaiser, er schenkte ihnen einen billigen Frieden. Aber kaum hatte der Kaiser den Rücken gekehrt, da brachen sie wieder den Frieden und spotteten aller kaiserlichen Anordnungen und Befehle. Entrüstet über diese neue Treulosigkeit eilte der Kaiser nach Italien zurück und nahm furchtbare Rache (1162). Die Mauern, Thürme und fast alle öffentlichen Gebäude wurden nie-

dergerissen. Die so blühende Stadt bot innerhalb weniger Tage einen schaudervollen Anblick dar. Aber gleich nach dem Abzuge des Kaisers erhoben sich wieder die dortigen Städte. Sie schlossen unter sich den lombardischen Bund und stellten das zerstörte Mailand wieder her. Die Seele aller dieser Unternehmungen war der eben so kühne als thatkräftige Papst Alexander III., der ein Gegner des Kaisers war, weil dieser ihn nicht als Papst anerkennen wollte. Nun kehrte sich des Kaisers ganze Gewalt gegen den Papst und die Lombarden. Rasch zog er gegen Rom, eroberte einen Theil der Stadt und nöthigte den Papst Alexander zur Flucht. Dann aber brach eine große Seuche in seinem Heere aus und zwang ihn zur schnellen Rückkehr nach Deutschland. Um so kühner erhoben da wieder die Lombarden ihr Haupt. Sie legten in der Ebene zwischen Asti und Pavia eine Festung an und nannten diese Alexandria (Alessandria), dem Papste Alexander zur Ehre, dem Kaiser zum Hohne.

Schlacht bei Legnano (1176). — Solcher Uebermuth reizte den Zorn des Kaisers auf's Höchste. Er hatte wieder eine ansehnliche Macht gesammelt und zog, 1176, noch einmal über die Alpen gegen die Empörer. Bei Legnāno kam es zu einer höchst blutigen Schlacht. Hier aber verließ den Kaiser sein früheres Glück. Er ward völlig geschlagen und gezwungen, einen Frieden einzugehen, in welchem er alle früher errungenen Vortheile in Italien wieder aufgeben mußte. Tief gebeugt kehrte er jetzt nach Deutschland zurück, mit Zorn im Herzen gegen den mächtigen Herzog von Sachsen und Bayern, Heinrich den Löwen, den er als die Hauptursache seines Unglückes bei Legnano betrachtete. Dieser war dem Kaiser auf seinem Zuge nach Italien zwar gefolgt; allein da er es ungern gethan, so kehrte er noch vor dem Tage bei Legnano nach Deutschland zurück, ungeachtet ihn der Kaiser selbst kniefällig gebeten hatte, ihn doch in diesem verhängnißvollen Augenblicke nicht zu verlassen. Der Kaiser suchte und fand bald Gelegenheit, sich an ihm zu rächen. Heinrich's Feinden, die über seinen Stolz und seine Anmaßungen ungebührliche Klagen erhoben, lieh er ein geneigtes Ohr und lud den Herzog zur Verantwortung. Als er nach dreimaliger Vorladung nicht erschien,

wurde er seiner Herzogthümer und Lehen für verlustig erklärt. Sachsen erhielt Graf Bernhard von Anhalt, Albrecht des Bären Sohn; Bayern der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, Stammvater des noch jetzt regierenden bayerischen Hauses.

Heinrich focht lange ritterlich für seine Besitzungen; allein er war der vereinigten Macht des Kaisers und der Fürsten nicht gewachsen. Er demüthigte sich deshalb vor dem Kaiser und erhielt von ihm sein väterliches Erbe, Braunschweig und Lüneburg, zurück. Jedoch mußte er auf drei Jahre das gekränkte Vaterland meiden. Heinrich begab sich, im Frühlinge des Jahres 1182, zu seinem Schwiegervater, dem Könige Heinrich II. von England. Fünfhundert Jahre später bestiegen seine Nachkommen, die Herzoge von Braunschweig-Lüneburg, den englischen Thron selbst.

Dritter Kreuzzug (1190). — Auch im Greisenalter behielt Friedrich noch die rüstige Thatkraft eines Jünglinges. Er nahm an dem dritten Kreuzzuge Theil, als die Nachricht von dem Verluste Jerusalems die ganze Christenheit mit heiligem Schmerze und Ingrimme erfüllte und sie von neuem gegen die Barbaren zu den Waffen rief. Unter unseligen Mühseligkeiten und Gefahren war er mit dem Kreuzheere bereits bis zur Stadt Seleuciä in Cilicien, am Flusse Kalykadnus oder Saleph, glücklich vorgedrungen. Hier aber war dem greisen Helden seine Grenze bestimmt. Weil das Heer nur langsam über die schmale Brücke dieses Stromes hinüberrücken konnte, so sprengte er, des Zögerns müde, in jugendlichem Uebermuthe mit dem Pferde in den Strom, um hindurchzuschwimmen. Aber die Wellen ergriffen den allzukühnen Greis und rissen ihn fort. Zwei Ritter, die beim Anblicke der Gefahr ihm eiligst nachgeschwommen waren, brachten ihn nur als Leiche an's Ufer (1190). Groß war die Bestürzung und Trauer über dieses Unglück. Jeder glaubte, in ihm seinen Vater verloren zu haben. Und doch war dieses Unglück nur der Vorbote eines noch größeren. Das Heer erlag theils dem feindlichen Schwerte, theils ansteckenden Krankheiten. Nur geringe Ueberbleibsel zogen sich unter Anführung des jüngeren Sohnes des Kaisers, Friedrich, in das Lager von Ptolemais (auch Accon oder Acre genannt) zurück, welche Stadt die Christen schon seit längerer Zeit belagerten.

Hier wurde auch er ein Opfer der Seuche. Der ritterliche Herzog Leopold V. von Oesterreich übernahm alsbald die Führung des Heeres und that Wunder der Tapferkeit.

In demselben Jahre 1190 traten auch der König von Frankreich, Philipp August, und der König von England, Richard Löwenherz, den Kreuzzug an. Sie wählten den weniger mühsamen und gefährlichen Weg zur See und langten im Frühlinge des Jahres 1191 in Palästina an. Aber schon unterwegs hatte Eifersucht und Nationalhaß die Könige und ihre Völker entzweiet. In Palästina selbst wurde die Spannung immer größer. Indeß nahm jetzt die Belagerung der Stadt Ptolemais, welche schon drei Jahre währte, in Gegenwart der Könige von Frankreich und England und des Herzoges Leopold von Oesterreich einen rascheren Fortgang, und am 12. Juli 1191 wurde die Veste erobert. Nun aber wurde die Eifersucht noch größer. Richard verdarb Alles durch seinen Hochmuth und seine Unverträglichkeit. Schon kurz nach der Eroberung von Ptolemais verließ deshalb der König von Frankreich, verließ auch der Herzog von Oesterreich, beide tief gekränkt, Palästina. Richard übernahm jetzt den alleinigen Oberbefehl über das noch vorhandene Kreuzheer und machte manche glänzende Eroberung. Cäsarēa, Joppe, Ascălon und mehrere andere Städte wurden eingenommen. Plötzlich traf die Nachricht ein, sein Bruder Johann gehe mit dem Plane um, sich auf Englands Thron zu schwingen. Hierüber erschreckt ließ er sich (im September 1192) mit dem Saladin in einen Vergleich ein und kehrte, um den verrätherischen Plan seines Bruders zu vereiteln, nach Europa zurück. So war der Zweck des Kreuzzuges, Jerusalems Wiedereroberung, auch diesmal vereitelt.

Vierter Kreuzzug (1202). — Ungeachtet des fruchtlosen Erfolges dieses Kreuzzuges kam im Jahre 1202 ein vierter zu Stande. In diesem wurde Constantinopel, dessen Herrscher sich so oft treulos gegen die Kreuzfahrer bewiesen hatte, erobert, und Balduin von Flandern als Kaiser eingesetzt. So wurde das sogenannte lateinische Kaiserthum gegründet, welches 57 Jahre, von 1204 bis 1261, unter der Herrschaft der Abendländer blieb. Alsdann ward es wieder von den Griechen in Besitz

genommen. Zur Bekämpfung der Ungläubigen geschah in diesem Kreuzzuge nichts. — Im Jahre 1212 machte sich sogar ein Heer von 50,000 Kindern aus Frankreich und Deutschland auf den Weg, um in allem Ernste Jerusalem zu erobern. Aber das Loos dieser kleinen Pilger war ein höchst trauriges. Sie starben entweder vor Hunger und Mattigkeit, oder wurden von Sklavenhändlern aufgefangen und in ganzen Schiffsladungen an die Türken verkauft.

Heinrich VI. (1190—1197). — Dieser besaß wohl die Kraft seines Vaters, Friedrich I., aber nicht den Adel der Gesinnung. Er war hart und grausam. Solches bewies er vorzüglich, als er nach dem Tode des letzten normannischen Königes nach Unteritalien zog, um hier das Erbe seiner Gemahlin, Constantia, Neapel und Sicilien, in Besitz zu nehmen. Furchtbare Rache traf diejenigen, welche ihm sein rechtmäßiges Erbe hatten streitig machen wollen. Wenige Jahre nach der Wiedereroberung desselben starb Heinrich eines plötzlichen Todes, erst 32 Jahre alt. Da sein Sohn Friedrich noch unmündig war, so erhob die Partei der Welfen und die der Hohenstaufen wieder ihr Haupt. Diese wählte Heinrich's Bruder, Philipp von Schwaben (1197—1208), jene Otto IV., Heinrich des Löwen Sohn (1197—1215), zum Kaiser. In Folge dieser unglücklichen Spaltung war Deutschland viele Jahre hindurch der Schauplatz von Plünderung, Raub und Mord. Philipp wurde im Jahre 1208 vom Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach ermordet, und nun war Otto der allein regierende Kaiser. Allein die hohenstaufische Partei war gegen ihn. Sie erhob sich für Heinrich's Sohn, für Friedrich, der unterdessen zum Jünglinge herangewachsen war. Auch der Papst erkannte diesen für den rechtmäßigen Kaiser an; und Friedrich wurde im Jahre 1215 zu Aachen gekrönt. Nun zog sich Otto, fast von allen seinen Anhängern verlassen, nach Braunschweig auf seine Erbgüter zurück, wo er auch bis zum Jahre 1218 lebte.

Friedrich II. (1215—1250). — Dieser, ein Enkel Friedrich's I., berechtigte zu großen Hoffnungen, als er die Regierung des Reiches antrat. Denn er war ein fein gebildeter Mann, von hellem Verstande und hohem ritterlichen Sinne. Jedoch für

Deutschland gingen diese Hoffnungen nicht in Erfüllung. Denn er lebte mehr für seine italienischen Staaten; und der Streit, in welchen er bald mit den Päpsten, bald mit den lombardischen Städten gerieth, füllte fast die ganze Zeit seiner Regierung aus.

Gleich bei seiner Krönung zu Aachen machte er sich zu einem Kreuzzuge verbindlich, schob diesen aber unter manchem Vorwande Jahre lang auf. Der Papst erinnerte ihn wiederholt an sein Versprechen, er drohete und that ihn zuletzt in den Bann. Der Kaiser, um zu zeigen, daß er es mit dem Kreuzzuge ernstlich meine, schiffte sich endlich ein. Doch versöhnte er hiedurch den Papst nicht. Dieser ließ vielmehr einen Befehl ergehen an die Geistlichkeit in Palästina, den Kaiser nicht zu unterstützen, weil ein mit dem Fluche der Kirche Beladener des Kampfes für die Sache Gottes unwürdig sei. Allein Friedrich war im h. Lande glücklicher, als man hätte erwarten sollen. Er schloß mit den Türken einen zehnjährigen Waffenstillstand, in welchem ihm die heiligen Orte, Jerusalem, Bethlehem und Nazareth ausgeliefert wurden. In der Kirche des heiligen Grabes setzte er sich selbst die Krone eines Königes von Jerusalem auf. Dann eilte er zurück nach Italien, vertrieb hier die Feinde aus seinen Besitzungen und söhnte sich mit dem Papste wieder aus.

Jedoch war die Ruhe in Italien nur scheinbar und von kurzer Dauer. Sie währte so lange, als des Kaisers Anwesenheit schreckte; kaum hatte er aber das Land verlassen, so riefen ihn neue Unruhen und Meutereien dahin zurück. Widerholt zog er gegen die lombardischen Städte, die, mit dem Papste im Bunde, allen kaiserlichen Ermahnungen und Drohungen trotzten. Der Papst Innocenz IV. insbesondere, der größte Gegner des Kaisers, sprach in einer Kirchenversammlung zu Lyon abermals über ihn den Bann aus und erklärte ihn seiner Kronen und Würden verlustig.

Auf Antrieb des Papstes wählten nun mehrere deutsche Fürsten, insbesondere die geistlichen, einen Gegenkönig und zwar den Landgrafen von Thüringen, Heinrich Raspe (1246); und als dieser schon im folgenden Jahre starb, den Grafen Wilhelm von Holland. Während der Kaiser in Italien mit den Lombarden

kämpfte, führte sein Sohn Konrad an der Spitze seiner Partei den Krieg in Deutschland mit diesem Gegenkönige.

So ward des Kaisers ganze Regierung durch heftige Stürme fortwährend bewegt. Bald hatte er gegen aufrührerische Unterthanen, bald gegen feindlich gesinnte Päpste zu kämpfen. Immer mehr sank er, als ein mit dem Bannfluche Beladener, in der öffentlichen Meinung. Er mußte mit Kummer sehen, wie ein Verbündeter nach dem anderen ihn verließ. Im Jahre 1250 rief endlich der Tod den lebensmüden Kaiser von seiner stürmischen Laufbahn ab. Ihm folgte sein Sohn

Konrad IV. (1250—1254). — Dieser mußte den hartnäckigen Kampf des Vaters gegen die unruhigen Vasallen fortsetzen. In Italien focht er mit Glück. Er eroberte Neapel und legte dem auf dem Markte aufgestellten Rosse, dem Sinnbilde der Stadt, einen Zaum an, wodurch er sich den unversöhnlichen Haß der Einwohner zuzog. Konrad starb schon 1254 und hinterließ einen erst zweijährigen Sohn, Konradin, d. i. Konrädchen. — Im Jahre 1256 kam jener Gegenkönig, Wilhelm von Holland, in einem Kriege gegen die Friesen um, ohne daß er je großes Ansehen in Deutschland genossen hatte.

Das Interregnum in Deutschland (1256—1273). — Das kaiserliche Ansehen war hier bereits so tief gesunken, daß kein deutscher Fürst die Krone verlangte. Da fielen die Wahlherren auf den unwürdigen Gedanken, sie einem Ausländer anzutragen. Und selbst darin waren sie nicht einig. Eine Partei wählte Richard von Cornwallis, den Bruder des Königes von England; die andere Alfons von Castilien in Spanien. Beide hatten durch große Geldsummen eine Partei für sich gewonnen. Richard wurde zu Aachen feierlich gekrönt und kehrte bald wieder nach England zurück. Nur dreimal, und immer nur auf kurze Zeit, war er in Deutschland; Alfons dagegen nie. Willkür und rohe Gewalt griffen auf eine schauderhafte Weise um sich. Diese Zeit allgemeiner Unordnung und Zerrüttung, wo Deutschland so gut als ohne Regenten war, vom Jahre 1256 bis 1273, pflegt man das Interregnum oder Zwischenreich zu nennen. Italien

ging für die deutschen Kaiser ganz verloren. Denn nach Konrad's IV. Tode hatte der Papst Urban IV. das Königreich beider Sicilien als ein erledigtes Lehen des päpstlichen Stuhles dem französischen Prinzen, Karl von Anjou übertragen, und nun gründeten die Franzosen mit der Gewalt der Waffen hier ihre Herrschaft.

Konradin. — Untergang der Hohenstaufen (1268). — Der Uebermuth der Franzosen erregte großen Unwillen. Da riefen die Ghibellinen in Italien den bereits zu einem kräftigen Jünglinge herangewachsenen Konradin aus Deutschland herbei. Dieser folgte dem Rufe, um das Königreich seines Vaters den Franzosen zu entreißen. In Begleitung seines treuen Jugendfreundes, des Prinzen Friedrich von Baden, der sich „von Oesterreich" zubenannte, weil seine Mutter eine Babenbergerin war, zog er im Herbste 1267 mit einem Heere über die Alpen. Seine ersten Unternehmungen versprachen Glück. Ueberall wurde er auf das Glänzendste empfangen und gegen den verhaßten Anjou kräftig unterstützt. Allein das Unglück folgte auf dem Fuße nach. Bei Tagliacozzo in Unteritalien kam es im Jahre 1268 zur Schlacht, in welcher Karl von Anjou siegte und den jungen Konradin nebst seinem Jugendfreunde, dem Prinzen Friedrich von Baden, gefangen nahm. Beide ließ der Grausame auf öffentlichem Marktplatze zu Neapel enthaupten. So kläglich endete das edele Geschlecht der Hohenstaufen, welches so herrlich begonnen hatte.

Die sicilische Vesper (1282). — Nun war Karl von Anjou Herr von Neapel und Sicilien und verfuhr mit empörender Grausamkeit gegen Alle, welche ihm als Anhänger des unglücklichen hohenstaufischen Hauses hinterbracht wurden. Bald aber wurde die Herrschaft der Franzosen allgemein verhaßt, besonders auf Sicilien, wo ihre Zügellosigkeit und Willkür den höchsten Grad erreicht hatte. Hier kam bald der Gährungsstoff zu einer furchtbaren Entladung.

Am Ostermontage des Jahres 1282 wanderten die Einwohner der Hauptstadt Palermo scharenweise nach einer benachbarten Kirche, um dort der Vesper oder Abendandacht beizuwohnen. Der

Weg dahin führte durch ein anmuthiges Wiesenthal, auf welchem sich die Menge fröhlich lagerte, bis die Glocke sie zur Vesper rufen würde. Auch die in der Stadt wohnenden Franzosen mischten sich unter die lustige Volksmenge. Und es geschah, daß ein Franzose, mit Namen Drouet, eine edele Jungfrau, welche von ihren Eltern und ihrem Bräutigam begleitet wurde, mit so unverschämter Frechheit anfiel, daß sie ohnmächtig niedersank. Hierüber kam es zum Streite, es entstand ein Auflauf, plötzlich blitzten Hunderte von Dolchen. Unter dem Wuthgeschrei: „Nieder, nieder mit den Franzosen!“ fielen alle Franzosen auf der Wiese augenblicklich als Opfer der Volkswuth; Drouet war der erste. Dann rannte das Volk mit den blutigen Dolchen nach der Stadt zurück und ermordete hier alle Franzosen, Greise, Weiber und Kinder nicht ausgenommen. Schnell verbreitete sich dieser Aufstand über ganz Sicilien, überall wurden die Franzosen ohne Schonung umgebracht. Weil dieses gräßliche Gewürge um die Vesperzeit anfing, so hat es hievon den Namen „sicilische Vesper“ erhalten. Sobald die Insel auf so unmenschliche Weise von der Herrschaft der verhaßten Franzosen befreiet war, schickte man Abgeordnete nach Spanien, an Peter von Aragonien, damit er als Verwandter und Erbe Konradin's von der Insel Besitz nehme. Im August kam dieser mit einer Flotte herüber und ward von den Insulanern mit Jubel als König empfangen. Alle Bemühungen Karl's, Sicilien wieder zu erobern, blieben fruchtlos; er mußte sich mit Neapel begnügen. Später kam auch Neapel, nach vielfachem Herrscherwechsel, an Aragonien.

Die letzten Kreuzzüge. — Ludwig IX. von Frankreich. Um die Zeit, als in Deutschland rohe Gewalt und Gesetzlosigkeit Ueberhand nahmen und Alles verwirrten, vom Jahre 1226 bis 1270, erfreuete sich Frankreich der milden und väterlichen Regierung Ludwig's IX. oder des Heiligen. Dieser hatte in einer schweren Krankheit das Gelübde gethan, einen Kreuzzug zu unternehmen, falls er wieder hergestellt würde. Er genaß und fühlte sich nun in seinem Gewissen verpflichtet, sein Gelübde zu halten. Mit einem auserlesenen Heere von 40,000 Mann schiffte er sich 1248 ein. Zunächst sollte der Zug gegen den Sultan von Aegyp-

ten gerichtet sein; denn dieser besaß damals Palästina und Jerusalem. Gelang es, Aegypten zu erobern, so mußte das Uebrige von selbst fallen. Der Anfang wurde mit dem besten Erfolge gekrönt. Damiette ward erobert, die feindliche Flotte zerstört. Aber das Glück blieb den christlichen Streitern nicht günstig. Sie drangen unvorsichtig in das Innere des Landes und theilten das Heer. Der König nebst seinem ganzen Heere wurden bei Mansura, 1250, gefangen. Für seine eigene Befreiung mußte er Damiette abtreten, für die seiner übriggebliebenen Truppen aber ein hohes Lösegeld entrichten. So kläglich endigte dieser Kreuzzug. Ungewarnt durch dieses Unglück ließ sich Ludwig noch in seinen späteren Jahren verleiten, einen Zug nach Tunis, an der Nordküste von Afrika, zu unternehmen. Im Jahre 1270 schiffte er sich mit 60,000 Mann ein. Allein im Lager von Tunis brach eine ansteckende Krankheit aus, und er selbst mit einem großen Theile seines Heeres ward ein Opfer derselben. Nur elende Trümmer kamen von dem schönen Heere nach Frankreich zurück.

Der unglückliche Ausgang dieser letzten Unternehmung kühlte den Eifer und die Begeisterung der Europäer für die Kreuzzüge ab. Im Jahre 1291 gingen auch ihre beiden letzten Besitzungen im Morgenlande, Accon (Ptolemais) und Tyrus, verloren. Alle Bemühungen, einen neuen Kreuzzug zur Wiedereroberung zu Stande zu bringen, blieben fruchtlos. Fast zweihundert Jahre, von 1096 bis 1291, haben die Kreuzzüge gewährt, die man wohl eine Völkerwanderung nach entgegengesetzter Richtung nennen kann.

Es muß damals ein großartiges und rührendes Schauspiel gewesen sein, als fast alle christlichen Völker, wie Kinder einer einzigen Familie, vereint zu dem Grabe ihres gemeinschaftlichen Vaters wallfahrteten. Und wenn sie auch ihren Hauptzweck nicht erreichten, wenn auch Millionen von ihnen unter fremdem Himmel ihr Grab fanden, so blieben dennoch ihre Züge für die Bildung und Veredelung Europas von überwiegendem Nutzen. Durch sie kamen manche nützliche Erfindungen und Ent-

deckungen nach Europa. Die Bildung wurde gehoben, Handel und Gewerbe befördert, der Glanz und das Ansehen der Kirche erhöhet, die Sitten verfeinert, das Ritterthum veredelt, der Bürgerstand erkräftigt, der Völkerverkehr erweitert, und unter den Westeuropäern überhaupt eine wohlthätige Regsamkeit hervorgebracht. Fast Alles, was bei diesen früher nur keimte und sproßte, trat nunmehr in lebensvoller Blüthe hervor. Es mag deshalb hier der passende Ort sein, eine Schilderung des Mittelalters im Allgemeinen folgen zu lassen, aus welcher zugleich der Einfluß der Kreuzzüge klarer hervortreten kann.

Vierundzwanzigster Abschnitt.

Kurze Schilderung des Mittelalters im Allgemeinen. — Das Ritterthum und die verschiedenen Ritterorden. — Der Bürgerstand. — Der Bauernstand. — Die Geistlichkeit. — Künste und Wissenschaften. — Das Gerichtswesen überhaupt und die Vehmgerichte insbesondere.

Das Ritterthum. — Anfänglich bestanden die Heere größtentheils aus Fußgängern. Der Reiter waren nur wenige, aber fast alle mit Helm und Panzer schwer gerüstet. Wegen der Kosten konnten nur die Reichen zu Pferde dienen; der Reiterdienst gab deshalb eine Art von Ansehen und Adel. Sie waren die besten und geübtesten Krieger. Körperliche Kraft und Gewandtheit ging damals über Alles, geistige Bildung galt nur wenig. Mancher Adelige konnte nicht einmal seinen Namen schreiben; dagegen lernte er von Jugend auf ein wildes Roß tummeln und Lanze und Schwert mit Gewandtheit führen. Von ihrem Reiterdienste bekamen die Vornehmen den Namen R i t t e r. Mit der Zeit bildeten sie einen besonderen Stand, dessen Blüthe in die Zeit der Kreuzzüge fällt. Religion, Ehre, Tapferkeit und Hochachtung gegen die Frauen waren die vier Haupttugenden der Mitglieder. Die Aufnahme in diesen Stand erforderte eine vieljährige Vorbereitung und war mit großen kirchlichen Feierlichkeiten verbunden. Schon im siebenten Jahre ward der Knabe von adeliger Herkunft

in das Schloß eines anderen Ritters gebracht. Hier wartete er als Bube oder Page bei der Tafel auf, hielt seinem Herrn beim Aufsteigen den Bügel und übte sich im Fechten, Schießen und Reiten, um seinen kleinen Körper gewandt und stark zu machen. Im vierzehnten Jahre ward er durch die Umgürtung eines Schwertes wehrhaft. Nun hieß er Knappe (Knabe oder Junker). Von nun an begleitete er seinen Herrn zu jeder Stunde und zu jedem Ge-Geschäfte, zu der Lust der Jagd, der Feste und Waffenspiele, so wie in den Ernst der Schlachten. Treue Anhänglichkeit an seinem Herrn war die erste Pflicht. Hatte der Knappe unter diesen ritterlichen Uebungen das einundzwanzigste Jahr erreicht, so konnte er zum Ritter geschlagen werden. Zu dieser wichtigen Handlung mußte er sich durch Fasten und Beten und durch den Empfang der hl. Sakramente vorbereiten. Man führte ihn zum Altare und ließ ihn schwören: die Wahrheit zu reden, das Recht zu behaupten, die Religion und ihre Diener, sowie alle Wittwen und Waisen zu beschirmen, keinen Schimpf gegen Edelfrauen zu dulden und alle Ungläubigen zu verfolgen. Nachdem er dann aus der Hand eines Ritters oder einer Edelfrau Sporen, Handschuh und Panzer erhalten hatte, kniete er vor einem Ritter nieder, der ihn dreimal mit flacher Klinge sanft auf Hals und Schulter schlug. Das war der Ritterschlag. Nun schmückte man den jungen Ritter auch mit Helm, Schild und Lanze und führte ihm ein Streitroß vor, auf welches er sich sogleich schwang und dasselbe durch die frohlockende Menge der Zuschauer tummelte. Glänzende Feste beschlossen die Feier des Tages. Von nun an durfte er die geringste Beleidigung nicht ungerächt lassen. Der Zweikampf galt als die ehrenvollste und ritterlichste Entscheidung. Warf einer dem anderen seinen Handschuh vor die Füße, so war das ein Zeichen der Herausforderung, so wie das Aufnehmen desselben ein Zeichen des angenommenen Zweikampfes.

Wenn nun ein Ritter im vollen Harnische einherritt, so daß das vorgeschobene Visir selbst das Gesicht verdeckte, so war es ganz unmöglich, ihn zu kennen. Es war deshalb ein äußeres Abzeichen nöthig, um sich den Seinigen im Kampfe kennbar zu machen. Hiezu wählte man das Bild eines Löwen, Hirsches, Bären

oder auch eines Kreuzes ꝛc. Das ist der Ursprung der Wappen (Waffen), die vom Vater auf den Sohn erblich übergingen. Damit man aber die verschiedenen Seitenlinien, die dasselbe Wappen im Schilde führten, von einander unterscheiden könne, so brachte man noch wohl besondere Verzierungen am Helme an, die man Kleinode nannte. Jetzt brauchte man nur den Schild und das Helmkleinod zu sehen, und man kannte sogleich den Ritter. Früher nannte man jeden Ritter nach seinem Vornamen: Rudolf, Gottfried ꝛc.; seitdem aber die kleinen Lehen erblich geworden waren, wurde gewöhnlich noch der Name ihrer Besitzung oder Burg beigefügt, wie Rudolf von Habsburg, Gottfried von Bouillon u. s. w.

Die Turniere. — Unterstützt und befestigt wurde das Ritterthum durch die Turniere*) oder Waffenspiele, die mit aller Pracht gefeiert wurden. Durch sie wurde der alte Heldengeist der Deutschen neu belebt. Sie gaben den Rittern eine erwünschte Gelegenheit, Proben ihrer Tapferkeit und Gewandtheit abzulegen und so Beifall und Ruhm von einer schaulustigen Menge öffentlich einzuernten. Kein Ritter wurde zu diesen Waffenspielen zugelassen, der sich nicht durch Gottesfurcht, durch Gehorsam gegen den Kaiser und durch ein musterhaftes Betragen auszeichnete und nicht wenigstens vier Ahnen aufweisen konnte. Die alten Geschichtschreiber erzählen recht ergötzlich von der großen Pracht bei diesen Aufzügen, von dem heftig schönen Schmucke der Frauen, von den herrlichen Schaubühnen und Zelten.

Manche Ritter aber vergaßen der Würde ihres Standes so sehr, daß sie fast nur von Streit und Fehde, von Raub und Plünderung lebten. Aus ihren auf steilen Felshöhen erbauten Raubburgen überfielen sie mit ihren Reisigen den Bauer und Städter, warfen Knechte nieder und führten den Raub frohlockend mit sich fort auf ihre Burgen und forderten von den vorüberfahrenden Schiffen willkürliche Zölle. Noch sieht man, als Ueberreste jener Zeit, an den Ufern des Rheines, der Donau ꝛc. viele Schlösser und Burgen, die jetzt friedlich über den Strom hinschauen. Nicht

*) Von dem alten Worte „Turnen", d. i. ringen oder kämpfen.

selten auch wurden in den häufigen Fehden der Ritter unter einander die blühenden Saatfelder, des friedlichen Landmannes ganzer Wohlstand, von den Hufen der wilden Streitrosse zertreten. Gegen solchen Uebermuth und solche Räubereien vermochten die damaligen schwachen Kaiser keinen Schutz zu gewähren. Auf ihren festen Felsenburgen trotzten jene allen kaiserlichen Befehlen. Sie betrachteten ihr ehrloses Handwerk als ein Recht des Stärkeren. Das war die traurige Zeit der rohen Gewalt, die man das Faustrecht nannte, weil eine tüchtige Faust statt des Rechtes galt. Erst die Erfindung der Pulvers und das dadurch völlig umgestaltete Kriegswesen machte dem Ritterthume ein Ende.

Die Ritterorden. — Die höchste Blüthe des Ritterthums zeigte sich in den geistlichen Orden, welche unmittelbar aus den Kreuzzügen hervorgingen und als die eigentlichen Stützen betrachtet werden müssen, durch welche die Macht der Christen im Morgenlande erhalten wurde. Zur Aufnahme der Pilger, die oft krank und hülflos zu Jerusalem ankamen, ließen im Jahre 1048 mehrere Kaufleute aus Amalfi (in Unteritalien) in der Nähe des hl. Grabes ein Kloster mit einem Hospital bauen, in welchem kranke und hülflose Pilger unentgeltlich gepflegt wurden. Als Schutzpatron dieser frommen Stiftung wurde der hl. Johannes der Täufer gewählt; darum hießen auch die Ordensbrüder Johanniter. Im Jahre 1118 wurde dieser Mönchsorden mit Beibehaltung der Mönchsregel zu einem Ritterorden umgebildet, der durch vielseitige Unterstützung außerordentlich sich hob. Die Mitglieder desselben unterzogen sich nicht bloß den Gelübden des Gehorsams, der Ehelosigkeit und der Armuth, sondern verpflichteten sich auch zur Vertheidigung der Kirche gegen die Ungläubigen. Nach dem Verluste von Palästina wanderten die Johanniter nach Cypern, Rhodus und endlich (1530) nach Malta, wovon sie den Namen Malteserritter erhielten. Jetzt besteht dieser Orden nur noch dem Namen und den äußeren Zeichen nach.

In demselben Jahre 1118 legten acht französische Ritter den Grund zu einem neuen Orden, zur Beschützung der Pilger auf den unsicheren Straßen von Palästina. Die Mitglieder desselben

mußten sich bei ihren kriegerischen Beschäftigungen auch zu den gewöhnlichen Klostergelübden verpflichten. Balduin, König von Jerusalem, räumte ihnen eine Wohnung an der Ostseite der Stätte des salomonischen Tempels ein, wovon sie den Namen Tempelherren erhielten. Ungewöhnlich schnell stieg das Ansehen dieses Ordens und gewann durch reiche Mitglieder und fromme Vermächtnisse ansehnliche Besitzthümer. Dieser Orden wurde durch die Eigennützigkeit des Königes Philipp IV. von Frankreich, vom Jahre 1307 ab, auf das grausamste verfolgt und endlich im Jahre 1312 vom Papste Clemens V. aufgehoben.

Zu diesen beiden Ritterorden kam im Jahre 1190 noch ein dritter, der deutsche Ritterorden. Schon im Jahre 1128 war ein deutsches Hosspital in Jerusalem zu Ehren der Jungfrau Maria für die Pflege deutscher Pilger errichtet worden. Aus den Theilnehmern an dieser frommen Stiftung hatte sich bereits eine Art von Ordensverbindung gebildet. Nach dem Verluste Jerusalems an Saladin (1187) verließ dieser Brüderverein die hl. Stadt und begab sich in das Lager der Kreuzfahrer vor Accon. Mitleidige Kaufleute aus Lübeck und Bremen schlugen hier aus Schiffssegeln ein Zelt für deutsche Kranke auf, deren Pflege die Marianische Bruderschaft übernahm. Dieser schöne Eifer bestimmte den Hohenstaufen Herzog Friedrich von Schwaben, jenen Verein zu einem Ritterorden zu erheben, der die Hauptzwecke der beiden anderen Orden vereinigte (1190). Die Ordensbrüder mußten Deutsche sein. Sie trugen einen weißen Mantel mit einem schwarzen Kreuze. Nach dem Verluste von Palästina erwarb er sich ein besonderes Verdienst durch die Bekehrung der heidnischen Preußen an der Ostsee, wurde später, 1526, nach Mergentheim an der Tauber im Würtembergischen verlegt und im Jahre 1809 durch den Wiener Frieden gänzlich aufgehoben.

Der Bürgerstand. — Wegen der großen Unsicherheit waren im Mittelalter alle Städte mit Mauern und Wällen befestigt. Sie glichen demnach den Burgen, und ihre Einwohner wurden deshalb auch Bürger genannt. Ihre Zahl wurde durch immer neue Ankömmlinge vermehrt. Es lockte nicht nur die Sicherheit, welche die befestigten Plätze gewährten, sondern auch die mannig-

faltigsten Nahrungszweige, welche sich darboten, und die vielen geselligen Vergnügen und Feste. Wegen der großen Vermehrung der Volksmenge mußten die einzelnen Gewerbe in immer mehrere Hände kommen und dadurch vervollkommnet werden. Nach der Sitte der damaligen Zeit traten auch die verschiedenen Klassen der Gewerbetreibenden, jede für sich unter bestimmten Gesetzen und Vorrechten, in engere Verbindungen, die man Zünfte, Gilden und Innungen nannte. Keiner wurde als Meister aufgenommen, der nicht vorher Proben seiner Geschicklichkeit abgelegt hatte. Auf solche Art wurden die Stümper entfernt, und die Städte mit tüchtigen Arbeitern versehen. Unter den verschiedenen Zünften selbst entstand bald ein reger Wetteifer, indem die eine vor der anderen den Vorrang zu erhalten strebte.

Wie die Adeligen ihren Namen führten von ihren Schlössern, so erhielten die Bürgerlichen ihren Namen entweder von ihren Gewerben, z. B. Müller, Bäcker, Gärtner, Weber, Schuster, Schmidt; oder von gewissen Eigenthümlichkeiten, z. B. Breitkopf, Groß, Klein, Kraus, Schwarz, Lang, Kurz, Klug. Diese und ähnliche Namen bezogen sich zwar anfangs nur auf die, welche sie bekommen hatten, wurden aber nachher Familiennamen.

Flor der Städte. — Vorzüglich wurden die Städte durch die Kreuzzüge gehoben. Durch die vielen Züge nach dem reichen Morgenlande und durch den mannigfaltigen Verkehr der Völker unter einander stiegen Handel und Gewerbe zu einer schnellen Blüthe, und die Städte wurden reich und mächtig. Je wohlhabender aber die Städte wurden, desto größere Freiheiten und Vorrechte suchten sie auch sich anzueignen. Die Schwäche der damaligen Kaiser begünstigte diesen Freiheitssinn der Bürger. Die lombardischen Städte gingen allen übrigen mit ihrem Beispiele voran. Sie machten sich los vom Kaiser und Reich und bildeten eben so viele Freistaaten. In Deutschland erkauften sich viele Städte Freiheit und Unabhängigkeit von ihren Fürsten, die oft in großer Geldverlegenheit sich befanden. Solche Städte erkannten alsdann nur den Kaiser als ihren Oberlehnsherrn an und hießen freie Reichstädte. Der Kaiser begünstigte in der Regel die Städte, um an ihnen eine desto festere Stütze gegen den mächtigen

und übermüthigen Adel zu haben. Zur Vertheidigung der erlangten Freiheit und Vorrechte war die ganze Bürgerschaft verpflichtet. Sobald eine Gefahr drohete, versammelte sich jede Zunft bewaffnet an ihrem Platze und unter ihrem Banner. Vereint zogen sie dann herzhaft zum Kampfe aus; denn wenn es die Freiheit und Ehre der eigenen Vaterstadt galt, war jeder Bürger reich an Muth und Blut.

Die Hansa. — Das Haupthinderniß des freien Verkehres der Städte untereinander war aber noch immer die Unsicherheit aller Flüsse und Wege. Darum vereinigten sich im Jahre 1241 die beiden reichen Städte Lübeck und Hamburg und unterhielten auf gemeinschaftliche Kosten eine bewaffnete Mannschaft, welche die Wagen und Schiffe begleitete und schützte. Bald traten mehrere Städte dem Vereine bei; und dieser wurde am Ende so groß, daß er es mit mächtigen Königen zu Wasser und zu Lande aufnehmen konnte. Im vierzehnten Jahrhundert nahm dieser Städtebund den Namen Hansa an, von dem altdeutschen Worte Hans, welches Geselle heißt, so daß also Hansa Gesellschaft oder Bund bedeutet. Im fünfzehnten Jahrhundert, als schon kräftiger für öffentliche Sicherheit und Ordnung gesorgt wurde, trat eine Stadt nach der anderen aus dem Bunde; endlich blieben nur noch die Städte Hamburg, Lübeck und Bremen, die bis in die neueste Zeit hinauf den Namen Hansestädte führten.

Andere Städtevereine. — Bald nach der Errichtung der deutschen Hansa entstanden noch mehrere ähnliche Städtevereine, z. B. der rheinische Bund, der schwäbische Städtebund. Ueber die Größe und Bedeutung der Städte in damaliger Zeit haben wir noch wichtige Urkunden. Im vierzehnten Jahrhundert stellte Aachen 19,826 waffenfähige Männer, Straßburg 20,000, und der Rath zu Lübeck bewaffnete bei einem Aufstande der Bürgerschaft allein 5000 Kaufleute. Die Stadt Nürnberg war so schön und reich, daß dort ein mittelmäßiger Bürger besser wohnte, als in Schottland der König; das gewerbthätige Augsburg so blühend, daß sie für die reichste Stadt der Welt galt; die Stadt Danzig so mächtig, daß ihr Bürgermeister dem Könige von Dänemark den Krieg erklärte.

Mit dem erhöheten Wohlstande der Städte schwand aber auch die alte Nüchternheit und Einfachheit, und an ihre Stelle trat prunkender Aufwand, besonders bei öffentlichen Festen und Gelagen. Wir haben noch eine Menge Verordnungen von einzelnen Ländern und Städten, die auf das Genaueste bestimmen, wer Gold und Perlen, Silber, Sammet und Seide tragen dürfe oder nicht, wie lang die Schuhschnäbel und Röcke sein dürfen; wie viel monatlich ein Adeliger, wie viel ein Bürgerlicher verspielen, wie viel Schüssel bei Hochzeiten oder Kindtaufen dieser oder jener Stand aufsetzen dürfe ꝛc.

Der Bauernstand. — Der gedrückteste von allen war der Stand der Bauern. Sie waren Leibeigene ihrer Gutsherren und mußten für diese das Feld bauen. Das Joch, unter welchem sie seufzeten, wurde ihnen noch fühlbarer bei dem Anblicke der Freiheit der Städte in der Nähe. Viele entliefen deshalb ihren Gutsherren und siedelten sich, unter dem Schutze der Stadt, außerhalb der Ringmauern und Pfähle derselben an. Man nannte sie deshalb Pfahlbürger oder Ausbürger. Mancher Gutsherr schenkte seinen Leibeigenen unter der Bedingung gewisser Dienste und nicht zu hoher jährlicher Abgaben die Freiheit, aus Furcht, sie möchten ihm sonst entlaufen. Mancher andere wurde nun durch die Erfahrung belehrt, daß der Arm eines freien Mannes mehr vermöge, als die Hände vieler Sklaven, und setzte seine Leibeigenen in Freiheit; viele thaten dieses auch aus frommem Antriebe auf dem Sterbebette. So wirkten mehrere Ursachen zusammen, diesen achtbaren Stand, die Hauptstütze des Staates, in Freiheit zu setzen. Doch den wohlthätigsten Einfluß hierauf hatten die Kreuzzüge; denn nach der Bestimmung des Papstes wurde jeder Knecht, der das Kreuz nahm, ein Freier.

Die Geistlichkeit. — Das Christenthum mit seinen Segnungen hatte bereits bei den meisten Völkern Europas Eingang gefunden. Die hohe Achtung und Verehrung, die man für die Religion hatte, ging auch auf ihre Lehrer und Prediger, die Geistlichen, über. Ihr Ansehen war um so größer, da sie fast im alleinigen Besitze gelehrter Kenntnisse waren. Zu dieser höheren Bildung gab ihr Stand selbst Antrieb und Gelegenheit. Wegen ihres

hohen Ansehens beim Volke und wegen ihrer Einsicht bekamen sie allmälig großen Einfluß auf die Regierung der Staaten. Die Fürsten bewarben sich vorzüglich um ihre Freundschaft, um mit ihrer Hülfe die widerspenstigen Völker besser im Zaume halten zu können; sie gaben ihnen große Vorrechte und weitläufige Besitzungen, so daß die Bischöfe in mehreren Staaten, besonders aber in Deutschland, auch Landesherren wurden. Mancher Kaiser und König hat, wie wir früher gesehen haben, seine Widersetzlichkeit gegen das geistliche Oberhaupt mit dem Throne büßen müssen. Der Kraft und Festigkeit des Papstes Gregor VII. gelang es endlich, die Geistlichkeit von dem Einflusse der weltlichen Macht unabhängig zu machen; durch ihn ward sogar das geistliche Oberhaupt zum Richter der Könige und Völker erhoben. Hieraus entspann sich ein langwieriger unseliger Streit, der nicht eher sein ersehntes Ende nahm, als bis jeder Theil in die Grenzen seiner ihm gebührenden Macht zurückkehrte.

Die Klöster. — Auch die Klöster, von deren Ursprung wir Seite 115 sprachen, hatten sich sehr ausgebildet und erweitert. Im Jahre 529 bauete der fromme und einsichtsvolle Abt, Benedict von Nursia, ein Kloster auf der Höhe von Monte Cassino im Königreiche Neapel; und die Lebensregel, die er zunächst für sein Kloster entwarf, wurde wegen ihrer inneren Vortrefflichkeit fast von allen Klöstern des Abendlandes als Richtschnur angenommen. Als aber im Verlaufe der Zeit die alte Zucht und Ordnung mehr und mehr verfiel, erhoben sich endlich im elften und zwölften Jahrhundert mehrere würdige Männer, unter ihnen der Abt Bernhard von Clairvaux, zur Wiedererneuerung der klösterlichen Zucht. Ein Muster der Strenge und Entsagung war der Carthäuserorden, welcher von Bruno aus Köln 1086 nicht weit von Grenoble (im südlichen Frankreich) in dem von Felsen wild umschlossenen Thale Chartreuse (woher der Name Chartause) gestiftet wurde. Selbst das Sprechen war diesem Orden untersagt. In ihrer stillen Würde schienen die frommen Männer wie Wesen aus einer anderen Welt durch das Leben zu gehen.

Wichtiger und ausgebreiteter war der Orden der Franciscaner und Dominicaner. Der erste wurde zu Anfang des

dreizehnten Jahrhunderts von dem hl. Franciscus, dem Sohne eines reichen Kaufmannes zu Assisi in Umbrien, gegründet. Die Mitglieder desselben verbanden sich, wie alle Mönchsgesellschaften, zu den drei Gelübden: der Armuth, der Ehelosigkeit und des Gehorsams gegen die Oberen. Sie nannten sich aus Bescheidenheit geringere Brüder, fratres minores, weshalb sie auch den Namen Minoriten führten. Dieser Orden verbreitete sich schnell über alle Länder. Der Dominicaner- oder Predigerorden wurde um dieselbe Zeit von einem edelen Spanier, Dominicus Guzman, gestiftet. Die Irrlehren der Albingenser (diese wohnten im südlichen Frankreich in dem Gebirge der Sevennen, besonders um die Stadt Alby herum und führten hiervon auch ihre Namen) waren für den hl. Dominicus die nächste Veranlassung zur Stiftung dieses Ordens, welcher durch Predigten die irrenden Brüder belehren und in den Schoß der Kirche zurückführen sollte.

Der Minnegesang. — Wenn der Mensch nicht mehr mühsam für die nöthigen Bedürfnisse des Tages zu sorgen braucht, so erwacht auch allmälig sein natürliches Gefühl für das Schöne, für die erheiternden Künste des Lebens. Unter diesen stand im Mittelalter die Dichtkunst oben an und wurde vorzüglich vom Adel betrieben. Die wunderbaren Abenteuer und Heldenthaten der Ritter während der Kreuzzüge insbesondere boten hiezu reichhaltigen Stoff dar. Im südlichen Frankreich und Spanien trieb die Dichtkunst ihre ersten Blüthen. Man nannte den Dichter Troubadour, d. i. Erfinder, von dem französischen Worte trouver, erfinden. Auf den Burgen der Ritter, bei fröhlichen Festen und Mahlen, erschien der Sänger mit lieblich klingender Harfe in der Hand. Ritter und Damen begrüßten mit stiller Freude den lieben Gast und hörten seinen gefühlvollen Gesängen zum Klange der Harfe zu. Von Frankreich aus verbreitete sich diese ritterliche Dichtkunst auch nach Deutschland. Hier nannte man die Dichter Minnesänger, weil der Hauptgegenstand ihres Gesanges die Minne oder Liebe war. Sie war die Verehrung, welche der Milde und Anmuth, der Unschuld und Tugend der Frauen als Pflegerinnen häuslichen Glückes und häuslicher Sitte

in zarten Liedern dargebracht wurde. Im Mittelpunkte dieser Verehrung aber stand die Königin des Himmels, die Jungfrau Maria. Besonders in Schwaben, an den Höfen der kunstliebenden Hohenstaufen, blühete diese Dichtkunst. Die Sänger wurden deshalb auch schwäbische Dichter genannt. Selbst Kaiser und Könige ergötzten sich, wenn sie von den ernsten Geschäften der Regierung ruheten, an dieser schönen Kunst. Wir besitzen aus jener Zeit außer vielen anderen Werken noch ein vortreffliches Heldengedicht, das Nibelungenlied, dessen Alter und Verfasser aber nicht mit Bestimmtheit angegeben werden können.

Der Meistergesang. — Schon im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts verbreiteten sich Dichtkunst und Gesang von den Burgen der Ritter auch in die Städte. Die Bürger fanden Vergnügen daran, in Erholungsstunden die schönen Lieder und Erzählungen der Minnesänger zu lesen. Manche ahmten ihnen nach und fingen in Nebenstunden an zu dichten. Bald bildeten sie gleich anderen Handwerkern eine besondere Zunft, und weil sie Meister ihres Handwerkes waren, so wurden sie Meistersänger genannt. Sie hielten regelmäßige Zusammenkünfte in ihrer Herberge oder Zeche. Vorzugsweise aber war die Kunst dieser Meister heiligen Zwecken gewidmet. Darum wurden ihren Gesängen biblische Texte untergelegt, und die öffentlichen Singschulen oder Wettstreite an Sonn- und Festtagen in der Kirche nach dem nachmittägigen Gottesdienste gehalten. Das waren damals die Erholungen und Freuden des biederen Handwerkerstandes. Einer der merkwürdigsten jener Meistersänger war Hans Sachs, ein ehrsamer Schuster zu Nürnberg (1491—1576), von dessen geistlichen und weltlichen Gedichten noch eine große Anzahl vorhanden ist.

Die Baukunst. — Der belebende Mittelpunkt, um welchen die ganze reiche Kunstthätigkeit des Mittelalters sich bewegte, waren Kirchen und Klöster. Vor Allem galt es dem christlichen Geiste jener Zeit als eine hohe Aufgabe, dem Herrn des Himmels und der Erde, der in unserer Mitte wohnt, ein würdiges Haus zu bauen und darin die Einheit der Christengemeinde in ihrem freien Emporstreben zu Gott sinnbildlich darzustellen. Im Dienste der

Kirche und für den Dienst derselben entfalteten alle schönen Künste ihre Blüthen, spendete die christliche Liebe von Millionen freudig ihre Gaben. So entstanden jene herrlichen Dome des Mittelalters, welche die Bewunderung aller späteren Geschlechter wecken. — Man unterscheidet in der christlichen Baukunst drei Hauptstilarten: den byzantinischen Stil, den romanischen oder Rundbogenstil und den gothischen oder Spitzbogenstil. Der letzte stand in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts in seiner schönsten Blüthe. Diese neue Baukunst nennt man gewöhnlich die gothische; richtiger aber hätte man sie die deutsche nennen sollen. Denn ihre edelste und erhabenste Gestalt ist von deutschen Meistern ausgegangen, welche damals in ganzen Gesellschaften umherzogen und auch in anderen Ländern Gebäude dieser Art aufführten. Der deutsche Eichen- und Buchenwald mit seinen schlank emporstrebenden, unten und oben in einem unendlichen Reichthume ausgebreiteten Zweigen und Stämmen war vielleicht Vorbild und Muster zu diesen Gebäuden. Unter den bewunderungswürdigen Werken dieser Baukunst nimmt der Dom zu Köln die erste Stelle ein. Er ward angelegt im Jahre 1248 unter dem Erzbischofe Konrad von Hochstetten. Er ist noch unvollendet, keiner seiner Thürme ausgebauet, und doch ragt er über alle Gebäude der Welt hervor und übertrifft alle an innerer Vortrefflichkeit der Kunst. Ihm zunächst an Rang steht das große Münster zu Straßburg, begonnen schon 1015 unter dem Bischofe Werner, sein berühmter Thurm erst 1276 durch den großen Meister Erwin von Steinbach (in Baden) in seinem Grundrisse angelegt und endlich im Jahre 1439 durch Johann Hültz von Köln vollendet. Der andere Thurm ist nicht ausgeführt. — Neben diesen tritt hervor die herrliche Stephanskirche in Wien, ferner die Dome in Freiburg, Ulm, Würzburg, Marburg, Xanten. Diese und ähnliche Gebäude mit ihren künstlich durchbrochenen hohen Thürmen, mit ihren reichverzierten Portalen, Kreuzen und Statuen stehen noch jetzt da als sprechende Beweise von dem ernsten und frommen Sinne unserer Vorfahren, die keine Mühe, keine Kosten sparten, wenn es galt, der Religion großartige Tempel zu bauen. Solche Gebäude waren der Stolz der Bürger; in Aufführung derselben wetteiferte eine Stadt mit der anderen.

Die eigentlichen Wissenschaften dagegen wurden im Mittelalter wenig gepflegt. Jene einzig auf Thaten gerichteten Menschen taugten nicht für eine stille, sitzende Lebensweise, wie sie die Wissenschaften erfordern. Die Unwissenheit ging so weit, daß die wenigsten schreiben konnten. Wer dieses aber gelernt hatte, galt für einen Gelehrten; und wer sich überdies einige Kenntnisse, besonders in der Mathematik und Naturkunde, erworben hatte, der lief Gefahr, als Hexenmeister oder Zauberer verbrannt zu werden. Der damals allgemein verbreitete Aberglaube, mit welchem wegen des niederen Bildungsgrades Vornehme und Geringe gleich erfüllt waren, führte sogar zu förmlichen Hexenprozessen, durch welche Viele auf dem Scheiterhaufen das Leben verloren.

Fast nur die Geistlichen waren im Besitze einiger gelehrten Kenntnisse. Besonders sind die Klöster als Rettungsanstalten der Wissenschaften zu betrachten. Die Mönche beschäftigten sich viel mit Bücherabschreiben und retteten so manches klassische Werk des Alterthums vom Untergange. Auch waren sie Lehrer der Jugend. Allein die Einrichtung der Klosterschulen war noch zu unvollkommen, als daß sie wahre Liebe und ächten Eifer für die Wissenschaften hätten erwecken können. Erst durch ausgewanderte Griechen wurde die Liebe zum klassischen Alterthume angefacht, zunächst in Italien und von hieraus auch in den benachbarten Staaten. Die Erfindung der Buchdruckerkunst insbesondere gab der Bildung eine größere und umfassendere Ausdehnung. Hievon werden wir zu seiner Zeit reden.

Das Gerichtswesen. — Anfänglich war das Gerichtswesen bei den germanischen Völkern sehr einfach, wie wir dieses früher gesehen haben. Als aber mit der Zeit alle Verhältnisse sich weiter ausbildeten, als Nahrungszweige und Lebensarten sich vervielfältigten; so mußten auch solche streitige Fälle vor die richterliche Entscheidung kommen, auf welche die alten Gesetze keine Anwendung mehr finden konnten. Die Richter verfuhren in solchen Fällen nach ihrer besten Einsicht und richteten sich in der Folge unter einander nach den abgefaßten Erkenntnissen. Mit der Zeit wurden solche Gewohnheitsrechte aufgeschrieben. So entstand in Deutschland ungefähr um das Jahr 1226 der Sachsenspiegel,

und etwa fünfzig Jahre später der Schwabenspiegel. Beide enthielten Sammlungen von Rechtsgewohnheiten, jener für Norddeutschland, dieser für Süddeutschland. — Im gerichtlichen Verfahren wurden die früher üblichen Ordale oder Gottesurtheile, von welchen Seite 134 die Rede war, immer seltener. Dagegen kam die Folter in Gebrauch. Durch furchtbare Marterwerkzeuge suchte man das Geständniß von dem Angeschuldigten zu erzwingen.

Die Fehmgerichte. — Aus den alten Gaugerichten gingen die berühmten Fehmgerichte hervor, deren vorzügliche Wirksamkeit in das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert fällt. Man nennt sie auch heimliche, Frei- und Stuhlgerichte und, weil ihr Sitz Westfalen war, westfälische Gerichte. Der Vorsitzer hieß Freigraf, die Beisitzer Freischöppen, der Ort der Sitzung Freistuhl. Der Hauptstuhl war zu Dortmund. Der Erzbischof von Köln war als Herzog von Westfalen des Kaisers Stellvertreter und oberster Stuhlherr. Nur die Theilnehmer dieses Gerichtes, die Schöppen, kannten die Einrichtung und das Verfahren desselben und hießen Wissende. Sie waren durch einen feierlichen Eid zur Geheimhaltung verpflichtet; sie selbst aber erkannten sich an geheimen Zeichen und Losungen. Die Verbrechen, über welche die Fehmgerichte richteten, waren vorzüglich Ketzerei, Zauberei, Diebstahl und Mord. Die Vorladung geschah durch einen Brief mit sieben Siegeln — des Freigrafen und sechs Schöppen. Dieser Brief wurde von den Frohnboten an das Haus des Verklagten oder an das nächste Heiligenbild angeschlagen. Konnte der Angeklagte sich nicht vertheidigen, oder erschien er nach mehrmaliger Vorladung nicht, so wurde er für verfehmt erklärt, d. h. den Wissenden oder Freischöppen preisgegeben. Wer von diesen ihn fand, knüpfte ihn an den nächsten Baum auf, oder stieß ihn mit einem Messer nieder, ließ aber das Messer mit dem Zeichen der Fehme neben dem Gemordeten liegen, als Beweis, daß er als Opfer der h. Fehme gefallen sei. Der eine Schöppe war dem andern Hülfe zu leisten verpflichtet. Nicht leicht konnte der Verbrecher seiner Strafe entrinnen; denn wohin er sich auch wenden mochte, überall war er von heimlichen Richtern umgeben, und früher oder später wartete seiner ein sicherer Tod.

Diese Gerichte aber führten mit der Zeit zu großen Mißbräuchen; denn der Willkür der Richter war zu große Gewalt eingeräumt. Daher erhoben sich auch von allen Seiten Klagen, sogar förmliche Verbindungen gegen dieselben. Erst die Einführung einer besseren Rechtspflege im sechzehnten Jahrhundert und die festere Begründung der Landeshoheit der Fürsten beschränkten den furchtbaren Wirkungskreis dieser Gerichte und ließen sie endlich, als nicht mehr angemessen der vorangeschrittenen Bildung der Zeit, völlig untergehen. Besonders gewann die deutsche Rechtspflege durch die Einführung des römischen Rechtes. Dieses wurde auf der Hochschule zu Bologna im Kirchenstaate gelehrt, und Tausende von Jünglingen aus allen Ländern strömten dahin, um sich mit dem neuen Rechte bekannt zu machen.

Fünfundzwanzigster Abschnitt.

Deutschland unter Kaisern aus verschiedenen Häusern. — **Rudolf von Habsburg.** — **Adolf von Nassau.** — **Albrecht von Oesterreich**; Entstehung der Schweizer Eidgenossenschaft. — **Ludwig von Bayern und Friedrich von Oesterreich.**

Rudolf von Habsburg (1273—1291). — Am Ufer der Aar, im Schweizer Kanton Aargau, erheben sich auf einem den Stürmen freistehenden Hügel die Ruinen des Schlosses Habichtsburg oder Habsburg, die weit über die Gegend hinschauen. Dieses Schloß war der Stammsitz des berühmten Grafen Rudolf, der in der Schweiz und im Elsaß ansehnlich begütert war. Durch Biedersinn und Frömmigkeit, Klugheit und Tapferkeit galt er in der ganzen Gegend als ein Hort und Schirm der Schwachen und Unterdrückten. Besonders ehrte er die Religion und ihre Diener. Einst begegnete ihm auf der Jagd ein Priester, der mit der letzten Wegzehrung zum Kranken eilte. Wegen des angeschwollenen Waldwassers war der Weg schlüpfrig und unsicher geworden. Da sprang Rudolf vom Rosse, ließ den Priester aufsteigen und führte selbst demuthsvoll das Thier am Zügel bis vor das Haus des Kranken. Hier wartete er, bis die heilige Handlung vollzogen

war, und begleitete dann den Priester zurück. Sein Pferd aber widmete er von nun an dem Dienste der Kirche; denn er hielt sich für unwürdig, je wieder das Thier zu besteigen, das seinen Schöpfer getragen hatte. Dem Erzbischofe Werner von Mainz, der damals nach Rom reisen mußte, gab er persönlich sicheres Geleite durch die Alpen. Bei dieser Gelegenheit hatte der Erzbischof die ausgezeichneten Eigenschaften des Grafen kennen gelernt, empfahl ihn später bei der Kaiserwahl, und Rudolf wurde gewählt. Rudolf, der gerade die empörte Stadt Basel belagerte, empfing die Nachricht mit Verwunderung, schloß sogleich Frieden und ward in Aachen feierlich gekrönt. Als er nach der Krönung die Reichsfürsten von Neuem belehnen wollte, fehlte das Reichsscepter. Da nahm er das dort befindliche Crucifix, küßte es und sprach: „Dieses Zeichen, das der ganzen Welt Erlösung gebracht, kann auch wohl mir als Scepter dienen.“

Gleich das erste kräftige Auftreten Rudolf's lieferte für Deutschland den Beweis, daß die auf ihn geleitete Wahl eine glückliche war. Vorerst galt es, den widerspenstigen König von Böhmen, Ottokar II., zu demüthigen, der ihn nicht als Kaiser anerkennen wollte und auf mehrmalige Vorladung nicht erschien. Da wurde das Reichsheer gegen ihn aufgeboten. Es kam jedoch nicht zum Kampfe. Ottokar zog es vor, sich zu einem Vertrage zu bequemen und trat Oesterreich und alle südlichen Provinzen, die er während des Zwischenreiches an sein Haus gebracht, an den Kaiser ab. Kaum aber hatte Rudolf das Reichsheer entlassen, als Ottokar, gekränkt durch die Einbuße so schöner Länder, wieder zu den Waffen griff. Doch auch Rudolf hatte schnell ein Heer gesammelt, und im Marchfelde entbrannte am 26. August 1278 die Entscheidungsschlacht. Ottokar verlor Sieg und Leben. Mit Bewilligung der deutschen Fürsten verlieh der Kaiser nunmehr Oesterreich, Steyermark und Krain seinen eigenen Söhnen, und wurde dadurch der Gründer des glorreichen habsburgisch-österreichischen Hauses. Kärnthen erhielt sein treuer Bundesgenosse, der Graf Meinhard von Tirol; Böhmen und Mähren jedoch verblieben dem Sohne Ottokar's, Wenceslaus, der sich nachher mit einer Tochter Rudolf's vermählte.

Die noch übrigen Jahre seines Lebens wendete Rudolf vorzüglich dazu an, den Landfrieden herzustellen. Er erließ strenge Verordnungen gegen den Mißbrauch des Faustrechtes, zog auch selbst im Lande umher und zerstörte mehr als siebenzig Raubschlösser. Deutschland wurde durch eine so kräftige Regierung wieder ruhig und glücklich, und der edele Rudolf wurde schon von seinen Zeitgenossen „der Wiederhersteller des deutschen Reichs" genannt.

Nur Eins konnte Rudolf nicht durchsetzen, die Wahl seines noch übrigen Sohnes Albrecht zu seinem Nachfolger. Seine wachsende Hausmacht schien bei den Kurfürsten Besorgniß zu erregen. Rudolf starb auf der Rückreise von Frankfurt nach dem Elsaß zu Germersheim am Rhein (30. September 1291), von allen Guten wegen seiner Redlichkeit beweint, und wurde zu Speyer in der Gruft der Kaiser beigesetzt. — Nach ihm wurde gewählt der Graf

Adolf von Nassau (1291—1298). — Dieser war ein tapferer und unternehmungsvoller Ritter, allein für eine solche Würde hatte er weder Klugheit genug, noch Kraft und Ansehen. Er wollte die Macht seines Hauses vergrößern, gebrauchte aber hiezu solche Mittel, die Aller Herzen von ihm abwendeten. Um Geld zu erhalten, versprach er dem Könige von England Hülfe gegen Frankreich, und da der Krieg nicht zu Stande kam, so rüstete er mit dem bereits erhaltenen Gelde ein Heer und besetzte die erledigte Markgrafschaft Meißen. Da aber die Söhne des Landgrafen Albrecht des Bösartigen von Thüringen Ansprüche auf dieselbe erhoben, so sprach er über sie die Reichsacht aus und suchte ihnen auch Thüringen mit Gewalt zu entreißen. Er führte einen blutigen Krieg gegen sie, und seine Soldaten verwüsteten in einem wiederholten Einfalle das Thüringer Land. Dieser Gewaltstreich und insbesondere die Kränkung der deutschen Reichsehre, weil nämlich der vornehmste christliche Fürst ein Söldling Englands gewesen, erregte große Erbitterung. Er wurde deshalb als ein des Thrones Unwürdiger abgesetzt, und nun Albrecht, Rudolf's Sohn, zum Kaiser erwählt. Adolf zog gegen ihn, verlor aber im Treffen bei Göllheim (1298) Krone und Leben.

Albrecht I. (1298—1308). — Eifrig bemüht um die Wiederherstellung der königlichen Rechte in Deutschland, war er auch auf die Vergrößerung der Macht seines Hauses bedacht. Ueberall zeigte er sich als einen kräftigen und tüchtigen Fürsten, der jeden Aufstand in seinen Erbländern wie im deutschen Reiche niederschlug. Gegen das Ende seiner Regierung setzt man die Entstehung der Schweizer Eidgenossenschaft und bringt damit die Gründung der engeren Vereinigung der drei Reichsgemeinden Uri, Schwyz und Unterwalden, wie auch die sagenhafte Erzählung von dem Vogt Geßler und dessen Ermordung durch den Schützen Wilhelm Tell in Verbindung. Albrecht I. wurde ermordet von seinem eigenen Neffen, Johann von Schwaben, der daher den Namen Parricīda (Verwandtenmörder) erhielt.

Heinrich VII. (1308—1313). — Nun würde der Graf Heinrich von Luxemburg gewählt. Dieser hat nur fünf Jahre regiert und in dieser Zeit noch einen Zug nach Italien unternommen, wohin lange kein Kaiser gezogen war. Auf demselben starb er plötzlich, so daß er in der kurzen Zeit seiner Regierung für Deutschland selbst wenig thun konnte. Jedoch für sein Haus hat er glücklicher gesorgt. Er vermählte seinen Sohn Johann mit Elisabeth, der Enkelin Ottokar's, Königes von Böhmen, und gewann hiedurch die böhmische Krone. Wir werden später aus demselben Hause noch mehrere Kaiser auftreten sehen. — Nach seinem Tode entstand Parteiung bei der neuen Kaiserwahl. Einige wählten

Friedrich von Oesterreich, des ermordeten Kaisers Albrecht Sohn (1314—1330); — Andere den Herzog

Ludwig von Bayern (1314—1347). — Acht Jahre lang führten Beide blutige Kriege um die Krone. Die Schweizer hielten es natürlich mit Ludwig von Bayern. Da beschloß Leopold, des Kaisers Friedrich Bruder, die Ehre des Hauses Oesterreich an dem widerspenstigen Volke der Schweizer zu rächen, und drang mit seinen geharnischten Scharen in ihr Land ein. Aber in einem Engpasse des Berges Morgarten wurden sie im Jahre 1315 von den Schweizern plötzlich überfallen und geschlagen. — Unterdessen wurde der Krieg zwischen den beiden Gegenkaisern mit der größten Erbitterung fortgeführt. Endlich, im Jahre 1322,

kam es bei Mühldorf in Bayern zu einer entscheidenden Schlacht, in welcher zuletzt Friedrich ungeachtet der heldenmüthigsten Tapferkeit geschlagen und gefangen wurde. Nach drei Jahren entließ jedoch Ludwig seinen Gegner der Gefangenschaft, auf den Vertrag, daß er allen Ansprüchen auf die Kaiserkrone entsage. Da aber dessen Bruder, der Herzog Leopold, den Vertrag nicht anerkennen wollte und den Krieg fortsetzte; ging Friedrich, seinem Worte getreu, nach München und stellte sich freiwillig wieder als Gefangener vor Ludwig. Von solchem Edelmuthe und solcher Treue des Feindes ward Ludwig tief gerührt. Er drückte ihn an sein Herz und nannte ihn Bruder. Von diesem Augenblicke an schwand aller Argwohn. Er theilte Wohnung, Tafel und Bett mit ihm. Er vertrauete ihm sogar die Verwaltung Bayerns an und schloß, da die deutschen Fürsten sich einer förmlichen Theilung der Reichsregierung widersetzten, mit ihm einen Vertrag, nach welchem Ludwig Italien und die römische Krone erhalten, Friedrich aber als römischer König in Deutschland herrschen solle. Als jedoch 1326 in dem heldenmüthigen Leopold die vornehmste Stütze Friedrich's in's Grab sank, zog sich dieser lebensmüde auf das Bergschloß Guttenstein zurück, wo er an der Seite seiner erblindeten Gattin die letzten Jahre verlebte in der Erinnerung an die traurigen Erfahrungen seines Lebens. Er starb im Januar 1330. — Ludwig regierte nach ihm noch siebenzehn Jahre, aber seine Regierung war noch immer sehr unruhig. Sein größter Gegner war der Papst, der ihn in den Bann that und selbst Deutschland mit dem Interdicte belegte. In dem Lande, auf welchem das Interdict oder der große Bann lastete, hörte aller öffentlicher Gottesdienst auf. Die Altäre wurden entkleidet, alle Kreuze und Gnadenbilder verhüllt, keine Glocke rief mehr zum Gebete. In dieser Bedrängniß, welche die Ruhe Deutschlands zu erschüttern drohete, und in welcher die Versuche einer Versöhnung des Kaisers mit dem Papste erfolglos blieben, entschlossen sich die Kurfürsten im Jahre 1338 zu einem Bündnisse, welches zu Rhense am Rhein geschlossen wurde und unter dem Namen „der erste Kurverein" bekannt ist. In demselben wurde ein für allemal festgesetzt, daß derjenige, welcher bei der Königswahl die Mehrheit der Stimmen für sich habe, als rechtmäßiger König und Kaiser von Allen anerkannt wer-

den solle, ohne noch der päpstlichen Bestätigung zu bedürfen. Ludwig regierte noch neun Jahre, bis 1347. Er starb auf der Jagd, vom Schlage getroffen. Er ist der letzte Kaiser, der vom Papste in den Bann gethan wurde. Karl, der Sohn des böhmischen Königes, wurde zum Thronfolger erwählt.

Sechsundzwanzigster Abschnitt.

Kaiser Karl IV.; Einführung der goldenen Bulle. — Wenzel; unter seiner Regierung macht Herzog **Leopold von Oesterreich** einen abermaligen unglücklichen Versuch, zur Unterwerfung der Schweiz. — **Ruprecht von der Pfalz**. — Sigismund; unter ihm wird **Johann Huß** als Ketzer verbrannt. Religionskriege gegen dessen Anhänger, die Hussiten.

Karl IV. (1347—1378). — Dieser war mehr darauf bedacht, sein eigenes Erbland, das Königreich Böhmen, zu heben, als das deutsche Reich. Dieses hat ihm bloß die goldene Bulle, das erste Reichsgrundgesetz, zu verdanken. Durch diese wurde im Jahre 1356 das ausschließende Wahlrecht des deutschen Kaisers sieben Kurfürsten*), drei geistlichen und vier weltlichen, überlassen, oder vielmehr förmlich bestätigt. Diese sieben Kurfürsten aber waren: die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln, der König von Böhmen, der Markgraf von Brandenburg, der Herzog von Sachsen-Wittenberg und der Pfalzgraf am Rhein. Die Kurwürde selbst wurde mit dem Lande verbunden. Zu Frankfurt a. M. sollte die Wahl, zu Aachen aber die Krönung abgehalten werden. Diese und andere Verordnungen enthielt die goldene Bulle, welche ihren Namen hat von dem in Gold getriebenen Siegel, das, in einer Kapsel (bulla) eingeschlossen, an dieser Urkunde auf Pergament mit einer Schnur befestigt war.

Für sein Erbland Böhmen war Karl ein wahrer Landesvater. Zu Prag nahm er seine Residenz und schmückte sie mit den herrlichsten Gebäuden und Anlagen. Hier stiftete er auch, nach dem Muster der Pariser Universität oder Hochschule, im Jahre 1348 die erste deutsche Universität, welche schon bald nach ihrer

*) Von dem altdeutschen Worte „küren", d. i. wählen.

Stiftung siebentausend Studirende zählte. Er brachte Schlesien an sein Haus und gelangte auf Kosten des Reiches auch zum Besitz der Mark Brandenburg und der Niederlausitz. Allein für Deutschland, das durch ewige Zwietracht verwüstet wurde, that er im Ganzen nur wenig.

Wenzel (1378—1400). — Sein ältester Sohn und Nachfolger, Wenzel, zeigte sich anfangs thätig für den Frieden in der Kirche und im Reiche. Später aber kümmerte er sich wenig um die Angelegenheiten in Deutschland, wo sich die Städte gegenseitig in grausamer Weise bekriegten. In seinem Erblande Böhmen, aus dem er sich selten entfernte, ließ er sich oft Handlungen von großer Grausamkeit zu Schulden kommen. Unter der Regierung dieses Fürsten wogte deshalb auch das Faustrecht mit allen seinen Gräueln wieder auf.

Schlacht bei Sempach (1386). — Winkelried. — Um diese Zeit herrschte in Oesterreich Herzog Leopold, ein Neffe des Leopold, welcher 1315 auf dem Berge Morgarten von den Schweizern geschlagen worden war. Dieser beschloß jetzt, strenge Rache an den übermüthigen Hirten zu nehmen. Im Jahre 1386 trat er mit dem Kerne der österreichischen Ritterschaft den Rachezug an. Bei Sempach in Aargau stießen sie auf das Häuflein der Schweizer. Diese fielen im Angesichte des feindlichen Heeres nach frommer Sitte der Väter in die Knie und fleheten zu Gott, daß er ihren Arm stärke in der Stunde der Gefahr. Dann erhoben sie sich und stürzten gleich wüthenden Löwen auf die geharnischten Scharen der Feinde los. Da aber wurden sie schrecklich empfangen von den Schilden wie von einer Mauer, und von den hervorragenden Speeren wie von einem Walde eiserner Stacheln. Mit ungeduldiger Hitze stritten die Hirten, schon bluteten ihrer sechzig am Boden, endlich wankten alle. In diesem Augenblicke ungeheurer Gefahr schrie plötzlich eine Stimme: „Ich will der Freiheit eine Gasse machen, treue, liebe Eidgenossen; traget Sorge für mein Weib und Kind!" Das rief Arnold von Winkelried und sprang hervor an den Feind und umschlang mit beiden Armen so viele Speere, als er fassen konnte, und begrub sie in seine Brust und riß sterbend Mann und Speer mit sich zu Boden.

Und über seine Leiche hin strömten die Eidgenossen wie durch eine offene Gasse in die Feinde. Da krachten fürchterlich Helme und Panzer unter den Schlägen der Keulen, da wurden viele hundert funkelnde Panzer blutroth. Erschlagen lag mancher Graf und Herr. Auch der Herzog selbst ging jetzt verzweifelnd in den Tod. Entsetzen kam über die Scharen der Ritter. Alle rannten in wilder Flucht durch- und übereinander nach dem Lager und schrien: „Die Hengste her! die Hengste her!“ Aber die Knechte waren in der Angst mit den Rossen davongejagt. Schwerfällig in den eisernen vom Sonnenstrale heißen Rüstungen flohen die unglücklichen Herren. Aber ihnen auf den Fersen folgte schrecklich der Tod von den Schwertern und Keulen der grimmigen Hirten. Dieser Sieg war entscheidend für die Freiheit und Unabhängigkeit der Schweiz, welche von nun an immer mehr befestiget und endlich, im westfälischen Frieden 1648, förmlich anerkannt wurde.

Ruprecht von der Pfalz (1400—1410). — Der Kaiser Wenzel ward endlich wegen seiner schlechten Regierung so verhaßt und verachtet, daß man ihn als einen des Thrones Unwürdigen absetzte und statt seiner Ruprecht von der Pfalz wählte. Dieser regierte zehn Jahre, von 1400 bis 1410. Es fehlte ihm zwar nicht an gutem Willen, wohl aber an Macht und Ansehen, dem zerrütteten Deutschland wieder aufzuhelfen. Nach seiner kurzen Regierung wurde Sigismund, der Bruder des abgesetzten Wenzel, auf den Kaiserthron erhoben.

Sigismund (1410—1437). — Dieser war ein rechtschaffener und treuherziger Mann, dem das Wohl des Reiches in jeder Hinsicht sehr am Herzen lag. Vor allem war er bemüht, das große Aergerniß zu heben, welches damals durch eine Kirchenspaltung gegeben wurde, indem in Folge von Uneinigkeiten im Cardinalskollegium erst doppelte Papstwahlen stattgefunden hatten, dann aber durch den mißlungenen Versuch der Synode (Kirchenversammlung) zu Pisa, die Spaltung zu beseitigen, zu den beiden Gegenpäpsten noch ein dritter hinzugekommen war. Die Christen waren in ihrem Gewissen höchst beunruhiget; sie wußten nicht, welchem von dreien sie folgen sollten. Im Jahre 1414 kam endlich zu Kostnitz, am Bodensee, eine allgemeine Kirchenversamm-

lung zu Stande, auf welcher die drei Bischöfe vermocht wurden, ihre angemaßte Würde niederzulegen; und nun wurde ein neuer Papst, Martin V., gewählt. Auch manche andere kirchliche Mißbräuche kamen zur Sprache, und diesen wurde eine Reihe zweckmäßiger Verordnungen entgegengesetzt.

Johann Huß und die Hussiten. — Noch besonders merkwürdig ist diese Kirchenversammlung durch ihre Entscheidung über die Grundsätze des Prager Gottesgelehrten, Johann Huß; eine Entscheidung, welche die wichtigsten Folgen nach sich zog. Huß stand damals sowohl als Lehrer an der Hochschule, als auch insbesondere als Prediger in hohem Ansehen. Denn er berührte mit offener Freimüthigkeit die eingeschlichenen Mißbräuche in der Kirche und die Nothwendigkeit einer Verbesserung in Haupt und Gliedern. Bald aber äußerte er auch solche Grundsätze und trug solche Lehren vor, die mit den herkömmlichen der Kirche nicht mehr übereinstimmten, und die ihn in den Verdacht der Ketzerei brachten. Er wurde deshalb vor die Kostnitzer Versammlung zur Verantwortung geladen. Im Vertrauen auf seine Sache und auf den kaiserlichen Geleitsbrief, der ihm Sicherheit und freien Heimzug verbürgte, begab er sich nach Kostnitz. Hier wurde er auf das Gütigste empfangen. Der anwesende Papst hob sogar den Bann auf, der früher über ihn ausgesprochen war. Nichts um so weniger verbreitete Huß in Kostnitz selbst, fast unter den Augen der Väter, auf das Eifrigste seine abweichenden Lehren, und die Gährung wuchs zusehends. Um solchem Unwesen zu steuern, ward es für nöthig erachtet, ihn, des kaiserlichen Geleitsbriefes ungeachtet, vorläufig in Gewahrsam zu nehmen, bis seine Sache von der Kirche entschieden sei. Hierüber beschwerte sich der Kaiser; allein die versammelten Väter bedeuteten ihm: „sein kaiserliches Wort dürfe dem katholischen Glauben nicht zum Nachtheile gereichen; auch mache sich einer, der ungeachtet aller Verwarnung fortwährend den Glauben anfeinde und die öffentliche Ruhe gefährde, des Geleites selbst verlustig.“ Diese ernstliche Mahnung schreckte den Kaiser, der jetzt beschloß, sich nicht ferner in die Sache der Kirche zu mischen. Huß wurde hierauf vor die Versammlung geführt und zum unbedingten Widerrufe seiner falschen Lehre

aufgefordert. Als er sich aber standhaft weigerte, sie zu widerrufen, weil er von ihrer Falschheit nicht überzeugt sei; da wurde er seiner Priesterwürde entsetzt und nun der weltlichen Obrigkeit überantwortet. Ketzerei galt damals auch für ein Staatsverbrechen, auf welches die Strafe des Feuertodes stand, und diese wurde nun von der weltlichen Obrigkeit an Huß vollzogen. Er wurde am 6. Juli 1415 lebendig verbrannt. Ein gleiches Schicksal traf im folgenden Jahre auch seinen Freund und vormaligen Schüler Hieronymus von Prag.

Die Nachricht von dem schrecklichen Tode dieser beiden Männer erregte bei ihren Landsleuten, den Böhmen, große Bestürzung und Trauer. Jetzt hielten sie um so fester an Hussens Lehre und erweiterten sie noch. Jakob von Mieß, ein eifriger Prediger, lehrte, daß auch den Nichtgeistlichen der Kelch beim Abendmahle gereicht werden müsse. Diese Lehre fand bei den Hussiten — so nannte man Hussens Anhänger — Beifall. Bei ihren feierlichen Umzügen wurde der Kelch wie eine Fahne ihren Scharen vorgetragen. Johann Ziska, ein wilder, kühner Mensch, war ihr Anführer.

Der Hussitenkrieg (1419—1436). — Es geschah eines Tages, als die Hussiten im feierlichen Gepränge vor dem Prager Rathhause vorüberzogen, daß einer ihrer Priester von einem Steine, der aus dem Fenster des Rathhauses herabgeworfen ward, getroffen wurde. Und alsbald stürmten sie in das Gebäude und stürzten dreizehn von den dort versammelten Rathsherren zum Fenster hinaus auf die Straße, wo der wüthende Pöbel sie mit Spießen auffing und ermordete. Das war das blutige Zeichen des Aufruhres. In wilder Wuth stürzten sie nun unter Ziska's Anführung über die Katholiken her, mordeten viele und plünderten und verbrannten Kirchen und Klöster. Wiederholt wurde das Reichsheer gegen sie aufgeboten, selbst der Papst ließ gegen sie einen Kreuzzug predigen; allein die von religiösem Eifer entflammten Rotten schlugen jeden Angriff siegreich zurück und vermehrten noch die Gräuel. Nach Ziska's Tode waren Procop der Große und Procop der Kleine auf ihren Verwüstungszügen die Anführer. Niedergebrannte Burgen, Dörfer und Städte bezeichneten ihren Weg.

Allmälig aber entstand Zwiespalt unter den Hussiten selbst. Ihr früherer schwärmerischer Eifer kühlte sich ab; und nach dem Tode der beiden Procope, im Jahre 1434, kam zwischen ihnen und den Katholiken ein Vertrag glücklich zu Stande, nach welchem den Böhmen der Genuß des hl. Abendmahles unter beiden Gestalten erlaubt wurde (1436). Nun erst wurde der Kaiser Sigismund, den die Böhmen als einen Wortbrüchigen früher verschmähet hatten, auch als König von Böhmen anerkannt. Aber nur ein Jahr hatte er sich des Thrones zu erfreuen; schon im Jahre 1437 rief ihn der Tod ab.

Wegen der vielen Kriege, die Sigismund zu führen hatte, war er in immerwährender Geldverlegenheit. Darum verpfändete er die Mark Brandenburg an den Burggrafen von Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern, jedoch mit dem Vorbehalte des Rechtes der Wiedereinlösung gegen 400,000 ungarische Goldgulden. Im Jahre 1417 belehnte er ihn zu Costnitz feierlich mit der Mark, ohne daß jenes Vorbehaltes weiter gedacht wurde. So wurde dieser Burggraf, als Friedrich I., der Stammvater des noch jetzt regierenden preußischen Hauses.

Siebenundzwanzigster Abschnitt.

Uebersicht der Geschichte Englands. — Der König **Alfred der Große** (879) befreiet England von der Herrschaft der Dänen. — Im Jahre 1066 erlischt Alfred's Geschlecht und **Wilhelm der Eroberer**, Herzog von der Normandie, bemächtigt sich Englands und veranlaßt hiedurch langwierige Krige zwischen den Engländern und Franzosen. — Die Erlöschung des alten königlichen Stammhauses in Frankreich gibt dem Kriege neue Nahrung. — Die Engländer erobern fast ganz Frankreich, da rettet es (1430) die **Jungfrau von Orleans**. — Krieg der weißen und rothen Rose in England.

Egbert der Große (827). — Wir haben früher, Seite 120, gesehen, wie die Angelsachsen im heutigen England mehrere kleine Staaten gründeten, deren Häupter sich Könige nannten. Einer von diesen, Egbert der Große, König von Westsex, vereinigte im Jahre 827 alle diese Staaten unter dem allgemeinen

Namen Angelland, d. i. Land der Angeln, woraus unser Name England entstanden ist, und legte dadurch den Grund zu der nachmaligen Größe dieses Reiches. Bald wurde dasselbe von den wilden Normannen, die man hier Dänen nannte, auf ihren Raubzügen überfallen und erobert. Schwer seufzete das Volk unter dem Drucke der fremden Eroberer; endlich aber erhob sich in demselben ein kräftiger Held, der König Alfred.

Alfred der Große (871—901). — Dieser bildete im Stillen ein Heer und führte es rasch zum Angriffe und zum Siege. Die überraschten und gedemüthigten Feinde huldigten seitdem vor Schrecken und Bewunderung dem kühnen Sieger. Sie nahmen die ihnen angebotene Niederlassung und mit ihr auch die christliche Religion an. Die Zeit der Ruhe, die jetzt eintrat, benutzte Alfred sehr weise zur Befestigung des Landes und zur Herstellung des inneren Wohlstandes desselben. Durch strenge Gesetze sorgte er für die öffentliche Ruhe und Sicherheit; unter ihrem Schutze stiegen Ackerbau, Handel und Gewerbe zu einer schnellen Blüthe empor. Mit Recht hat die Geschichte diesem weisen Herrscher den Beinamen des Großen gegeben.

Wilhelm der Eroberer (1066—1087). — Nach Alfred's Tode, als der Schrecken seines Namens die Barbaren nicht mehr von der Küste hielt, nahmen die Raubzüge wieder ihren Anfang. Innere Zwietracht der Großen unter einander vermehrte noch das Elend. Immer neue Raubscharen kamen herüber; bald waren die Engländer gezwungen, ihnen einen jährlichen Tribut zu entrichten. An die Stelle dieses Tributes trat nach und nach die Eroberung des Landes selbst, welches sie bis zum Jahre 1066 besetzt hielten. In diesem Jahre erlosch Alfred's Geschlecht; und nun kam Wilhelm, Herzog von der Normandie, mit einem großen Heere nach England herüber und eroberte dasselbe. Daher hat er den Namen „der Eroberer" erhalten. Diese Eroberung ward die erste Ursache der großen Nationalfeindschaft zwischen den Engländern und Franzosen. Denn weil die Normandie ein Lehen des Königes von Frankreich war, ein Vasall aber keine Eroberung sich zueignen konnte, so behaupteten die französischen Könige, England sei ihnen lehnspflichtig. Hieraus entspannen sich zwischen

diesen beiden Nationen langwierige Kriege, die mit geringen Unterbrechungen fast vierhundert Jahre währten.

Kriege zwischen England und Frankreich. — Im Jahre 1328 erlosch in Frankreich der herrschende Stamm des Hugo Capet; und der Thron vererbte sich auf die Seitenlinie der Valois, welche 261 Jahre, von 1328 bis 1589, über Frankreich herrschte. Philipp von Valois eröffnete diese neue Regentenfamilie. Hierüber ward der König von England, Eduard III., höchst ergrimmt. Er glaubte mit dem Hause der Capetinger näher verwandt zu sein, und forderte deshalb den französischen Thron für sich. Aus dieser Familienfehde entspannen sich sehr langwierige und verheerende Kriege. Die Engländer machten in Frankreich eine Eroberung nach der anderen. Das größte Unglück erlitt dieses Reich unter seinem Könige Karl VII. Damals gewannen die Engländer unter dem Herzoge von Bedford das ganze nördliche Frankreich, ja endlich war Gefahr, daß auch noch der letzte feste Platz, Orleans, von ihnen erobert würde. In diesem Augenblicke der Noth und Gefahr wurde plötzlich der gesunkene Muth des Königes und seines Volkes durch eine seltsame Erscheinung wieder aufgerichtet und zu außerordentlichen Thaten begeistert.

Die Jungfrau von Orleans. — Am 1. März 1429 erschien eine Jungfrau in männlicher Kleidung, von zwei Knappen und vier Dienern begleitet, in des Königs Palaste und kündigte sich als die Retterin Frankreichs an. Sie war die Tochter eines Landmannes aus dem Dorfe Domremy in der Champagne, ihr Name Johanna d'Arc. Die häufigen Erzählungen der Reisenden von der Noth des unglücklichen Königes Karl und von der Frechheit und Verwegenheit der Engländer hatten mächtig ihr ohnehin feuriges Gemüth aufgeregt. Tag und Nacht beschäftigte sie das Schicksal ihres Vaterlandes. Sie bat und flehete inbrünstig zu Gott um Hülfe, wiederholt sah sie im nächtlichen Traume Gott selbst und die Schutzheiligen des Landes sie ermuntern zur Rettung des Landes. Endlich glaubte sie wirklich, Gott habe sie zur Retterin Frankreichs auserkoren; darum trat sie unerschrocken vor den König und sprach im prophetischen Tone: „Wohl-

edeler Dauphin,*) ich bin Johanna, die Magd. Mir ist vom Himmel der Auftrag geworden, Eure Feinde von Orleans zu vertreiben und Euch nach Rheims zu führen. Dort werdet Ihr die Krone von Frankreich empfangen, die Euch gebühret, wenn Ihr meine Dienste annehmet." Der erstaunte König nahm ihre Dienste an. Er gab ihr eine Rüstung, ein Pferd und — wie sie es wünschte — eine weiße Fahne, auf welcher Gott mit der Weltkugel abgebildet war. Das Gerücht von dem Wundermädchen, das Gott zur Rettung Frankreichs erkoren, verbreitete sich schnell im Lande und regte mächtig das Volk auf. Alle wurden begeistert, Alle hielten sich für unbesiegbar unter der Fahne der Jungfrau und griffen freudig zu den Waffen. Nichts konnte widerstehen, überall wichen die Engländer erschrocken zurück. Orleans wurde entsetzt, und der Dauphin zu Rheims als König gekrönt, wie es die Jungfrau verheißen hatte. Jetzt wollte sie heimkehren; aber der König bat sie flehentlichst, noch zu bleiben, bis das ganze Land von den Engländern gesäubert sei. Sie willigte ein, wenn gleich nur ungern. Von der Zeit an aber war der Geist von ihr gewichen; sie ward endlich von den Burgundern gefangen genommen und an die Engländer ausgeliefert. Diese ließen die unschuldige Jungfrau als eine Zauberin auf öffentlichem Markte zu Rouen lebendig verbrennen (30. Mai 1431).

Jedoch führte die Entfernung der Jungfrau das alte Waffenglück der Engländer nicht zurück. Selbst der Herzog von Burgund verließ ihre Sache und verband sich mit Karl. Die Engländer wurden immer weiter zurückgedrängt. Endlich mußten sie Frankreich ganz räumen; und nun wurde Karl VII. als Herr und König allgemein anerkannt.

Bürgerkrieg in England. — So hatte Heinrich VI. bereits eine Krone verloren; es nahete aber die Zeit, wo ihm auch selbst die Krone von England sollte entrissen werden. Hier entstand nämlich, im Jahre 1459, ein innerer, langwieriger Krieg zwischen dem regierenden Hause York und Lancaster, wovon jedes nähere Ansprüche auf den Thron zu haben glaubte. Das Haus York

*) Dauphin galt in Frankreich als Titel für den Kronprinzen.

führte eine weiße Rose im Schilde, Lancaster eine rothe; deshalb nennt man diesen Bürgerkrieg wohl den Krieg der weißen und rothen Rose. Er wüthete verheerend fort und fort. Der unglückliche Heinrich wurde in's Gefängniß geworfen und zuletzt ermordet. Das ganze Haus Lancaster wurde bis auf einen Sprößling, Heinrich Richard, welcher aus dem Hause Lancaster Tudor war, ausgerottet. Dieser floh nach Frankreich, kehrte aber im Jahre 1485 nach England zurück, stürzte das Haus York vom Throne und bestieg diesen selbst unter dem Namen Heinrich VII. Um sich auf dem eroberten Throne zu befestigen, vermählte er sich mit Elisabeth von York und verband so beide Rosen mit einander. Doch erst unter seinem Sohne Heinrich VIII. ward das Reich völlig beruhiget. Hundert und zwanzig Jahre herrschte das Haus Tudor über England.

Achtundzwanzigster Abschnitt.

Erfindung des Compasses, des Schießpulvers, der Buchdruckerkunst und der Uhren. — Schicksal des griechischen Reiches; Eroberung Constantinopels durch die Türken, im Jahre 1453. — Flüchtige Griechen wecken im Abendlande den Sinn für klassische Bildung.

Erfindung des Compasses. — Es ist bereits Seite 19 bemerkt worden, daß die ganze Schifffahrt der alten Völker fast nur Küstenschifffahrt war; denn es fehlte ihnen noch an einem sicheren Wegweiser durch die unermeßliche Wasserwüste. Keinem fiel es ein, daß ein Stückchen schwarzes Eisen besser Bescheid am Himmel wissen könne als der Mensch, und daß man sich mit demselben kühn auf alle auch noch so unbekannte Meere wagen dürfe. Es hat nämlich eine metallene Nadel, die mit einem Magnetsteine bestrichen ist, die wunderbare Eigenschaft, daß sie, sobald sie frei schwebt, mit ihrer Spitze immer nach Norden zeigt. Hienach lassen sich alsdann die übrigen Himmelsgegenden bei Tage sowohl als bei Nacht bestimmen. Wer zuerst diese merkwürdige Erfindung machte, läßt sich nicht angeben. Einige schreiben sie dem Flavio Gioja zu; Andere Firi aus Amalfi, im Königreiche Neapel, der

im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts lebte. Eine solche mit Magnet bestrichene Nadel, die in einem Kästchen über einem spitzigen Stäbchen liegt, so daß sie sich nach allen Seiten frei bewegen kann, nennt man einen Compaß. Dieser wurde immer mehr vervollkommnet, so daß die Schiffer sich genau nach demselben richten können. Seitdem war es erst möglich, weite Seereisen zu unternehmen und neue Länder und Völker zu entdecken, wie wir später hören werden.

Erfindung des Schießpulvers (1350). — Einen eben so großen Einfluß, als der Compaß auf die Schifffahrt, hat das Schießpulver auf das Kriegeswesen. Die Chinesen geben das Pulver für eine alte Erfindung ihres Volkes aus und wollen es schon vor sechzehnhundert Jahren gekannt haben. Auch die Araber in Spanien kannten es und gebrauchten es oft zu Feuerwerken. Wenigstens ist gewiß, daß die Europäer es schon vor dem Jahre 1350 gekannt und gebraucht haben. Damit war es aber noch nicht für den Krieg erfunden und also eigentlich noch nicht Schießpulver zu nennen. Als solches findet es sich zuerst in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, und die gewöhnliche Meinung schreibt diese Erfindung einem Franciskaner-Mönche zu Freiburg in Baden, Berthold Schwarz, zu. Dieser, heißt es, stampfte einst Schwefel, Kohlen und Salpeter in einem Mörser und legte darüber einen Stein. Zufällig entzündete ein Funke die Masse, und augenblicklich flog der Stein mit einem fürchterlichen Knalle gegen die Decke. Erschrocken stand der Scheidekünstler da und staunte über das wunderbare Ereigniß. Er wiederholte seine Versuche, und immer zeigte sich derselbe Erfolg. Jetzt machte er seine Erfindung bekannt und zeigte, welchen Vortheil man hieraus im Kriege zur Zerstörung der Stadtmauern, Brücken u. s. w. ziehen könne. Es wurden deshalb mörserähnliche Röhren gemacht (die daher auch den Namen Mörser behielten), dieselben mit Steinen geladen und an einem in den geschlossenen Boden derselben eingebohrten Zündloche angezündet. Diese Mörser, die man auch Donnerbüchsen nannte, waren anfänglich sehr groß. So goß man im Jahre 1378 drei zu Augsburg, von denen der größte Mörser Kugeln von 127, der mittlere von 70 und der kleinste von 50 Pfund tausend Schritte

weit schoß. Bald aber sah man das Unbequeme solcher riesenartiger Maschinen ein, die kaum aus der Stelle zu bringen waren. Zum Gebrauche im Felde goß man deshalb kleinere und leichtere Kanonen. Später goß man sogar Kanonen von so dünnen Röhren, daß ein einzelner Mensch sie bequem tragen und nach Willkür regieren konnte. Das waren die Flinten. Anfänglich wurden sie, wie die Mörser und Kanonen, am Zündloche mit einer Lunte angezündet. Erst im Jahre 1517 erfand man in Nürnberg*) Flintenschlösser mit Steinen, die durch ein Rad gespannt wurden. Weil der dazu gebrauchte Feuerstein auf slavisch Flins heißt, so bekam das Gewehr selbst hievon den Namen Flinte. Jenes Nürnberger Flintenschloß wurde von den Franzosen sehr vervollkommnet. In Bayonne (im südlichen Frankreich) brachte man an der Flinte auch ein Seitengewehr an, welches man beliebig auf- und abschrauben konnte. Diese neue Waffe, durch welche das Gewehr auch wieder die Stelle einer Lanze vertreten konnte, erhielt von der obengenannten Stadt, wo man sie erfand, den Namen Bajonnet.**)

Diese neuen Maschinen gaben dem Kriegeswesen eine ganz veränderte Gestalt. Die Entscheidung der Schlacht hing seitdem nicht so sehr von der Anzahl der Streiter und ihrer Körperkraft, sondern vielmehr von der Gewandtheit der Anführer ab. Die Kriegeskunst wurde zu einer Wissenschaft erhoben, die viele Kenntnisse und Erfahrung erfordert. Auch waren seitdem die Schlachten weniger blutig und wurden nicht mit so persönlicher Erbitterung geführt, als früher, wo Mann auf Mann grimmig einhieb. Die Ritter, welche früher die ersten Krieger waren, zogen sich nach und nach vom Kriegesdienste ganz zurück. Denn was half ihnen jetzt noch alle ihre Kraft und Gewandtheit, was die trefflichsten Waffen und Rüstungen, da ein Fingerdruck des Feigsten aus weiter Ferne sie dahinstrecken konnte! In ihrem Ingrimme nannten sie jene neue Erfindung nicht anders als Höllenerfindung. Der Krieges-

---

*) In dem gewerbthätigen Nürnberg ward schon im Jahre 1400 die Windbüchse von Hanns Lobsinger erfunden, und von einem andern Nürnberger, Namens Rudolph, das Drahtziehen.

**) Der Engländer Forsythe erfand 1807 das Percussions-, und der Deutsche Dreysse in Sömmerda (bei Erfurt) 1845 das Zündnadelgewehr.

dienst wurde jetzt ein Soldbienst, ein Gewerbe. Es bildeten sich allmälig stehende Heere von Soldaten, zunächst in Frankreich, wo stehende Compagnien, gens d'armes (Waffenleute) genannt, den Anfang dazu machten.

Erfindung der Buchdruckerkunst (1440). — Diese war unter allen die wichtigste. Früher gab es nur geschriebene Bücher, welche vorzüglich die Mönche anfertigten. Sie waren aber außerordentlich kostbar und deshalb auch sehr selten. Eine einzige Bibel wurde wohl mit dreihundert Thalern bezahlt. Daher war auch in früherer Zeit der Unterricht in den öffentlichen Schulen höchst dürftig und mangelhaft und beschränkte sich lediglich auf den mündlichen Vortrag des Lehrers. Auf jene so wichtige Erfindung der Buchdruckerkunst führte zunächst bie Formschneidekunst, die schon im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts erfunden war. Es wurden nämlich in hölzerne Täfelchen allerlei Bilder von Heiligen geschnitten, mit Farbe bestrichen und dann auf Pergament oder Papier abgedruckt. Diese Holzschnitte waren aber äußerst roh, die Figuren kaum kenntlich. Zur größeren Verständlichkeit schnitt man deshalb auch den Namen des Heiligen ein und druckte ihn mit ab. Bald schnitt man auch einzelne Bibelstellen, zuletzt sogar ganze Seiten dabei in die hölzernen Tafeln ein. Sollte nun ein geschriebenes Buch abgedruckt werden, so waren gerade so viele Holztafeln nothwendig, als das Buch Seiten hatte. Jede Seite mit allen ihren Buchstaben mußte in die Holztafeln eingeschnitten, mit Schwärze überstrichen und dann abgedruckt werden. Auf diese Weise konnte man wohl dasselbe Buch möglichst vervielfältigen; nach dem Abdrucke aber hatten die Tafeln, die so viel Mühe und Arbeit gekostet hatten, keinen Werth mehr; denn für jedes andere Buch mußten auch andere Tafeln sein. Da kam ein deutscher Edelmann, Johann Gänsfleisch, aus der ritterlichen Familie Sorgenloch, der von seiner Mutter, der letzten ihres Geschlechtes, den Namen Gutenberg*) annahm, und zu Mainz geboren war,

*) Die Holländer wollen jedoch den Deutschen das Verdienst dieser Erfindung streitig machen. Sie geben Köster zu Harlem als den Erfinder an und haben ihm deshalb in seiner Vaterstadt ein Monument gesetzt. Es ist wohl möglich, daß diese Erfindung zu der nämlichen Zeit an zwei verschiedenen Orten unabhängig von einander gemacht wurde. Auf jeden Fall aber bleibt die Ausführung im Großen eine deutsche Erfindung.

in Straßburg auf den glücklichen Einfall, lieber sogleich die einzelnen Lettern in buchene Stäbchen — woher ihr Name Buchstaben — auszuschneiden, mit Fäden zu Zeilen aneinander zu reihen, mit Oel und Lampenruß zu schwärzen und dann abzudrucken. Auf diese Weise konnte man die abgedruckten Lettern wieder auseinander nehmen und zu jedem andern Drucke gebrauchen. Der erste Versuch gelang jedoch nicht nach Wunsch, weil die hölzernen Buchstaben leicht zersprangen. Daher nahm man statt Holz erst Blei, dann noch härtere Metalle. Im Jahre 1439 wurde auch die Presse erfunden. Doch kam zu Straßburg noch kein gelungener Abdruck eines ganzen Werkes zu Stande.

Im Jahre 1443 kehrte Gutenberg nach Mainz zurück und setzte seine Versuche fort. Hier trat er im Jahre 1450 mit Johann Fust oder Faust, einem reichen Goldschmiede, und Peter Schöffer, Pfarrer zu Germersheim, in Verbindung. Durch letzteren insbesondere gewann die Kunst sehr an Vollendung, indem auf seinen Rath die einzelnen Lettern nicht mehr mühsam ausgeschnitten, sondern gegossen wurden. Auch erfand er eine bessere Druckerschwärze aus Kienruß und Leinölfirniß. Von nun an schritt die Kunst rasch vorwärts. Das erste Buch, welches man druckte, war eine lateinische Bibel in drei Bänden, die wahrscheinlich 1456 vollendet wurde; dann 1457 die Psalmen, bei denen zuerst Drucker und Jahreszahl genannt werden. Diese ersten Werke setzten Alle in beispielloses Erstaunen. Denn sie hielten das Gedruckte für Geschriebenes und konnten nicht begreifen, wie man in so kurzer Zeit so unzählige Blätter auf einmal und so ähnlich beschreiben konnte, daß nicht der mindeste Unterschied in den Schriftzügen wahrzunehmen war. Manche hielten es sogar für eine Zauberei. Die Erfinder aber machten absichtlich aus ihrer Kunst, die ihnen großen Vortheil brachte, lange ein Geheimniß, bis sie allmälig durch ihre Gesellen verbreitet wurde. Dem edelen Erfinder der Kunst selbst aber, dem Johann Gutenberg, ward nicht einmal die Freude, zur Vollendung der Kunst mitzuwirken. Faust hatte ihm zu dem Unternehmen 2020 Gulden vorgestreckt, welche dieser ihm nicht zurückgeben konnte. Er wurde deshalb verklagt und mußte zum Ersatze seine Lettern und Geräthschaften an Faust abtreten.

Ja, man schloß ihn von nun an sogar von dem ganzen Unternehmen aus. Solche Kränkungen überlebte er nicht lange. Er starb zu Mainz 1468 *); zwei Jahre vor ihm war auch Faust zu Paris an der Pest gestorben.

Erfindung der Uhren. — Auch diese auf das Leben wie auf die Wissenschaften gleich einflußreiche Erfindung fällt noch in das Mittelalter und erhielt erst in der neueren Zeit ihre hohe Vollendung. Die Mangelhaftigkeit der Sonnenuhren, welche nur bei Tage und bei heiterem Himmel brauchbar sind, machte, daß man schon im Alterthume auf den Gedanken einer Wasseruhr gerieth, die durch ein bestimmtes Maß verronnenen Wassers den Ablauf der Stunden anzeigt. Als Erfinder derselben werden die Babylonier im westlichen Asien angegeben, von denen sie in Cyrus Zeiten zu den asiatischen Griechen, von diesen zu den europäischen Griechen und dann weiter zu den übrigen Völkern Europas kam. So soll namentlich Julius Cäsar eine Wasseruhr aus Britannien nach Rom gebracht haben. Als eine besondere Seltenheit galt die Wasseruhr, welche im Jahre 807 der Kalif von Bagdad, Harun al Raschid, Karl dem Großen zum Geschenke sandte. Die Uhr zeigte die Stunden durch den Fall eherner Kügelchen auf ein metallenes Becken an. Waren alle zwölf Stunden abgelaufen, so öffneten sich an der einen Seite der Uhr zwei Thüren und aus denselben ritten zwölf Reiter hervor und an der anderen Seite wieder hinein. Nach Christi Geburt ersetzte man hier und da den Gebrauch des Wassers durch die zuverlässigere Anwendung von trockenem Sande. Aber alle diese unbequemen und ungenauen Arten der Zeitmessung wurden in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters durch Räderuhren verdrängt, die man vermittelst Gewichte oder elastischer Federn in Bewegung setzte. Die ersten Räderuhren waren schon um das Jahr 1000 bekannt. Der berühmte Gerbert von Auvergne, der später unter dem Namen Sylvester II. Papst war, verfertigte eine solche; doch fehlte derselben der Schlag. Wer diesen

*) Im Jahre 1837 wurde unserem Gutenberg in seiner Vaterstadt Mainz ein Denkmal errichtet. — Fast gleichzeitig mit der Buchdruckerkunst wurde auch die Oelmalerei von Joh. van Eyck in Brügge (1430), und die Kupferstecherkunst von Israel von Mecheln in Bockholo (1450) erfunden.

hinzugefügt hat, ist nicht bekannt. Schlaguhren scheinen überhaupt nicht lange vor 1300 verfertigt und in Gebrauch gekommen zu sein. Vielleicht ist Jacob Dondi der erste, welcher in seiner Vaterstadt Padua im Jahre 1443 eine Thurmuhr zusammensetzte, welche die Stunden schlug. Auch ein Deutscher, Heinrich de Wyk, ward in demselben Jahrhundert berühmt durch die kunstvolle Schlaguhr, die er auf Befehl des Königes von Frankreich, Karl's V., auf den königlichen Palast in Paris setzte, und die noch im Jahre 1737 zu sehen war. In Deutschland scheint das gewerbthätige Augsburg die ersten Schlaguhren gehabt zu haben. Ihre eigentliche Vollkommenheit und Sicherheit entbehrten aber alle diese Uhren noch, da ihnen der Pendel fehlte, den im siebenzehnten Jahrhundert der berühmte Florentiner Galilei und der Holländer Huygens erfanden. Dagegen gab es noch vor Ablauf des Mittelalters künstliche Taschenuhren. Der Ruhm dieser Erfindung gehört ebenfalls einem Deutschen, Peter Hele, der um das Jahr 1509 Uhrmacher zu Nürnberg war. Dieser verfertigte die ersten, in ihrer Form noch ziemlich ungeschickten, unter dem Namen der „Nürnberger Eierlein" bekannten Uhren. Bald nach ihm verbesserte sich auch die äußere Form der Taschenuhren, so daß man im Stande war, außerordentlich kleine zu liefern. Selbst der deutsche Kaiser Karl V. beschäftigte sich mit der in seiner Zeit so beliebten Uhrmacherkunst. Der Holländer Huygens hat sich auch um ein regelmäßiges Getriebe der Taschenuhren nicht geringe Verdienste erworben.*)

Eroberung Constantinopels durch die Türken (1453). — Das griechische Reich bot um diese Zeit einen betrübenden Anblick dar. Es glich einem alten, morsch gewordenen Gebäude, das nur bei stillem, heiterem Himmel noch zusammenhält, bei einem Windstoße aber aus seinen Fugen weicht und in Trümmer auseinander fällt. Die, welche sich als Nachkommen der Sieger bei Marathon, Salamis und Platää rühmten, waren feige, entnervte Weichlinge, die von den benachbarten, kriegerischen Völkern verachtet und nur Weiber genannt wurden. Selten saß ein guter Kaiser auf dem Throne, der mit kräftiger Hand die Zügel der Regierung führte.

*) Die Repetiruhr wurde von dem Engländer Barlow 1676 erfunden.

Sein guter Wille ward ihm selbst zum Verderben. Die meisten Kaiser endeten auf eine gewaltsame Art. Die Schwächen des Reiches wurden immer sichtbarer und waren eben so viele Lockspeisen für die benachbarten Feinde, welche eine Provinz nach der andern davon abrissen.

Die gefährlichsten Feinde um diese Zeit waren die Türken, ein tartarisches Volk aus den Hochsteppen Asiens, zwischen dem Altai und dem kaspischen See. Vom zehnten Jahrhundert an waren sie stete Kriegesgefährten der Araber. Einer ihrer größten Eroberer war Osman (1299—1326). Dieser unterwarf sich den nordwestlichen Theil Kleinasiens und wurde so der Stifter des osmanischen, oder, wie wir es nennen, des türkischen Reiches. Sein Sohn und Nachfolger, Orchan, eroberte Kleinasien bis an den Hellespont. Er nahm den Titel Sultan oder Padischa an und wählte seinen Sitz zu Prusa in Bithynien. Derselbe errichtete aus den schönsten und stärksten Christenknaben, die er im Islam und in den Waffen erziehen ließ, eine besondere Leibwache, Janitscharen, d. i. neue Krieger, genannt. Sie lebten in Kasernen zusammen, wo sie in klösterlicher Zucht zum Gehorsam, zur Enthaltsamkeit und zu steter Waffenübung angehalten wurden. Ihrer ungestümen Tapferkeit vermochte lange keine Macht zu widerstehen. Orchan's Sohn und Nachfolger, Murad I., eroberte 1361 Hadrianopel und verlegte den Sitz seiner Herrschaft nach Europa. Nach ihm drang Bajesid, welcher wegen der Schnelligkeit seiner Siege der Blitz genannt wurde, in Thracien ein und bedrohte selbst die Kaiserstadt Constantinopel. Sigismund, der König von Ungarn und nachmaliger deutscher Kaiser, rückte ihm entgegen, erlitt aber bei Nikopölis in der Bulgarei (1396) eine fürchterliche Niederlage. Schon Bajesid würde Constantinopel erobert haben, wäre nicht über den mächtigen Eroberer ein noch mächtigerer gekommen. Dieser war Timur, Anführer mongolischer Horden. Er schlug den Sultan Bajesid in der großen Völkerschlacht bei Ancyra (Ancora) in Kleinasien (1402), nahm ihn selbst gefangen und führte ihn mit sich fort. Derselbe starb aber schon im nächsten Jahre. Timur ließ jedoch den Söhnen Bajesid's das Reich ihres Vaters; und dieses erholte sich so schnell wieder,

daß schon im Jahre 1453 Mohammed II. die Hauptstadt Constantinopel selbst nach dreiundfünfzigtägigem Sturme eroberte. Der Kaiser Constantin XI. fiel im Gedränge; Justiniani, ein edeler Genuese, der an der Spitze seiner Landsleute, welche die Vorstadt Pera bewohnten, alle Angriffe der Feinde lange siegreich zurückschlug, wurde schwer verwundet.

So erlosch das einst so blühende morgenländische Kaiserthum, 977 Jahre später, als das abendländische. Constantin's Stadt wurde fortan Istambul genannt und zur Hauptstadt des türkischen Reiches gemacht. Neue Sitten, neuer Glaube, neue Gesetze traten an die Stelle der alten. Die Kirchen wurden in Moscheen verwandelt, das Kreuz mußte dem Halbmonde weichen. Derselbe Mohammed erbauete an den beiden Ufern des Bosporus feste Schlösser, Dardanellen genannt, um den Durchgang zu überwachen.

Viele gebildete und gelehrte Griechen, denen das Leben unter türkischer Herrschaft ein Gräuel war, verließen seitdem ihr unglückliches Vaterland und flohen scharenweise nach Italien. Hier fachten sie das Studium der griechischen Sprache und Kunst wieder an, das sich bald auch über die benachbarten Staaten verbreitete und überall höhere Bildung und Aufklärung zur Folge hatte.

Neunundzwanzigster Abschnitt.

Deutschland unter österreichischen Kaisern (1437—1806). **Albrecht II.** — **Friedrich IV.** Er knüpft Verbindungen an mit dem mächtigen Herzoge von Burgund, **Karl dem Kühnen**, und vergrößert hiedurch seine Hausmacht. — Die **Pyrenäische Halbinsel**. — Vertreibung der Araber aus derselben. — Aufschwung **Portugals**; der Seeweg nach Ostindien.

Albrecht II. (1437—1439). — Als der Kaiser Sigismund im Jahre 1437 ohne männliche Erben gestorben war, wählten die Kurfürsten seinen Schwiegersohn, Albrecht II., Herzog von Oesterreich; und von nun ab blieb die Kaiserkrone fast ohne Unterbrechung bei dem so mächtigen und angesehenen Hause Oester-

reich bis zur Auflösung des deutschen Reiches im Jahre 1806. Albrecht war ein sehr thätiger und einsichtsvoller Kaiser, und manche schöne Plane würden zur Ausführung gekommen sein, hätte ihn nicht schon im dritten Jahre der Regierung der Tod dahin gerafft. Ihm folgte sein Vetter

Friedrich IV. (1439—1493). — Während er auf die Angelegenheiten Deutschlands nur geringe Sorgfalt verwendete, sorgte er desto thätiger für die Entwickelung der Macht seines Hauses, welches er nach einer dreiundfünfzigjährigen und von vielen Unglücksfällen begleiteten Regierung dennoch in Glanz und Größe seinem Sohne Maximilian hinterlassen konnte.

Damals herrschte über Burgund Karl, mit dem Beinamen der Kühne, einer der mächtigsten und reichsten Fürsten seiner Zeit. Denn außer seinem Herzogthume besaß er noch die Freigrafschaft Burgund (Franche comté) und den größten Theil der heutigen Niederlande. Im Besitze einer königlichen Macht wünschte er auch die königliche Krone und wendete sich deshalb an den Kaiser Friedrich, daß dieser als erster weltlicher Fürst ihm die Würde ertheile. Der Kaiser beschied ihn nach Trier. Er selbst nahm seinen Sohn Maximilian mit sich dahin und erklärte sich bereit, dem Herzoge Karl die Königskrone zu ertheilen, falls dieser seine einzige Tochter und Erbin seinem Sohne Maximilian zur Gemahlin geben wolle. Als Karl aber zauderte, und der eifersüchtige König von Frankreich, Ludwig XI., dem Kaiser den Verdacht einflößte, als strebe der ehrsüchtige Herzog nach der Kaiserkrone selbst; da brach Friedrich sogleich die Unterhandlungen ab und reisete, ohne einmal Abschied zu nehmen, nach Köln. Tief gekränkt verließ auch Karl die Stadt, mit dem Vorsatze, seine Tochter nicht dem Sohne des Kaisers zu geben, so lieb er auch den blühenden Jüngling gewonnen hatte, der in allen ritterlichen Uebungen ein Meister war. Bei der Heimkehr entwarf er seiner Tochter das liebreiche Bild von dem Kaisersohne, so daß sie eine stille Neigung zu ihm hegte und sich nachher mit ihm in einem Briefe verlobte.

Der ehrsüchtige Herzog, welchem thatenlose Ruhe unerträglich war, griff im Jahre 1476 seinen Grenznachbar, den Herzog von

Lothringen, und die mit demselben verbündeten Schweizer an und besiegte sie. In hastiger Siegeseile drang er hierauf in das Innere der Schweiz, verlor aber in der Schlacht bei Granson (3. März 1476) seine Reichthümer, bei Murten (22. Juni 1476) seine besten Truppen, und bei Nancy (5. Januar 1477) das Leben selbst. Ueber des Herzogs Tod war der hinterlistige König von Frankreich, Ludwig XI., höchst erfreut. Jetzt hoffte er, eine Verbindung zwischen seinem Sohne, der erst sieben Jahre alt war, und der burgundischen Erbtochter Maria, zu Stande zu bringen und so sein Reich mit neuen herrlichen Ländern zu vergrößern. Er war des Erfolges seines Antrages so gewiß, daß er schon im Voraus das Herzogthum Burgund als sein Erbtheil in Besitz nahm. Allein die Niederländer wollten keine Verbindung mit Frankreich und gaben dem Könige zur Antwort: „Maria wolle zum Gemahl einen Mann und kein Kind!“ Als aber des Kaisers Friedrich Gesandten kamen und den Brief und Ring vorzeigten, welche Maria an des Kaisers Sohn Maximilian geschickt hatte, da freuete sich das Volk, und die fürstliche Tochter erklärte offen: „ihn habe sie sich im Herzen erkoren, ihn wolle sie auch zum Gemahle haben und keinen anderen.“ Mit ihm kam die Verbindung zu Stande. Hierüber war der Franzose höchst ergrimmt und wollte das Herzogthum Burgund nicht wieder herausgeben. Maximilian ergriff die Waffen und erfocht an der Spitze seiner treuen Niederländer manchen glänzenden Sieg. Jedoch gelang es ihm nicht, das ihm gebührende Herzogthum wieder zu erobern. Im Jahre 1493 starb Friedrich IV., und sein trefflicher Sohn, Maximilian, wurde jetzt zu seinem Nachfolger gewählt. Die glorreiche Regierung dieses Kaisers ragt schon hinüber in die Geschichte der neueren Zeit.

Vertreibung der Araber aus der pyrenäischen Halbinsel.

Jene große Halbinsel im südwestlichen Theile Europas, die von den Pyrenäen hinunter bis an das atlantische Meer sich hinzieht und jetzt die beiden Königreiche Spanien und Portugal umfaßt, war um das Jahr 711 von den Arabern, die hier gewöhnlich Mauren genannt wurden, unterjocht worden, wie wir Seite 142 gesehen haben. Nur in den nördlichen Provinzen behaupteten sich die Westgothen und begannen von hier aus gegen die neuen Erobe=

rer den Befreiungskrieg, der unter wechselndem Glücke siebenhundertachtzig Jahre hindurch, bis zur gänzlichen Vertreibung der Araber, währte. Aus den einzelnen, im Verlaufe der Zeit wiedereroberten Provinzen wurden eben so viele kleine Königreiche gebildet, unter denen die Königreiche Kastilien und Aragonien die bedeutendsten waren und am meisten zur immer weiteren Verdrängung der Araber beitrugen. Im Jahre 1469 vermählte sich der König von Aragonien, Ferdinand der Katholische, mit Isabella, Erbin der Krone von Kastilien, und diese Verbindung führte endlich die Vereinigung der ganzen christlichen Macht in Spanien herbei. Granāda, die letzte feindliche Besitzung, wurde im Jahre 1492 eingenommen. Mit dieser endete die Herrschaft der Mauren, nachdem sie 780 Jahre gewährt hatte. Ueber dreitausend Gefechte waren geliefert worden, ehe das letzte maurische Königreich vor den Waffen der christlichen Spanier fiel. Aber nie hat dieses Land die Blüthe wieder erlangt, zu welcher es sich unter der Fremdherrschaft hinaufgeschwungen hatte.

Um in dem eroberten Reiche das verfallene Christenthum wieder aufzurichten, gab Ferdinand der Katholische den Befehl, daß die Juden und Mauren dasselbe annehmen oder auswandern sollten. Die meisten wählten das letztere, wodurch Spanien viele Tausende fleißiger und betriebsamer Bürger verlor. Zur Ausrottung der damals besonders in Spanien häufig vorkommenden Ketzerei wurden strenge Inquisitions- oder Glaubensgerichte eingeführt.

Mit Spanien hatte Portugal gleiche Schicksale. Es wurde durch die Könige von Kastilien der Herrschaft der Araber entrissen und seit der Zeit von Grafen verwaltet, die fast unumschränkt regierten. Im Jahre 1090 kam Heinrich, Herzog von Burgund, nach Spanien, um an dem Kampfe gegen die Ungläubigen Theil zu nehmen. Der damalige König von Kastilien, Alfons IV., gab dem ritterlichen Fremdlinge die Hand seiner Tochter und das eroberte Land am Niederduero als Mitgift. Dieses führte den Namen Portucalia, von dem Hafen (Portus) Cale, jetzt Porto, am Ausflusse des Duero. Später ging dieser Name auf das ganze Königreich über. Alfonso, Heinrich's Sohn und Nachfolger, setzte die Eroberungen des Vaters glücklich fort. Dieser

erfocht im Jahre 1139 bei Ourique einen so glänzenden Sieg über die Araber, daß ihn auf dem Schlachtfelde sein Heer vor Begeisterung zum Könige von Portugal ausrief. Seit der Zeit erscheint Portugal als ein besonderes Königreich. Im Jahre 1147 ward auch Lissabon (am Ausflusse des Tejo) mit Hülfe der Hanseaten erobert und zur Residenz erhoben. Nach und nach wurde das ganze Land von den Arabern geräumt. Der König Johann, welcher von 1383 bis 1433 regierte, faßte nun den Plan, die Feinde der Christenheit auch jenseits des Meeres, in Afrika, heimzusuchen. Er erbauete deshalb eine Flotte, setzte nach Afrika über und eroberte die Stadt Ceuta, den Schlüssel dieses Erdtheiles. Sein Sohn, Infant*) Heinrich, gewöhnlich Heinrich der Seefahrer genannt, gab die erste Anregung zu den berühmten Länderentdeckungen und Handelsunternehmungen, durch welche Portugal in kurzer Zeit der blühendste Handelsstaat Europas wurde.

Entdeckung des Seeweges nach Ostindien durch die Portugiesen. — Der vorgenannte Prinz Heinrich war ein vorzüglicher Freund der Mathematik und Schifffahrtskunde. Sein Hof war der Sammelplatz aller Seefahrer; von ihnen zog er viele Nachrichten über entfernte Länder und Meere ein. Vorzüglich beschäftigte ihn der Plan, einen Seeweg um Afrika herum nach Indien aufzusuchen, um die herrlichen Erzeugnisse dieses schönen Landes, welche man früher durch arabische Kaufleute bezog, die sie den Europäern bis nach Aegypten brachten, unmittelbar aus dem Lande selbst zu holen. Der Seeweg um Afrika war damals noch nicht bekannt; man wußte gar nicht, wie weit sich der Weg nach Süden hin erstrecke. Dazu hieß es: „unter der Linie (Aequator) sei das Wasser kochend heiß, an anderen Stellen wimmele das Meer von grausigen Unthieren.“ Heinrich aber ließ sich durch diese und ähnliche Fabeln nicht abschrecken und schickte im Jahre 1418 einige seiner tüchtigsten Seeleute zur näheren Untersuchung der Küste Afrikas ab. Diese entdeckten zuerst die kleine Insel Porto Santo und hierauf die Insel Madeira (1419).

---

*) Infant (von dem lat. Worte infans, das Kind) ist der Titel, den in Portugal und Spanien vorzugsweise die Prinzen des königlichen Hauses führen.

Sie war unbewohnt und ganz mit dichten Urwäldern bedeckt. Diese wurden angezündet und sollen sieben Jahre gebrannt haben. Heinrich legte auf Madeira eine Kolonie an und ließ Reben aus Cypern und Zuckerrohr aus Sicilien anpflanzen. Diese gediehen in dem durch Asche gedüngten Boden ganz vortrefflich. Dann erreichten sie die kanarischen Inseln*), die schon den Alten unter dem Namen der glücklichen Inseln bekannt waren; im Jahre 1431 auch die azorischen Inseln, die zweihundert Meilen von der portugiesischen Küste liegen. Aber noch weit über diese hinaus fuhren die kühnen Segler. Südlich von der afrikanischen Küste erhob sich eine ungeheure, weit in das Meer hervorspringende Felsenwand, an welche das Meer brausend zusammenschlug. Diese gefährliche Stelle galt damals für das Ende der Welt und hieß das Kap Non oder die Grenzspitze. Gilianez aber, einer der kühnsten von Heinrich's Seefahrern, umschiffte 1433 auch dieses. Seit der Zeit führte es den Namen Kap bojador, d. i. das umschiffte. So glückliche Erfolge belebten die Hoffnung und erhöheten den Muth. Sie fuhren immer weiter nach Süden. Im Jahre 1462 erreichten sie auch die Küste von Guinea, wo sie Gold, Elfenbein und andere Kostbarkeiten fanden, mit welchen sie ihre Schiffe beluden. Endlich kamen sie auch in die gefürchtete Gegend unter der Linie, ohne von der Gluth der Sonne versengt zu werden.

Die Seele aller dieser Unternehmungen war Prinz Heinrich. Mit seinem Tode, im Jahre 1463, erkaltete auf einige Jahre der Eifer der Portugiesen für fernere Entdeckungsfahrten. Johann II. aber, der im Jahre 1481 den Thron von Portugal bestieg, nahm den großartigen Plan Heinrich's wieder auf und schickte einen seiner besten Seefahrer, Bartholomäus Diaz, ab, mit dem Auftrage, so weit südlich zu fahren, bis er die Spitze von Afrika erreicht habe. Unter tausend Mühseligkeiten und Gefahren ward diese endlich erreicht. Von den heftigen Stürmen, die hier wütheten, nannten die erschrockenen Seeleute sie nicht anders, als das Vorgebirge der Stürme. Als aber der König die

*) Diese sind das Vaterland der Kanarienvögel. Im sechzehnten Jahrhundert kamen die munteren Sänger nach Europa.

Nachricht von dieser glücklichen Entdeckung erhielt, rief er frohlockend aus: „Nein, sie heiße das Vorgebirge der guten Hoffnung! denn nun haben wir ja Hoffnung, einen Seeweg nach Indien zu finden.“ Diese Hoffnung ging auch unter der Regierung seines Nachfolgers, Emanuel des Großen, glorreich in Erfüllung. Er schickte einen anderen bewährten Seemann, Vasko de Gama, mit vier Schiffen ab, um jetzt die Fahrt nach Indien selbst zu versuchen. Er segelte glücklich um das Vorgebirge der guten Hoffnung, welches nachher bloß Kap genannt wurde, kam dann bei der Küste Mosambique vorbei und erreichte nach manchen Gefahren die Stadt Melinde. Hier empfing ihn der Negerkönig auf's Freundlichste und gab ihm bei der Abreise einige erfahrene Seeleute mit, um ihm den Weg nach Kalikut in Indien zu zeigen. Endlich kamen sie hier im Jahre 1498 an. Mit freudigem Erstaunen betraten die Portugiesen das fremde Land. Das Volk lebte hier bereits in einem blühenden Wohlstande. Die Häuser in Kalikut waren größtentheils aus Holz gebauet und mit Palmblättern gedeckt. Hier war der Sitz des Landesfürsten, der den Titel Zamorin, d. i. Kaiser, führte. Er empfing, auf einem prächtig geschmückten Tragsessel ruhend, die Portugiesen mit vieler Freundlichkeit. Die hier wohnenden Mohammedaner aber waren eifersüchtig auf die neuen Ankömmlinge und fürchteten, diese möchten mit dem Zamorin in unmittelbare Handelsverbindung treten. Aus Neid verläumdeten sie deshalb die Portugiesen, als wären diese nur Spione, die erst das Land auskundschaften wollten und dann große Scharen herüberführen würden, um es zu erobern. Zamorin schöpfte wirklich so argen Verdacht, daß Gama es für das Rathsamste hielt, so schleunig als möglich sich zu entfernen. Auf der Rückkehr besuchte er wieder den König von Melinde, der ihn auch dieses Mal wohlwollend aufnahm. Nach zweijähriger Abwesenheit traf er wieder in Portugal ein und ward von seinem Könige mit verdienten Ehrenbezeugungen empfangen.

Durch das Glück und den Ruhm des kleinen Portugal wurde auch das benachbarte Spanien zu ähnlichen Unternehmungen angefeuert. Noch ehe die Portugiesen den Weg nach Indien gefun-

den, hatte von Spanien aus die Entdeckung der neuen Welt im Westen begonnen, und nach beiden Richtungen hin wurde alsbald auch das Evangelium des Welterlösers verbreitet.

Die Entdeckung von Amerika bildet zunächst den Uebergang zu der Geschichte der neueren Zeit. Ein neuer Welttheil tritt nunmehr in die Geschichte ein, und die Geschichte selbst, welche bisher nur die sogenannte alte Welt, Asien, Afrika und Europa, umfaßte, wird dadurch erst zu einer eigentlichen Weltgeschichte. Durch die vielen und mannigfaltigen Erfindungen und Entdeckungen in der letzten Zeit war die Menschheit wie mit Riesenschritten auf dem Wege der Bildung und Aufklärung vorgerückt. Alle früheren Einrichtungen und Verhältnisse wurden verbessert und vervollkommnet; jede hemmende Schranke durchbrochen; überall mußte das Alte dem Neuen weichen. Auf diesen Umschwung aller Verhältnisse waren nächst der Entdeckung von Amerika und des Seeweges nach Ostindien von großem Einflusse: die Eroberung Constantinopels durch die Türken, in Folge derer durch ausgewanderte Griechen das Studium der Werke des klassischen Alterthums überall angeregt wurde; die vielen aufblühenden Universitäten halfen kräftig nach. Ferner die Erfindung des Pulvers, wodurch das Kriegeswesen eine ganz andere Gestalt erhielt; besonders aber die Erfindung und schnelle Verbreitung der Buchdruckerkunst, wodurch die Gedanken des Einzelnen wie im Fluge zum Gemeingute ganzer Völker wurden. Die Mängel und Gebrechen in Staat und Kirche waren bisher zwar nicht größer, aber weit auffallender geworden bei der höheren Bildung und freisinnigeren Denkungsart der Völker, und ihre Quellen versiegten mit der Zeit. So stehen wir denn hier an der Geschichte einer Zeit, die mit Recht die neuere genannt wird, weil auf dem Grunde so vieler und großer Erfahrungen die europäischen Reiche und Völker sich neu zu gestalten begannen, bis sie allmälig das wurden, was sie jetzt sind.

Dritter Theil.

Die Geschichte der neueren Zeit

von der

Entdeckung Amerikas bis zur französischen Revolution.

(Von 1492 bis 1789.)

Dreißigster Abschnitt.

Columbus entdeckt Amerika 1492. — Fernere Entdeckungen der Portugiesen und Spanier. Cabral in Brasilien (1500), Cortez in Mexico (1519). — Erste Reise um die Welt unter Magellan. — Pizarro in Peru (1524).

Entdeckung von Amerika durch Columbus (1492). — Christoph Columbus war im Jahre 1446 zu Genua geboren. Seit seinem vierzehnten Jahre lebte dieser gleichsam auf der See und hatte schon alle damals bekannte Meere befahren. Um sich von dem Gange aller bisherigen Entdeckungen genauer zu unterrichten, begab er sich nach Portugal. Zu Lissabon fand er Verwandte und Landsleute und setzte hier seine Studien eifrig fort. Ueberzeugt von der schon durch die Weisen Griechenlands angenommenen Kugelgestalt der Erde, entwarf er den Plan, jenes Indien, zu welchem die Portugiesen längs der Küste Afrikas den Weg suchten, durch eine Fahrt nach Westen zu finden. Mancherlei Erscheinungen bestärkten ihn in seinem Plane. Wiederholt wurden seltenes Rohr, künstlich gearbeitetes Holz, ja sogar Leichname von ganz fremder Gestalt von Westen her an die Küste getrieben.

Voll der Zuversicht, auf einer westlichen Fahrt einen kürzeren Weg nach Indien zu finden, oder gar ein neues Land zu entdecken, wandte er sich zunächst an seine Vaterstadt Genua und bat um Unterstützung zu diesem Unternehmen; allein hier ward er als ein schwärmerischer Planmacher abgewiesen. Nun wandte er sich an den König von Portugal, Johann II. Dieser ließ sich erst von seiner bezweckten Reise auf das Genaueste unterrichten, und während er ihn mit leeren Hoffnungen hinhielt, schickte er heimlich mehrere Schiffe auf die Entdeckung des unbekannten Landes aus. Nachdem diese einige Tage westlich gefahren waren, kehrten sie zurück, mit der Nachricht, daß in jener bezeichneten Gegend an Land gar nicht zu denken sei. Unwillig über solche Treulosigkeit ging Columbus nach Spanien und theilte seinen Plan dem Könige Ferdinand und der Königin Isabella mit. Hier fand er endlich die nöthige Unterstützung und ward schon im Voraus zum Statthalter aller Länder ernannt, die er entdecken würde.

Am 3. August 1492 segelte der kühne Mann mit drei kleinen Fahrzeugen und hundertzwanzig Gefährten von Palos, einem unbedeutenden Hafen Andalusiens, ab. Auf den kanarischen Inseln versah er sich mit frischem Wasser, und nun ging es getrost und freudig in die unendliche, noch nie befahrene Wasserwüste. Allein mit jedem Tage der lang sich hinziehenden Fahrt minderte sich die Hoffnung, und wuchs die Ungeduld der Matrosen. Nichts schien diesen gewisser, als daß Columbus sie einem unvermeidlichen Untergange entgegenführe. Sie machten ihm die bittersten Vorwürfe und droheten, ihn über Bord zu werfen, wenn er nicht umkehre. Columbus besänftigte sie durch sein ruhiges Vertrauen, so daß sie endlich ihm erklärten, noch drei Tage wollten sie sich seinen tollkühnen Planen fügen.

Unterdessen zeigten sich Vorboten des Landes. Die Tiefe des Meeres nahm ab, Rohr und Baumstämme schwammen auf sie zu, und Landvögel flogen auf die Masten. Die Sonne war eben untergegangen. Noch sah man nichts; aber Columbus ließ die Segel einhießen, um nicht etwa bei Nacht auf Klippen zu stoßen. Gegen Mitternacht — es war der 11. Oktober — sah man ein Licht, und plötzlich erscholl vom Mastkorbe herab der freu=

dige Ruf: „Land! Land!“ und Thränen der Freude stürzten Allen aus den Augen. Fußfällig baten sie jetzt Columbus um Verzeihung. Mit ungeduldiger Sehnsucht erwarteten sie den Anbruch des Tages. Endlich röthete sich der Himmel im Osten, und siehe, da lag vor ihrem staunenden Blicke ein lieblich grünes Eiland, vom Glanze der Morgensonne erhellet! und mit rauschender Musik, fliegenden Fahnen und anderem feierlichen Gepränge ruderten die glücklichen Abenteurer fröhlich in die neue Welt hinüber. Mit der Fahne in der einen Hand und dem Degen in der anderen stieg Columbus zuerst an's Land unter die erstaunten Insulaner, die sich am Ufer versammelt und nie solche Menschen, nie solche Schiffe gesehen hatten. Sie legten durch ihre Geberden an den Tag, daß sie die Spanier für höhere, vom Himmel gekommene Wesen hielten. Sie selbst erregten bei den Spaniern nicht geringeres Erstaunen. Sie waren ganz nackt, von röthlicher Kupferfarbe und trugen zum Zierrathe Goldbleche in Nase und Ohren. Sie riefen Guanahani, welches man für den Namen der Insel nahm; Columbus jedoch nannte sie zum Danke für die Rettung Sand Salvador, d. i. die Erlöser-Insel. Sie gehört zu den Bahama-Inseln. Die Spanier gaben den Wilden Scherben, Glaskorallen, Nadeln und andere blinkende Kleinigkeiten und erhielten dafür Gold in Menge zurück. Zugleich zeigten die Wilden, als sie die Goldgier der neuen Gäste sahen, nach Süden. Dorthin richtete deshalb Columbus seinen Lauf und entdeckte die Insel Cuba. Die nackten Einwohner standen wie versteinert beim Anblicke der fremden Menschen und ihrer Schiffe. Als man ihnen Goldbleche vorhielt, schrien sie Hayti! und zeigten nach Osten. Columbus folgte diesem Winke und entdeckte die Insel Hayti, die er, weil sie einige Aehnlichkeit mit Spanien zu haben schien, Hispaniola, d. i. Kleinspanien, nannte. Jetzt heißt sie St. Domingo. Auch hier gaben die gutmüthigen Indianer für glänzende Kleinigkeiten Goldbleche in Menge hin.

Jetzt wünschte Columbus nach Europa zurückzukehren, um seinem Könige die Nachricht der glücklichen Entdeckungen zu überbringen. Vor seiner Abreise bauete er aus den Trümmern eines seiner Schiffe, welches bei Hayti gestrandet war, auf der Insel

eine kleine Burg oder ein Fort, Navidad genannt, und ließ hierin achtunddreißig Spanier zurück. Seine kleine Kolonie ermahnte er zu einem freundlichen Betragen gegen die Insulaner. Um diesen zuvor Furcht und Achtung vor den Spaniern einzuflößen, ließ er sie eine glänzende Waffenübung anstellen. Als auf einen Wink die Gewehre losbrannten, geriethen die Wilden außer sich vor Entsetzen; und kaum hatten sie sich von der ersten Angst erholt, als ein Kanon abgefeuert wurde, dessen Kugel einen Theil des gestrandeten Schiffes donnernd zerschmetterte. Da aber stürzten sie vor Angst zu Boden; nun mochte es bei ihnen wohl ausgemacht sein, daß die fremden Männer höhere Wesen seien.

Am 4. Januar 1493 ging Columbus unter Segel. Während der Rückfahrt aber erhob sich ein fürchterlicher Sturm, welcher unvermeidlichen Untergang drohete. Columbus aber, mehr auf die Erhaltung seiner Entdeckung, als seines Lebens bedacht, schrieb dieselbe eiligst auf eine Pergamentrolle und warf sie, in einer wohlverpichten Tonne verschlossen, in's Meer, hoffend, daß die Wogen sie wohl irgendwo an's Land treiben würden. Doch die Vorsehung wollte, daß er selbst der Herold seiner gelungenen Entdeckung werde. Der Sturm legte sich, das Schiff flog über die ruhige Fluth dahin und lief am 15. März unter dem Donner des Geschützes, unter dem feierlichen Geläute der Glocken und unter dem tausendstimmigen Jubel der am Strande versammelten Volksmenge in den Hafen von Palos ein. Bei seinem feierlichen Einzuge wurden alle mit herübergebrachten Kostbarkeiten und Seltenheiten des neuen Erdtheiles wie im Triumphe vor ihm hergetragen.

Am 25. September machte er mit siebenzehn Schiffen und fünfhundert Mann eine zweite Fahrt nach der neuen Welt. Diesesmal nahm er eine etwas südlichere Richtung und entdeckte die Karaiben, Dominique, Guadeloupe und Portorico. So überaus freundlich die Natur auf diesen Inseln war, so wild waren noch die Bewohner derselben. Bei ihnen herrschte die grausame Sitte, ihre gefangenen Feinde zu schlachten und zu verzehren. Auf Guadeloupe fand man die Wilden gerade bei einem so schrecklichen Gerichte, und überall lagen Menschenknochen und blutige

Schädel umher. Die Sorge für seine zurückgelassene Kolonie trieb ihn hierauf nach Hayti, wo er am 22. November ankam. Aber wie erschrak er, als er weder Kolonie noch Fort erblickte! Die Grausamkeit der Spanier hatte die Insulaner zur gerechten Nothwehr gereizt; sie hatten alle Tyrannen erschlagen, das Fort zerstört und waren dann in das Innere des Landes geflohen. Columbus ließ jetzt eine neue Festung anlegen, die er zur Ehre seiner Königin „Isabella" nannte, und übergab dieselbe der Aufsicht seines Bruders Diego. Er selbst segelte weiter und entdeckte die Insel Jamaika. Nach fünfmonatlicher Abwesenheit kam er nach Hayti zurück, wo er die Freude hatte, auch seinen Bruder Bartholomäus anzutreffen.

Bald aber entstand Unzufriedenheit unter den Gefährten des Columbus. Sie waren ihm gefolgt, in dem Wahne, in der neuen Welt seien goldene Schätze nur aufzulesen, ohne alle Arbeit und Beschwerden. Viele kehrten deshalb nach Spanien zurück und rächten sich an ihm durch Verläumdungen, indem sie die gehässigsten Schilderungen von dem Lande und seinem Befehlshaber machten. Bald erschien ein Abgesandter des Königes, um die Sache an Ort und Stelle zu untersuchen. Da dieser aber ein persönlicher Feind des Columbus war, so hielt er es für rathsamer, nach Spanien zurückzukehren und sich persönlich vor dem Könige zu rechtfertigen. Dieses geschah auch. Der König erkannte seine Unschuld an; doch dauerte es fast ein Jahr, bevor er ihm die nöthigen Schiffe zu einer dritten Fahrt gab.

Am 30. Mai 1498 stach er mit acht Schiffen wieder in See. Er hatte einen Haufen grober Verbrecher an Bord, die in Bergwerken der neuen Welt arbeiten sollten. Dieses widerspenstige Gesindel machte ihm in der Folge vielen Gram und Kummer. Er nahm diesesmal eine noch südlichere Richtung, entdeckte die große Insel Trinidad am Ausflusse des Orinokostromes und erreichte endlich das feste Land von Amerika, und zwar in der Gegend, wo jetzt die Stadt Karthagena liegt. Dann segelte er wieder nach seiner Lieblingsinsel Hayti. Hier hatte sein Bruder an einem bequemeren Platze die Stadt St. Domingo angelegt, von welcher nachher die ganze Insel diesen Namen erhielt. Die Kolonie

selbst aber befand sich in einem höchst traurigen Zustande. Die Insulaner waren durch die Grausamkeit der Spanier zur äußersten Rache gereizt worden. Sie hatten alle Anpflanzungen verwüstet und so ihren Peinigern alle Lebensmittel entzogen. Columbus konnte die Ruhe nur durch das harte Mittel herstellen, daß er die Ländereien unter die Spanier vertheilte und jedem derselben mehrere Eingeborne als Sklaven gab, die nun ihr früheres Eigenthum für ihre grausamen Herren bearbeiten mußten.

Columbus Feinde waren unterdessen nicht müßig gewesen. Eben jetzt kam ein neuer Bevollmächtigter, Bovadilla, welcher unumschränkte Gewalt vom Könige hatte, die gegen Columbus angebrachten Klagen zu untersuchen. Aus persönlichem Rachegefühl ließ er ihn auf die Aussage einiger nichtswürdigen Zeugen verhaften, in Ketten legen und zur Verantwortung nach Europa abführen. Als das Schiff nicht mehr weit vom Hafen war, wollte der Befehlshaber, den der Anblick des großen Mannes rührte, ihm die Fesseln abnehmen; allein Columbus litt es nicht. Ganz Spanien sollte sehen, wie man den Entdecker einer neuen Welt belohne. Der König überzeugte sich indessen bald von seiner Unschuld. Er behandelte ihn mit Liebe und Achtung und ließ Bovadilla sogleich abrufen.

Am 2. März 1502 unternahm Columbus die vierte Fahrt. Als er auf der Rhede von Hayti anlangte, verweigerte der schändliche Befehlshaber sogar dem Entdecker selbst die Landung. Er mußte weiter segeln und erreichte endlich nach vielen Gefahren und Widerwärtigkeiten die Insel Jamaika. Hier strandeten seine Schiffe, und die ganze Mannschaft befand sich auf der Insel zwischen lauter wilden Menschen in der größten Noth. Da unternahmen zwei seiner Gefährten, Mendez und Fiesko, ein kühnes Wagstück. Sie ruderten in zwei ausgehöhlten Baumstämmen zehn Tage lang durch die wogende See, erreichten glücklich Hayti und kamen, aber erst nach acht Monaten, mit einem rettenden Schiffe zu den Verlassenen zurück. Abgezehrt von Krankheit und Gram begab sich Columbus wieder nach Spanien. Hier fand er seine Beschützerin Isabella todt; Ferdinand, der jetzt seiner nicht mehr bedurfte, vernachlässigte ihn ganz. Viele Spanier suchten sogar

sein Verdienst herabzuwürdigen, als hätte die Entdeckung auch von jedem anderen leicht gemacht werden können. Als einst in einer Gesellschaft solcher weiser Herren hierauf wieder das Gespräch fiel, nahm Columbus ein Ei und fragte: „Wer von den Herren kann mir dieses Ei auf die Spitze stellen?“ Keiner konnte es. Da drückte er gelassen die Spitze ein, und das Ei stand! Als nun alle riefen: „Das hätten wir auch gekonnt!“ erwiederte er lächelnd: „Ganz recht, liebe Herren, das eben ist der Unterschied, damals wie jetzt, daß ihr Alle es auch hättet so machen können, ich allein es aber wirklich so gemacht habe!“

Am 20. Mai 1506 starb Columbus zu Valladolid, mehr vielleicht vor Kummer über den Undank der Menschen, als an den Folgen des Alters. Er zählte neunundfünfzig Jahre und befahl in seinem letzten Willen, die Kette, an welche man ihn einst geschmiedet hatte, mit in das Grab zu legen. Sein Leichnam mit der Kette wurde nach St. Domingo und später nach Havanna gebracht.

Nicht einmal den Namen führte der neue Erdtheil nach seinem Entdecker. Seit dem Jahre 1497 bis 1503 machte ein Edelmann aus Florenz, Americo Vespucci, mehrere Reisen in den neuen Erdtheil und theilte umständliche Nachrichten und Karten von demselben mit. Daher nannte man das Land nach ihm terra America, d. i. Land des Americo. Erst der neue Freistaat Columbia hat des Entdeckers Verdienst auch mit seinem Namen anerkannt. — Jener großen Inselgruppe zwischen Nord- und Südamerika ist der damalige Name Westindien geblieben, weil damals der Wahn herrschte, daß sie nur ein Theil von dem früher bekannten Indien sei, welches deshalb zur Unterscheidung Ostindien genannt wurde.

Fernere Entdeckungen der Portugiesen und Spanier. — Von nun an wurden fast in jedem Jahre neue Entdeckungen gemacht. Im Jahre 1500 entdeckten die Portugiesen durch Zufall das gold- und diamantenreiche Brasilien. Emanuel, der König von Portugal, sandte eine Flotte unter Anführung Cabral's nach Ostindien. Auf der Fahrt dahin wurde er vom Sturme

südwestlich an ein unbekanntes Land getrieben, wo er kupferbraune Menschen mit ganz anderen Gesichtszügen fand, als die Afrikaner hatten. Es war Brasilien, ein Theil von Südamerika. Cabral nahm sogleich von dem Lande für die Krone Portugals Besitz. Unter anderen Seltenheiten fand man hier ein schönes Färbeholz, das, frisch geschält, fast wie eine glühende Kohle glänzte. Weil nun Kohle auf portugiesisch Brasil heißt, so bekam das ganze Land hievon den Namen. Von Brasilien schiffte Cabral wieder östlich nach dem indischen Meere, wurde aber von dem Sturme abermals überfallen, in welchem die Hälfte seiner Schiffe nebst dem berühmten Seefahrer Bartholomäus Diaz unterging. Endlich erreichte er Kalikut. Hier fand er aber keine Aufnahme. Zamorin zeigte sich gegen ihn so feindselig, daß Cabral aus Rache einen ganzen Tag hindurch die Stadt beschießen ließ. Dann durchstreifte er die Uferlande und schloß Handelsverträge mit den Regenten von Kochin und Kanaor. Mit reichen Produkten Indiens versehen segelte er nach Portugal zurück.

Gereizt durch die herrlichen Produkte Indiens suchte sich der portugiesische König in diesem Lande immer fester zu setzen. Darum schickte er im Jahre 1502 eine noch größere Flotte unter Vasko de Gama dahin. In Kochin, dessen König mit Zamorin in Feindschaft lebte, fand er wieder die freundlichste Aufnahme; nicht aber in Kanaor, wo die eifersüchtigen Mohammedaner Feindschaft zwischen ihm und dem Könige anzustiften suchten. Jetzt wandte sich Gama gegen Zamorin, der seinen Feindseligkeiten gegen die Portugiesen keine Grenze setzte. Zwei Tage ließ er Kalikut fürchterlich beschießen und mehrere gefangene Mohammedaner an den Segelstangen aufhängen. Nachdem er solche Rache genommen hatte, kehrte er nach Kochin zurück und legte dort eine Faktorei (Waarenniederlage) an. Dann segelte er nach Kanaor, dessen König ihm jetzt erlaubte, auch in seinem Lande eine Faktorei anzulegen.

Durch diese Kolonien faßten die Portugiesen zuerst festen Fuß in Ostindien und dehnten von dort her ihre Besitzungen immer weiter aus. Auch Zamorin wurde endlich besiegt, und Goa die Hauptstadt ihrer ostindischen Besitzungen. Anfänglich waren sie im alleinigen Besitze des einträglichen Handels in Ostindien; bald

aber reizte der Gewinn auch die übrigen seefahrenden Nationen an, hier Kolonien zu gründen.

Eroberung von Mexico durch Ferdinand Cortez (1519 bis 151). — Wie die Portugiesen im Osten, so verfolgten die Spanier ihre Entdeckungen im Westen. Die wichtigste unter diesen ist die Entdeckung und Eroberung von Mexico. Zu dem damaligen spanischen Statthalter auf der Insel Cuba, Velasquez, kamen einst spanische Schiffer uud erzählten voll Verwunderung: „auf einer westlichen Fahrt seien sie auf ein außerordentlich fruchtbares und schönes Land gestoßen; dort hätten sie wohlgekleidete Menschen, Dörfer und Städte mit steinernen Wohnungen, Tempeln und Thürmen gesehen!“ Sogleich beschloß Velasquez, das gepriesene Land in Besitz zu nehmen. Zu dem Zwecke schickte er am 12. Februar 1519 einen jungen ausgezeichneten Anführer, Ferdinand Cortez, mit einer kleinen Seemacht ab. Am 2. April landete dieser wirklich an der mexicanischen Küste. Der Anblick der fremden Männer und ihre Bewaffnung setzte die Eingebornen des Landes in ungewöhnliches Erstaunen. Am meisten erregten die geharnischten Reiter ihre Verwunderung. Pferde kannte man in Amerika nicht; und viele hielten Pferd und Reiter nur für ein Geschöpf und erschraken nicht wenig, als die Reiter abstiegen, und so das Ganze sich theilte. Und als nun gar die Kanonen abgefeuert wurden, da schien es ihnen, als seien ihre Götter mit dem Donner herniedergestiegen. Sie begrüßten Cortez als einen Sohn der Sonne, der gekommen sei, ihre Lage zu verbessern; denn sie wurden von ihrem Könige Montezuma hart gedrückt. Viele schlossen sich deshalb an seine Spanier an. Nun ging der Zug gerades Weges auf die Hauptstadt Mexico los, welche sechzigtausend Einwohner hatte und die Residenz des Montezuma war. Der König schickte ihm Boten über Boten mit Geschenken entgegen und ließ ihn höflichst ersuchen, doch wieder umzukehren; allein die Geschenke reizten nur noch mehr die Eroberungslust der Spanier. Als der König endlich keinen Ausweg mehr sah, ging er ihm mit seinem ganzen Hofstaate entgegen, holte ihn auf das Feierlichste ein und wies ihm ein weitläufiges steinernes Gebäude zur Wohnung an. Dieses ließ Cortez zur größeren Sicherheit

heimlich zu einer Festung einrichten, mit Soldaten und Kanonen besetzen und dann den König unter einem leeren Vorwande gefänglich einziehen.

Das übermüthige Benehmen der Spanier und die feige Nachgiebigkeit des Königes reizte die Wuth der Mexicaner auf's Höchste. Bald kam sie zum hellen Ausbruche. Sie umringten das Bollwerk der Spanier und schleuderten Steine gegen die auf der Mauer befindlichen Männer. Cortez hoffte, das wüthende Volk durch die Erscheinung seines Königes zu beruhigen, und ließ denselben im vollen Schmucke auf die Mauer treten; aber von Steinen getroffen sank der Unglückliche dahin und starb nach wenigen Tagen. Nur mit genauer Noth retteten sich Cortez und seine Gefährten durch eilige Flucht.

Bald nachher aber kehrte Cortez mit neuer Verstärkung nach Mexico zurück. Ueber dieses herrschte jetzt Guatimozin, ein Neffe des Montezuma. Nach tapferer Gegenwehr nahm Cortez die Stadt wieder ein (1521). Und als die habsüchtigen Spanier nicht sogleich die unermeßlichen Goldschätze vorfanden, die sie gehofft hatten, ließen sie, in dem Wahne, die Einwohner hätten ihre Schätze versteckt, die vornehmsten auf die Folter spannen, um sie durch die grausamste Marter zum Geständnisse zu bringen. Selbst der biedere Guatimozin wurde gefesselt über glühende Kohlen gelegt; neben ihm einer seiner Vertrauten. Als dieser in seiner Qual wimmerte und zuckte, sprach Guatimozin mit Ruhe und Würde: „Freund, sieh' her, liege ich denn auf Rosen!" Guatimozin wurde bald darauf öffentlich hingerichtet, und Cortez zum Statthalter des eroberten Landes ernannt. Jeder Spanier erhielt eine Anzahl Mexicaner als Sklaven. Mit empörender Grausamkeit suchte er sich Unterwürfigkeit und Gehorsam zu erzwingen. Einst ließ er sechzig Kaziken (kleine Fürsten) und vierhundert andere vornehme Mexicaner vor den Augen ihrer Kinder lebendig verbrennen.

Doch bald verlor auch Cortez das Zutrauen seines Königes und wurde in seiner Statthalterschaft sehr beschränkt. Mißmuthig legte er deshalb seine Stelle nieder und ging auf neue Entdeckun-

gen aus. Im Jahre 1536 fand er die große Halbinsel Californien, das heutige Goldland. Einige Jahre später kehrte er nach Spanien zurück, wurde hier aber so kalt aufgenommen und hatte so viele Kränkungen zu leiden, daß der Gram hierüber sein Lebensende beschleunigte. Er starb 1547, zweiundsechzig Jahre alt.

Erste Reise um die Welt unter Magellan. — In demselben Jahre, 1519, in welchem Cortez zur Eroberung Mexicos auslief, unternahm der Portugiese Magellan, der in spanische Dienste getreten war, die erste Reise um die Welt. Am 20. September segelte er mit fünf Schiffen und 225 Mann aus dem Hafen Sevilla ab. Er steuerte gerade auf Brasilien los, fuhr dann südwärts die Küste entlang, um eine Durchfahrt zu suchen. Bei dieser äußerst mühsamen und gefahrvollen Fahrt strandete eins seiner Schiffe. Endlich fand er jedoch einen Durchgang, die Meerenge zwischen dem festen Lande von Südamerika und dem Feuerlande. Mit seinen noch übrigen drei Schiffen — das vierte war kurz vorher nach Europa zurückgekehrt — segelte er hindurch und kam in die große von Europäern jetzt zum ersten Male besuchte Südsee. Das Meer war wegen des anhaltend milden und schönen Wetters so ruhig, daß sie ihm den Namen des stillen Oceans gaben. Pfeilschnell flog die kleine Flotte über die ruhige Wasserfläche dahin und erreichte endlich die Ladronen oder Diebesinseln, auf welchen sie sich mit frischem Wasser und Lebensmitteln versah. Weil man bei den wilden Bewohnern dieser Insel eine besondere Neigung zu Diebereien fand, so erhielten die Inseln selbst hievon ihren gehässigen Namen. Hierauf kam man an die Philippinen. Auf einer dieser Inseln, mit Namen Sebu, erlangte Magellan die Bekehrung des Königes zum Christenthume. Zugleich zog er als Verbündeter mit seinem neuen christlichen Freunde gegen den König der benachbarten Insel Matan zu Felde. Anfangs wichen die Feinde, erschrocken über die Feuergewehre der Spanier, zurück; als diese aber endlich, aus Mangel an Pulver, das Schießen einstellen mußten, griffen die Insulaner herzhaft an, und Magellan mit einer bedeutenden Anzahl seiner Mannschaft verlor das Leben. Hierauf wurde sofort die Rückreise beschlossen. Wegen der verminderten Anzahl der

Spanier wurde eins der Schiffe verbrannt, über die beiden anderen übernahm Juan de Carvallo den Oberbefehl und landete mit ihnen auf der moluckischen Insel Tidor, wo er schon Portugiesen vorfand, die über das Kap und Ostindien dahingekommen waren. Hier mußte auch das zweite Schiff, welches so schadhaft war, daß es die lange Fahrt nicht aushalten konnte, zurückgelassen werden. Auf der weiteren Fahrt starb Carvallo. An seine Stelle trat Sebastian de Cano, der nun mit dem einen Schiffe um Asien und Afrika herumsegelte und endlich, nach dreijähriger Abwesenheit, die Küste von Spanien glücklich wieder erreichte. Zum Andenken dieser merkwürdigen Fahrt wurde das Schiff aufbewahrt, bis es vor Alter zerfiel.

Entdeckung von Peru unter Pizarro. — Am 15. September 1524 schiffte der Spanier Pizarro, ein roher, aber herzhafter Mann, mit mehreren gleichgesinnten Abenteurern in einem einzigen Schiffe von Panama ab, um das noch nicht gefundene Goldland aufzusuchen. Er steuerte nach Süden, weil bei dem steten Fragen nach Gold die Wilden immer nach Süden gezeigt hatten. Auf seiner Fahrt entdeckte er Perū und fand in diesem Lande so viele Goldgefäße, daß er bald merkte, daß dieses das gesuchte Goldland sei. Weil aber seine Mannschaft viel zu gering war, um mit derselben ein großes wohlbevölkertes Land zu erobern, so kehrte er für jetzt zurück, kam aber bald mit hinreichender Verstärkung an Mannschaft und Geschütz wieder dahin. Zum Unglück der Peruaner herrschte eben jetzt unter ihnen ein innerer Krieg. Huascar und Atahualpa, zwei Söhne des letztverstorbenen Inka — so nannten sie hier die Könige — stritten um den Thron, und Beide riefen die Hülfe der angekommenen Fremdlinge an. Pizarro verband sich mit Atahualpa, und Huascar wurde überwunden und gefangen. Nun verlangte Pizarro, der nicht mehr als Freund und Bundesgenosse, sondern als Herr und Gebieter auftrat, daß der Inka, welcher mit seinen Unterthanen die Sonne anbetete, sich zur christlichen Religion bekehre und den König von Spanien als seinen Oberherrn anerkenne. Als er diesem widerstrebte, wurde er gefangen genommen und in Ketten gelegt. Der Unglückliche erbot sich, das Zimmer, in welchem er gefangen saß, so hoch, als er mit

aufgehobenen Armen an den Wänden reichen könnte, mit Gold zu füllen, wenn man ihm für diesen Preis die Freiheit wiederschenke. Dieses geschah auch. Huascar erkaufte sich um einen noch höheren Preis die Freiheit, wurde aber bald nachher von seinem eifersüchtigen Bruder umgebracht. Sogleich legten ihn die Spanier wieder in Ketten und verurtheilten ihn als einen Brudermörder und Götzendiener zum Feuertode. Der Unglückliche weinte und flehete; umsonst, sie führten ihn zum Richtplatze. Unterwegs sprach ihm der Geistliche zu, Christ zu werden, und verhieß ihm unter dieser Bedingung Milderung der Strafe. In der Todesangst willigte er gern ein und ließ sich taufen. Dafür wurde er, statt lebendig verbrannt zu werden, aus Gnade am Pfahle erdrosselt! Die Unterwerfung von Peru war jetzt ein leichtes. Die Einwohner wurden zu Sklaven gemacht und unter die Spanier vertheilt. Pizarro selbst aber genoß nicht lange die Früchte seiner Eroberung. Er veruneinigte sich mit seinen Offizieren und ward von diesen ermordet (1541).

Mit unerhörter Grausamkeit wurden die Indianer von ihren neuen Herren behandelt. Ja, es wurde sogar die Frage aufgeworfen, ob man sie wohl zu den Menschen zählen dürfe. Die unglücklichen Indianer sanken oft todt dahin. Theils erlagen sie den Geißelhieben ihrer Peiniger, theils der schweren Arbeit, für die ihr zarter Körperbau zu schwach war. Nur allmälig besserten sich die Zustände. Besonders wirkte hierauf die Geistlichkeit ein. Die Verkündigung des Evangeliums erhob ja die Eingeborenen zu christlichen Brüdern der Europäer. Zur Schonung der schwachen Indianer gab der menschenfreundliche Las Casas, Bischof von Chiapa in Mexico, den Rath, die ungleich stärkeren Neger aus Afrika zur Verwendung für die den Indianern unerträgliche Arbeit herüberzuholen. Seit der Zeit kam der schreckliche Negersklavenhandel auf, dessen Gräuel der edele Las Casas bei seinem so wohlmeinenden Rathe nicht geahnet hatte, und der länger als dreihundert Jahre zur Schande der Menschheit geführt wurde.

Die Spanier und Portugiesen waren anfangs die einzigen Beherrscher von Amerika, und unermeßliche Schätze flossen ihnen jährlich aus diesem Erdtheile zu. Dennoch war ihnen der Besitz

desselben von keinem Segen, wie der Erfolg dieses bewährt hat. Die Schätze der neuen Welt beförderten nur Ueppigkeit und Trägheit; durch die vielen Auswanderungen wurden tausend und tausend arbeitsame Hände dem Anbaue und der Pflege des so schönen aber verwaiseten Mutterlandes entzogen. — In der Folge legten auch die übrigen seefahrenden Nationen, besonders England, Kolonien in Amerika an. Jede neue Reise nach diesem unerschöpflich scheinenden Erdtheile brachte neue Ausbeute. Neue Thiere, neue Pflanzen zur Färberei, zum Genusse, zur Genesung, neue nahrhafte Gewächse, besonders die Kartoffeln und vieles Andere kam aus Amerika herüber und wurde bald in Europa zum bleibenden Bedürfnisse. Auch die Natur- und Länderkunde wurde beträchtlich erweitert. Neben den guten Folgen entwickelten sich aber auch manche böse, die bei einem gesteigerten Lebensgenusse unausbleiblich sind.

Einunddreißigster Abschnitt.

Deutschland unter Maximilian I. Einführung des ewigen Landfriedens, des Reichskammergerichts und des Postwesens. Eintheilung Deutschlands in zehn Kreise Erfolgreiche Verbindung zur Vergrößerung seiner Hausmacht. — Gegen das Ende seiner Regierung beginnt die Reformation und breitet sich unter seinem Nachfolger, Karl V., immer weiter aus.

Maximilian I. (1493—1519). — In jener so vielfach aufgeregten und sich völlig umstaltenden Zeit, von 1493 bis 1519, regierte in Deutschland Maximilian I., der Sohn Friedrich's IV. Dieser war einer der herrlichsten Regenten Deutschlands; in allen seinen Handlungen bewies er sich thätig, rasch und unternehmend. Immer voran, wo es Deutschlands Ehre galt, bildete er auch den Mittelpunkt einer großen geistigen Thätigkeit. Die ersten Dichter und Künstler waren von ihm hochgeehrt. Ihm hat Deutschland viele nützliche Anstalten zu verdanken. Er war es, der dem wilden Faustrechte ein endliches Ziel setzte. Im Jahre 1495 hielt er einen Reichstag zu Worms, auf welchem der ewige Landfriede beschlossen wurde. Bei Strafe der Reichsacht, bei Verlust aller Lehen und Rechte sollten nunmehr alle Befehdungen

aufhören. Die bereits milder gewordenen Sitten und die durch die Erfindung des Schießpulvers veränderte Kriegsführung, welche den Raubrittern hinter den Mauern ihrer Felsenburgen keinen Schutz mehr ließ, waren zur Erreichung dieses Zieles sehr günstig.

Sollte aber dieser Landfriede Bestand haben, so mußte auch nothwendig ein Gerichtshof vorhanden sein, bei welchem Jeder sein Recht nachsuchen konnte. Es wurde deshalb ein Reichskammergericht angeordnet, das aus einem Kammerrichter und sechzehn Beisitzern bestand. Am 31. Oktober 1495 wurde es zu Frankfurt a. M. eröffnet; nachher wurde es nach Speier, und im Jahre 1689 nach Wetzlar verlegt. Um Ruhe und Ordnung besser zu handhaben, wurde Deutschland in zehn Kreise getheilt. Diese waren: der österreichische, bayerische, schwäbische, fränkische, oberrheinische, kurrheinische, westfälische, niedersächsische, obersächsische und burgundische oder niederländische. Jeder Kreis hatte seinen besonderen Vorsteher oder Kreishauptmann. Bei Ruhestörungen bot dieser immer die bewaffnete Mannschaft, das sogenannte Kreiskontingent, auf. So vortheilhaft auch in anderer Rücksicht diese Kreiseintheilung sein mochte, so wirkte sie doch für die Folge sehr nachtheilig auf die Erhaltung der Einheit des Reiches Jeder Kreis sorgte nur für sich und nahm wenig Rücksicht auf das Ganze; jeder wollte vor dem anderen an Rang und Größe den Vorzug haben. Auf den Reichstagen, auf welchen das Wohl des Vaterlandes berathen wurde, stritten sogar die einzelnen Kreise darüber, wer am wenigsten dafür beizutragen habe. So konnte nichts Großes unternommen werden, weil es an Gemeingeist fehlte; und der erste Fürst der Christenheit war einer der allerschwächsten.

Ein großes Verdienst um Deutschland erwarb sich Maximilian auch durch die Einführung des Postwesens. Früher hatte man wohl reitende Boten von einer Hauptstadt zur anderen, auch einzelne Landkutschen, welche Reisende und Gepäck aufnahmen. Sollten aber Briefe an Orte gelangen, die nicht an der Straße lagen, oder waren sie für das Ausland bestimmt, so mußte man eine Gelegenheit abwarten oder einen besonderen Boten abschicken. Jenes war aber sehr unsicher, dieses sehr kostspielig. Höchst erfreulich mußte deshalb für Alle, insbesondere für den Kaufmanns-

stand, eine Anstalt werden, durch welche man fortan Alles, was man wollte, mit geringen Kosten, schnell und sicher von einem Orte zum anderen befördern konnte. In Frankreich bestand diese höchst gemeinnützige Anstalt schon seit dem Jahre 1464, und war bald nachher von dem deutschen Grafen von Thurn und Taxis in Tirol nachgeahmt worden. Durch dessen Sohn Franz führte Maximilian im Jahre 1516 zuerst eine Post zwischen Brüssel und Wien ein und ernannte jenen Grafen zum Generalpostmeister. Diese Würde blieb in seiner Familie erblich. Von nun an kam das Postwesen immer mehr in Aufnahme. Jeder Fürst führte es in sein Land ein. Das Recht dazu kauften sie von der Familie Thurn und Taxis, die auf solche Weise außerordentlich reich wurde. Später ist diese Familie sogar in den Fürstenstand erhoben worden.

Den größten Vortheil zog Maximilian, wie überhaupt die meisten österreichischen Kaiser, aus glücklichen Familienverbindungen. Durch seine eigene Vermählung mit der burgundischen Fürstin hatte er die reichen Niederlande an sein Haus gebracht, wie wir früher sahen. Seinen Sohn aus dieser Ehe, Philipp, vermählte er mit Johanna, der Erbin der Krone Spaniens, und bereitete hiedurch die Verbindung dieses Reiches mit Deutschland vor; denn der nachmalige Kaiser Karl V entsproß aus dieser Ehe. Eben so leitete er im Jahre 1515 eine Wechselheirath seiner Enkel Ferdinand und Maria (Philipp's Kinder) mit Anna und Ludwig, den beiden Kindern des Königes Wladislaw von Ungarn und Böhmen ein und legte so den Grund zu der unmittelbaren Vereinigung beider Länder mit dem Hause Oesterreich.

Maximilian starb 1519 und soll schon vier Jahre vor seinem Tode überall seinen Sarg als Mahnungszeichen an den Tod mit sich herumgeführt haben. Er ruhet in der Burgkapelle zu Wiener-Neustadt unter dem Hochaltare.

Nicht lange vor dem Hinscheiden dieses Kaisers wurde Deutschland der Schauplatz eines Ereignisses, das klein in seinen Anfängen, aber unberechenbar in seinen Folgen, immer verhängnißvoller in alle Verhältnisse eingriff, — die Reformation oder Kirchentrennung.

Die Reformation. — In Folge des päpstlichen Schismas (Kirchenspaltung) im 14. und 15. Jahrhunderte, der zunehmenden Verweltlichung der Geistlichkeit und des Verfalles der strengeren Kirchenzucht hatten sich allmälig mancherlei kirchliche Mißbräuche eingeschlichen. Einer der auffallendsten Mißbräuche dieser Art war der Unfug, der mit dem Ablaß getrieben wurde. Zu den Türkenkriegen und zur Bestreitung größerer kirchlicher Bedürfnisse waren nicht selten Ablaßgelder erhoben worden. Es war im Grunde nichts Ungewöhnliches und auch nichts Verwerfliches, daß Papst Leo X. zum Ausbau der prachtvollen Peterskirche in Rom durch Ertheilung eines vollkommenen Ablasses, der von ihm ausgeschrieben ward, das benöthigte Geld zusammenzubringen suchte bei allen Völkern des christlichen Abendlandes. Aber die Art und Weise, wie der Dominicaner-Mönch Johann Tetzel den Ablaß in Sachsen verkündigte, und wie er, um eine reichere Geldeinnahme zu machen, die Sache, den kirchlichen Anordnungen zuwider, betrieb, ja, die irrthümliche Auffassung der Lehre vom Ablasse auf Seiten Schlechtunterrichteter nicht berichtigte, sondern unterhielt, mußte die Einsichtigeren mit Unwillen erfüllen.

Martin Luther (1517). — Damals lebte als Lehrer an der Hochschule zu Wittenberg der Augustinermönch Martin Luther, geboren 1483 zu Eisleben in der Grafschaft Mansfeld in Thüringen. Dieser ließ am Allerheiligenabend (am 31. Oktober) 1517 fünfundneunzig Theses oder Sätze, die hauptsächlich auf den Ablaß und auf die kirchliche Freiheit sich bezogen, an die Schloßkirche zu Wittenberg anschlagen und dadurch andere Gelehrte zu ihrer Bestreitung herausfordern. Das brachte den Zündstoff plötzlich zur Flamme. Sofort traten Mehrere seinen Ansichten bei und eiferten in Schriften und Predigten wider die Gegner derselben.

Was anfangs nur eine Angelegenheit der Gelehrten gewesen war, wurde auch bald Sache des Volkes. Luther's Grundsätze verbreiteten sich vermittelst der Buchdruckerkunst mit unglaublicher Schnelligkeit über ganz Deutschland und brachten eine allgemeine Bewegung im Volke hervor. Ein großer Theil erklärte sich für seine Ansichten, ohne dieselben näher geprüft zu haben. Der Un-

gebildete bezog dieselben auf die Verweigerung der den Bischöfen und Klöstern schuldigen Abgaben und glaubte, in ihnen das Recht zur Auflehnung gegen die Obrigkeit und jede ihm beschwerliche Einrichtung zu finden. Von der Gegenpartei aber wurde Luther nicht bloß als Ketzer gescholten, sondern auch mit Vollziehung der auf Ketzerei gesetzten Strafe bedroht. Allein ihn schützte sein Landesherr, Friedrich der Weise, und litt nicht, daß er ungehört verurtheilt würde.

Der Papst hatte anfangs eine geringschätzige Meinung von der ganzen Angelegenheit. Er hielt sie für eine bloße Mönchszänkerei, die sich wohl bald wieder legen würde. Als er aber von der großen Bewegung hörte, die sie veranlaßt hatte, schickte er den Kardinal Cajetan nach Augsburg, um Luther, der dorthin beschieden war, in seiner Sache zu vernehmen und ihn von seinen Irrthümern zurückzuführen. Im Oktober 1518 fand diese Zusammenkunft Statt. Der Kardinal empfing Luther auf das freundlichste und ermahnte ihn, seinen Irrthümern zu entsagen, alsdann wolle er ihn gern als reuigen Sohn unter seine väterliche Obhut nehmen. Als Luther aber mit Heftigkeit Gründe und Beweise aus der h. Schrift verlangte, wurde der Kardinal höchst unwillig. Er hielt dessen Einrede nur für eine halsstarrige Verstocktheit und entließ ihn deshalb unwillig, mit der Weisung, daß er nicht anders, als zum Widerrufe, vor ihn treten solle. Luther floh alsbald heimlich aus Augsburg und ließ sowohl ein Entschuldigungsschreiben an den Kardinal, als auch eine Appellation an den Papst zurück, der erst besser von der Sache unterrichtet werden müsse. Diese Appellation wurde zu Augsburg öffentlich angeschlagen.

Unterdessen hatten Luther's Anhänger den Ausgang der Zusammenkunft mit ängstlicher Spannung erwartet; seine glückliche Rückkunft in Wittenberg ward von ihnen als Triumph gefeiert. Cajetan aber beschwerte sich bitter über jene heimliche Entweichung und bat in einem dringenden Schreiben den Kurfürsten, Luther entweder nach Rom zu schicken, oder doch wenigstens aus seinem Lande zu weisen. Allein der Kurfürst erwiederte: „die Gerechtigkeit verbiete ihm, vor erwiesener Schuld zu strafen, auch dürfe er seine neue Hochschule nicht ihrer glänzendsten Zierde berauben.“

Mitten unter diesen Gährungen — im Januar des Jahres 1519 — rief der Tod den edelen Kaiser Maximilian vom Schauplatze seines thatenreichen Lebens, und der Kurfürst Friedrich der Weise übernahm verfassungsmäßig bis zur Wahl eines neuen Kaisers die Verwaltung der sächsischen Länder. Das war ein sehr günstiger Umstand für Luther. Unter dem Schutze seines hohen Gönners konnte er nun das Werk der Reformation ungefährdet fortsetzen. Den eifrigsten Mithelfer und Beförderer fand er an Philipp Melanchthon, der auch Lehrer an der Hochschule zu Wittenberg war.

Als der Religionsstreit mit jedem Tage ernstlicher und bedenklicher wurde, schickte der Papst einen zweiten Legaten, den sächsischen Edelmann Karl von Miltitz, dahin. Dieser beschied Luther zu einer Zusammenkunft in Altenburg. Hier fand sie im Januar 1519 Statt. Miltitz gewann durch sanftes, freundliches Zureden das volle Zutrauen Luther's, so daß dieser gerührt versprach, von der ganzen Sache zu schweigen, wenn auch seinen Gegnern gleiches Schweigen auferlegt würde. Ja, er schrieb sogar selbst einen Brief an den Papst, in welchem es unter anderem heißt: „Ich bezeuge vor Gott und allen Creaturen, daß ich nie Willens gewest, noch heutiges Tages bin, der römischen Kirche und Ew. Heiligkeit Gewalt auf einerlei Weise anzugreifen oder mit irgend einer List etwas abzubrechen.“

Allein jenes Schweigen ward, wie auch vorauszusehen war, nicht beobachtet. Einer der größten Gegner Luther's war Doctor Eck, Lehrer an der Hochschule zu Ingolstadt in Bayern, ein sehr gelehrter und in der h. Schrift vorzüglich bewanderter Mann. Dieser forderte einen der eifrigsten Kämpfer für die neue Lehre, den Andreas Karlstadt, Luther's Freund und Amtsgenossen, zu einem gelehrten Wettstreite in Leipzig heraus. Derselbe wurde im Juni 1519 unter einem großen Zulaufe von Menschen neunzehn Tage hindurch geführt. Auch Luther selbst fand sich ein und nahm Theil an der Disputation. Sie hatte aber den Ausgang, welchen dergleichen Streitigkeiten gewöhnlich haben; statt die Gemüther zu vereinigen, erzeugte sie nur noch größere Erbitterung. Luther, den es äußerst kränkte, daß die Leipziger den Sieg seinem

Gegner Eck zuschrieben, faßte jetzt den Entschluß, mit verdoppeltem Eifer auf der gebrochenen Bahn weiter zu eilen. Hatte er anfangs nur gegen die Mißbräuche des Ablasses geeifert, so verwarf er auch bald den Ablaß selbst. Und weil ihm seine Gegner das Ansehen des Papstes, als des sichtbaren Oberhauptes der christlichen Kirche, unablässig entgegenstellten, so läugnete er auch dieses und trennte sich so nach und nach in mehreren wesentlichen Punkten von den Lehren und Einrichtungen der katholischen Kirche.

Endlich kam eine Bulle (päpstliches Schreiben) von Rom, welche einundvierzig aus Luther's Schriften gezogene Sätze als irrig und der katholischen Lehre zuwider bezeichnete und dem Urheber derselben einen Zeitraum von sechzig Tagen zum Widerrufe vergönnte: „Benutze er aber die ihm gestattete Frist nicht, so solle er als Irrlehrer von der Kirche ausgeschlossen werden." Obschon die Bulle mehr im Tone väterlicher Betrübniß, als strafender Härte abgefaßt war, so verfehlte sie doch ganz ihre Wirkung, weil der Papst die Verkündigung und Vollstreckung derselben dem größten Gegner Luther's, dem Doctor Eck, aufgetragen hatte, welcher gleich nach der Leipziger Disputation nach Rom gereiset war. Denn nun ließ sich Luther von der Heftigkeit seines Charakters so weit hinreißen, daß er am 10. December 1520 nach einer vorhergegangenen öffentlichen Bekanntmachung an der Spitze eines großen Volkshaufens die päpstliche Bulle vor dem Thore von Wittenberg verbrannte und hiemit den entscheidenden Schritt that, durch welchen er sich für immer von der katholischen Kirche trennte. An der Flamme des Scheiterhaufens, der jene Schrift in Asche verwandelte, werden wir nun bald die Fackel eines furchtbaren Religionskrieges sich entzünden sehen, der unser schönes, von Gott so gesegnetes Vaterland fast in eine Einöde verwandelte, ohne doch die Kluft auszufüllen, die bis auf den heutigen Tag die Katholiken von den Lutheranern trennt.

Fast zu gleicher Zeit mit Luther stand in der Schweiz ein anderer Reformator auf, Ulrich Zwingli, Pfarrer zu Zürich, welcher Luther's Ansichten in manchen Stücken, besonders in der Lehre vom h. Abendmahle, zu verbessern oder zu reformiren suchte. Die Anhänger desselben hießen deshalb Reformirte. In Genf

gründete Calvin (aus Noyon in Frankreich) wieder ein anderes Lehrsystem, welches in mehreren Punkten von der Lehre Luther's sowohl als auch Zwingli's abwich. Von Genf aus verbreitete sich seine Lehre in das benachbarte Frankreich, weiter in die Niederlande, nach Schottland und in mehrere deutsche Länder. Calvin's Anhänger nannten sich ebenfalls Reformirte, erhielten aber in Frankreich den Namen Hugenotten, in Schottland Presbyterianer oder Puritaner.

Luther auf dem Reichstage zu Worms (1521). — Unterdessen war Karl V. an die Stelle seines verstorbenen Großvaters Maximilian zum deutschen Kaiser erwählt worden. Beide Parteien, die Lutheraner sowohl als die Katholiken, bewarben sich jetzt um die Gunst des Kaisers. Der Kurfürst von Sachsen insbesondere, der selbst die ihm angebotene Kaiserkrone zu Gunsten des jungen, hoffnungsvollen Enkels Maximilian's ausgeschlagen hatte, bot seinen ganzen Einfluß zu Gunsten Luther's auf. Allein Karl hielt fest an dem Glauben seiner Väter und war entschlossen, seine ganze Macht und sein ganzes Ansehen zur Unterdrückung der neuen Lehre, die den Frieden der Kirche sowohl als des Staates störe, zu verwenden. Er beschied Luther nach dem Reichstage zu Worms, der eben jetzt gehalten wurde, und stellte ihm zu seiner Sicherheit einen Geleitsbrief aus. Am 16. April (1521) langte er unter Begleitung vieler Freunde und unter dem Zulaufe einer außerordentlichen Volksmenge zu Worms an. Alle wollten den kühnen Mönch sehen, der es gewagt, dem Papste, vor welchem sich Kaiser und Könige früher gedemüthigt hatten, öffentlich den Krieg zu erklären. Gleich am folgenden Tage wurde er vom Reichsmarschall in die Versammlung geführt, die wegen der Anwesenheit des Kaisers und der vielen Fürsten außerordentlich glänzend war. Allein er ließ sich weder durch wiederholte Verhöre, noch durch des Kaisers Abgeordnete, die seine Lehrmeinungen untersuchten, zum Widerrufe bewegen. Er berief sich immer auf die Bibel, als einzige Richtschnur des Glaubens; er erklärte, nur einer Widerlegung aus dieser weichen zu wollen und versetzte sich so, da es denn doch immer auf seine Auffassung der Bibel ankommen mußte, unter Verwerfung des Ansehens der Kirche in eine unangreifbare Stellung.

Da endlich erklärte der Kaiser feierlich: „er sei entschlossen, alle seine Reiche, Länder, Freunde, ja das Leben selbst daran zu setzen, damit dieses gottlose, ihm und dem deutschen Volke zur ewigen Schande gereichende Unternehmen keinen weiteren Fortgang habe.“ Sein kaiserliches Wort aber hielt er ihm und ließ ihn mit sicherem Geleite wieder abreisen; dann aber wurde über ihn die Reichsacht ausgesprochen. Allein für Luther's fernere Sicherheit war schon gesorgt. Auf der Rückreise ritten plötzlich zwei Edelleute, Vertraute des Kurfürsten Friedrich des Weisen, verlarvt an den Wagen heran, rissen ihn mit scheinbarer Gewalt heraus und brachten ihn, als Ritter verkleidet, auf ein einsames Bergschloß bei Eisenach, die Wartburg. Hier lebte er zehn Monate verborgen. Seine Gegner glaubten ihn todt; er aber arbeitete fleißig, übersetzte das neue Testament, beantwortete die Vorwürfe seiner Feinde und schrieb seinen Freunden Briefe des Trostes und der Ermunterung.

Die ersten Religionsunruhen; Karlstadt. — Während Luther einsam auf der Wartburg saß, kam es zu Wittenberg zu höchst stürmischen Auftritten. Karlstadt, Luther's Freund und Anhänger, hielt ebenfalls die Bibel für die einzige Quelle des Glaubens, verwarf Alles, was mit seiner Auslegung derselben nicht übereinstimmte und trieb hier nun den Reformationseifer fast bis zur Raserei. An der Spitze eines rohen Haufens gleichgesinnter Mönche, Studenten und Bauern rannte er durch die Kirchen, zerschlug Altäre und geweihete Gefäße, warf Bilder und Beichtstühle hinaus und verübte rohe Gewalt gegen die, welche sich seinen Rasereien widersetzten. Sobald Luther von diesen und ähnlichen Gräuelauftritten in Wittenberg hörte, eilte er sogleich dahin. Erst nach achttägigem Predigen gelang es ihm, die Flamme des Aufruhres zu dämpfen. Aber kaum war sie hier gedämpft, so schlug sie dort wieder hoch empor.

Der Bauernkrieg (1524—1525). — Es erhoben sich plötzlich, wie nach gemeinsamer Verabredung, in mehreren Gegenden Deutschlands die unteren Volksklassen gegen die oberen, besonders die hartgedrückten Bauern gegen ihre Gutsherren. Eine Schrift Luther's „über die christliche Freiheit“ wandten sie auf ihren ge-

genwärtigen Zustand an und forderten auch eine bürgerliche Freiheit. Sie rotteten sich zusammen und zogen unter schrecklichen Verwüstungen durch das Land. Klöster und Burgen wurden ausgeplündert, Bilder und Crucifixe zerschlagen, Priester an Altären mißhandelt. Karlstadt selbst stand an der Spitze einer dieser Banden.

Thomas Münzer (1525). — Noch ehe dieser Aufruhr ganz gestillt war, brach ein neuer in Thüringen aus unter Thomas Münzer, einem höchst schwärmerischen Anhänger der Reformation, der sich sogar besonderer göttlichen Offenbarungen rühmte, durch welche ihm das Wesen der christlichen Freiheit weit klarer geworden sei, als Luther sie kenne und lehre. Nach diesen vorgeblichen Offenbarungen sollte jetzt von ihm ein neues christliches Reich gestiftet werden, in welchem völlige Gleichheit herrsche, und alle Güter gemeinschaftlich seien. Zugleich verwarf er die Kindertaufe, weil er nichts davon in der Bibel fand und lehrte die Nothwendigkeit der Wiedertaufe für die Erwachsenen. Daher ihr Name Wiedertäufer (Anabaptisten). An der Spitze der Bauern, die sich scharenweise um den neuen Propheten zusammenrotteten, zog er verwüstend von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, um dieses abenteuerliche Reich zu gründen. Luther ermahnte, drohete. Vergebens! Da endlich vereinigten sich mehrere deutsche Fürsten und zogen mit Heeresmacht gegen die Raubscharen aus. Am 15. Mai 1525 kam es bei Frankenhausen in Thüringen zur Schlacht. Hier wurden die einzelnen Haufen schnell auseinander getrieben, und Münzer mit dreihundert Anhängern gefangen genommen und hingerichtet. In diesen zwei Bürgerkriegen verloren mehr als hunderttausend Menschen das Leben.

Die Wiedertäufer in Münster (1533—1535). — Die Sekte der Wiedertäufer schien seit dem Tode ihres Stifters völlig ausgerottet zu sein, als einige Jahre später der ganze Gräuel einer völlig ausgebildeten Umsturzpartei in Münster, der Hauptstadt Westfalens, sich enthüllte. An die Spitze derselben stellten sich der Tuchmacher Knipperdolling und der Schneider Johann von Leyden. Selbst der Prediger Rottmann, der gerade damals die Reformation in Münster verbreitete und hier einen ähnlichen Sturm gegen die Katholiken, wie damals Karlstadt in Wit-

tenberg, veranlaßte, schloß sich an die Wiedertäufer. Den Anfang machte wilder Aufruhr mit Plünderung oder Zerstörung der Kirchen, die Verbrennung aller Handschriften und Bücher, mit Ausnahme der lutherischen Bibel, die Ermordung oder Vertreibung aller Andersdenkenden. Sodann wurde förmliche Gütergemeinschaft und Vielweiberei eingeführt. Die längst verheißene Freiheit aber endete in der Schreckensherrschaft Johann's von Leyden, der nun als Prophet und König auftrat. Täglich wurden die ausgesuchtesten Hinrichtungen wie ein öffentliches Schauspiel aufgeführt. Knipperdolling selbst übernahm hiebei die Stelle des Scharfrichters. Das neue Reich sollte über die ganze Welt durch die Kraft des Wortes und der Waffen sich ausbreiten; allein die zu diesem Zwecke Ausgesandten wurden fast alle von dem Schwerte der Gerechtigkeit erreicht. Endlich erbarmten sich zwei Bürger der unglücklichen Stadt. Sie öffneten heimlich in der Nacht dem Belagerungsheere des Bischofes und seiner Verbündeten die Thore, und die Aufrührer erlagen nach verzweifelter Gegenwehr. Rottmann fiel im Kampfe; Johann von Leyden, Knipperdolling, sein Scharfrichter, und Krechting, sein sogenannter Minister, wurden in ihren Verstecken ergriffen und hingerichtet, ihre Leichname aber in eisernen Käfigen an dem höchsten Thurme der Stadt aufgehängt. Diese Vorgänge hatten die völlige Unterdrückung der Reformation und die dauerhafte Wiederherstellung des Katholicismus in Münster zur Folge.

Fortgang der Reformation. — Man hätte denken sollen, solche traurige Ereignisse, welche mit der Reformation so enge zusammenhingen, hätten ihrer Ausbreitung große Hindernisse in den Weg legen müssen. Nichts desto weniger hatte sie ihren Fortgang. Ihre Hauptstütze fand sie an mehreren Reichsfürsten selbst. Diese wollten schon aus politischen Gründen keineswegs die Rückkehr der früheren Ordnung, welcher sie dann auch ihre bereits errungenen Vortheile wieder hätten opfern müssen. Die Messe wurde abgeschafft, und der Gottesdienst in deutscher Sprache gehalten, die Mönche ihrer Gelübde entbunden, und allen Geistlichen die Ehe gestattet. Luther selbst vermählte sich mit einer ausgetretenen Nonne, Katharina von Bora. Von den sieben Sakramen-

ten behielt Luther nur zwei bei. Heinrich VIII., der damalige König von England, schrieb deshalb eine Abhandlung gegen ihn, in welcher er die Lehre der katholischen Kirche von den sieben Sakramenten vertheidigte. Dafür erhielt er vom Papste den ehrenvollen Titel Defensor fidei, d. i. Vertheidiger des Glaubens. Auch der gelehrte Erasmus aus Rotterdam, früher ein Freund Luther's und warmer Anhänger der Reformation, so lange es galt, bloß Mißbräuche abzustellen, trat jetzt öffentlich gegen Luther auf und bereuete, dessen Sache durch frühere Schriften befördert zu haben. Die neue Kirchengemeinde verbreitete sich nach und nach über Sachsen, Thüringen, Preußen, Hessen, Mecklenburg, selbst über Dänemark und Schweden. Mehrere Fürsten führten sie förmlich in ihre Staaten ein, unter anderen der Landgraf Philipp von Hessen, der Herzog Albrecht von Preußen und Johann der Beständige von Sachsen. Nicht unbedeutende äußere Vortheile erwuchsen den Fürsten aus der Einführung der Reformation in ihre Staaten. Alle Verbindung mit Rom ward dadurch aufgehoben; die Rechte, welche früher die Bischöfe ausgeübt hatten, erhielten sie jetzt selbst und wurden so völlig unumschränkte Herrscher. Auch wurde durch die Aufhebung der vielen reichen Stifter und Klöster ihr Einkommen außerordentlich vermehrt.

Das Haus Habsburg dagegen, welches unter Karl V. mit der Kaiserkrone noch Spanien und die Niederlande verband und eben damals Ungarn erwarb, blieb der katholischen Kirche treu und wurde in seinen Bemühungen zu Gunsten derselben von den bayerischen Herzogen unterstützt. Jedoch vermochte der Kaiser bei aller seiner Machtfülle nicht, das Eindringen der neuen Lehre in die österreichischen Erblande zu hindern. Von Wittenberg aus wurde sie durch Schriften und Prediger dahin verbreitet. Der Kaiser war durch die Sorge für sein weites Reich zu vielfach in Anspruch genommen, als daß er gegen die Ausbreitung derselben kräftig und durchgreifend hätte auftreten können. Wir wollen deshalb zuvor den Faden der Weltgeschichte seit dem Tode Maximilian's I. wieder aufnehmen.

Zweiunddreißigster Abschnitt.

Deutschland unter Karl V. — Seine Kriege mit Frankreich unter Franz I. — Steigende Religionsgährung; der Reichstag zu Speier 1529; die Augsburger Confession 1530; der schmalkaldische Bund 1531. — Karl's Züge nach Afrika und fernere Kriege gegen Franz I. — Der schmalkaldische Krieg. Augsburger Religionsfriede 1555. Karl's Abdankung und Tod. — Der Jesuitenorden.

Karl V. (1519—1556). — Nach dem Tode des Kaisers Maximilian I. (1519) wurde sein Enkel, Karl, zum deutschen Kaiser gewählt. Derselbe war unter den Kaisern dieses Namens der Fünfte. Er wurde im Jahre 1500 zu Gent in Flandern geboren und daselbst erzogen. Sein Vater war Philipp der Schöne von Oesterreich, ein Sohn Maximilian's; seine Mutter Johanna, die Tochter Ferdinand's von Aragonien und Isabella's von Kastilien. Durch Erbschaften waren ihm bereits die herrlichsten Kronen zugefallen. Von seiner Mutter erbte er die Königreiche Spanien,*) Neapel und Sardinien nebst dem jüngst entdeckten goldreichen Amerika; von seinem Vater die österreichischen und burgundischen Stammländer. Dieser mächtige Fürst besaß demnach ein so großes Reich, daß die Sonne in demselben nicht unterging.

Kriege mit Franz I. — Keiner war auf ihn eifersüchtiger, als der junge französische König Franz I., der weder Geld noch Versprechungen gespart hatte, um sich selbst die deutsche Kaiserkrone zu verschaffen. In seinen Erwartungen getäuscht fiel er jetzt in Italien ein, um wenigstens dieses Land seiner Herrschaft zu unterwerfen. Hierüber kam es zwischen ihm und dem Kaiser zu vier blutigen Kriegen, die innerhalb zwanzig Jahre geführt wurden. Der erste Krieg begann im Jahre 1521 und dauerte bis zum Jahre 1525. Italien, der Hauptgegenstand des Krieges, war auch dessen Schauplatz. Der König Franz war seinem Gegner nicht gewachsen. Im Jahre 1525 wurde er in der entscheidenden Schlacht bei Pavia besiegt und selbst gefangen genommen. Er wurde nach Madrid abgeführt, wo er nach elfmonatlicher Gefangenschaft einen harten Frieden unterzeichnete, in welchem er sich aller Ansprüche auf Neapel, Mailand und Burgund begab. Aber kaum war er wieder frei und nach Frankreich zurückgekehrt, so nahm er die Ab-

*) Als König von Spanien hieß er Karl I.

tretung Burgunds zurück. Der Kaiser, höchst entrüstet über solche Treulosigkeit, griff abermals zu den Waffen. Allein viele seiner Verbündeten, die nur die Demüthigung, aber nicht die völlige Unterdrückung der übermüthigen Franzosen gewünscht hatten, verließen jetzt des Kaisers Sache und verbanden sich mit Franz. Die Wagschale des Krieges stand seitdem für beide Parteien fast gleich. Die gegenseitige Ermüdung führte endlich, im Jahre 1529, den Frieden von Cambray herbei. Der frühere Vertrag von Madrid wurde in demselben bestätigt; nur Burgund blieb, unbeschadet der kaiserlichen Ansprüche, bei Frankreich.

Reichstag zu Speier (1529). — **Protestanten.** — Jetzt war für den Kaiser der erwünschte Augenblick gekommen, auch in Deutschland, das seiner so sehr bedurfte, mit Nachdruck aufzutreten. Um der immer weiteren Ausbreitung der Reformation eine Grenze zu setzen, hatte bereits des Kaisers Bruder, Ferdinand, als Stellvertreter, einen Reichstag nach Speier berufen (1529). Hier wurde von der Mehrzahl der Reichstände beschlossen, die Lutheraner sollten sich bis zu einer allgemeinen Kirchenversammlung aller ferneren Neuerungen enthalten. Gegen diesen Beschluß aber legten die lutherisch Gesinnten einen förmlichen Protest oder eine Verwahrung ein. Von diesem Proteste erhielten sie nachher den Namen Protestanten.

Augsburger Confession (1530*). — Im folgenden Jahre kam endlich Kaiser Karl selbst, nach neunjähriger Abwesenheit, nach Deutschland zum großen Reichstage zu Augsburg. Hier überreichten die Protestanten ihr von Melanchthon aufgesetztes Glaubensbekenntniß in achtundzwanzig Artikeln — gewöhnlich Augsburger Confession genannt, — damit hieraus genau ersehen werden könne, in wie fern die neue Lehre von der katholischen abweiche. Die Katholiken reichten unverweilt eine Widerlegung derselben ein, auf welche zwar die Protestanten durch eine Apologie (Vertheidigung) antworteten, ohne jedoch den erwünschten Erfolg zu erreichen. Denn Karl gab ihnen am 25. Septem-

*) In diesem Jahre erfand Steinmetz Jürgens zu Wattenbüttel bei Braunschweig das Spinnrad, und sein Haus heißt noch jetzt das Spinnrad.

der 1530 folgenden Reichstagsabschied: „Ihr Bekenntniß, das er gnädig angehört habe, sei mit guten Gründen widerlegt. Um Frieden und Einigkeit im Reiche zu erhalten, wolle er ihnen noch bis zum 15. April 1531 Bedenkzeit bewilligen, zum katholischen Glauben zurückzukehren.“ — Auch setzte der Kaiser es durch, daß sein biederer Bruder Ferdinand, der bereits Erzherzog von Oesterreich und König von Ungarn war, zum deutschen Kaiser gewählt wurde.

Schmalkaldischer Bund (1531). — Die protestantischen Fürsten waren nunmehr voll banger Besorgniß. Sie traten deshalb zur gegenseitigen Hülfe zu Schmalkalden (in Hessen) in einen Bund, der hievon den Namen „schmalkaldischer Bund“ erhalten hat, und knüpften sogar mit auswärtigen Mächten, mit Frankreich, England und Dänemark, des Beistandes wegen, Unterhandlungen an. Vielleicht wäre es schon jetzt zur blutigen Entscheidung gekommen, hätte nicht die nahe Gefahr, welche dem Reiche von Osten her drohete, den Kaiser zu einer zeitgemäßen Nachgiebigkeit genöthigt. Die Türken machten unaufhörliche Einfälle in Ungarn und belagerten sogar im Jahre 1529 Wien selbst. Der Kaiser rief die Fürsten zur Hülfe auf, allein die Protestanten weigerten sich standhaft, irgend eine Unterstützung zu leisten, wenn er ihnen nicht zuvor freie Religionsübung bewillige. Bei der drängenden Noth und Gefahr des Vaterlandes mußte der Kaiser nachgeben und bewilligte ihnen zu Nürnberg 1532 einen vorläufigen Religionsfrieden, in welchem festgesetzt wurde, daß Keiner, bis zur Entscheidung durch eine allgemeine Kirchenversammlung, seines Glaubens wegen beeinträchtigt werden solle. Da erst waren die Protestanten zur Hülfsleistung bereit. Sobald aber die Türken erfuhren, daß Deutschland wieder einig sei, da traten sie schleunigst den Rückzug an.

Karl's V. Züge nach Afrika; fernere Kriege gegen Franz I. Während der Schreckensherrschaft der Wiedertäufer in Münster hatte der Kaiser einen Zug gegen Tunis in Afrika unternommen. Diese Stadt hatte der Dey von Algier, Chaireddin, genannt Barbarossa, mit Gewalt an sich gerissen und hielt daselbst viele an den Küsten von Spanien und Italien aufgefangene

Christen als Sklaven eingesperrt. Darum setzte Karl im Sommer des Jahres 1535 mit einer großen Flotte, die von dem berühmten genuesischen Admiral Andreas Doria befehligt wurde, nach Afrika über, vertrieb Chaireddin aus Tunis, eroberte die Stadt und befreiete zweiundzwanzigtausend eingesperrte Christensklaven. Leider mußte Karl seinen Rückzug aus Afrika beschleunigen, weil sein Nebenbuhler, der König Franz, unterdessen alles gegen ihn in Bewegung setzte. Dieser hatte sogar mit dem türkischen Kaiser ein Bündniß geschlossen und ihn aufgemuntert, in Ungarn und Deutschland einzufallen. In Deutschland selbst unterstützte er die Protestanten, obgleich er ihre Glaubensgenossen in seinem eigenen Lande auf das Heftigste verfolgte. Dann fing er den Krieg öffentlich an und zog nach Italien, um Mailand zu erobern. Aber rasch flog Karl aus Afrika herbei, fiel in Frankreich ein und war schon bis Marseille siegreich vorgedrungen, als er wegen Mangel an Lebensmitteln und wegen ausgebrochener Krankheiten in seinem Heere mit Verlust über die Alpen zurückziehen mußte. Durch Vermittelung des Papstes kam 1538 zu Nizza ein zehnjähriger Waffenstillstand zu Stande, nach welchem der Kaiser Mailand seinem Sohne Philipp (II.) gab.

Im Jahre 1541 unternahm Karl eine zweite Fahrt nach Afrika. Dieses Mal ging der Zug gegen Algier, um den verwegenen Chaireddin in seinem Schlupfwinkel selbst aufzusuchen. Dieses neue Unternehmen endete aber höchst unglücklich. Karl erreichte zwar Afrika; aber ein Sturm zerstörte den größten Theil seiner Flotte; ein furchtbarer Regen und die leicht berittenen Afrikaner ließen die Truppen nicht lagern. Er mußte froh sein, die Trümmer seines Heeres wieder einschiffen zu können.

Kaum hatte der französische König die Kunde dieses Unglückes erlangt, als er treulos den Waffenstillstand brach und abermals zur Eroberung Mailands auszog. Aber auch dieses Mal entschied das Waffenglück gegen ihn. Karl drang in Frankreich ein und stand nur noch zwei Tagreisen von Paris, als der bedrängte König um Frieden bat. Karl war zum Frieden bereit, weil wichtige Angelegenheiten seine Rückkehr nach Deutschland erheischten. Er wurde im Jahre 1544 zu Crespy geschlossen. Franz behielt

das streitige Burgund, Karl Mailand. In vier Kriegen war also nichts erreicht, und alles Menschenblut vergebens vergossen.

Der schmalkaldische Krieg (1546—1547). — Als sich der Kaiser nach Außen Ruhe erkämpft hatte, eilte er nach dem bedrängten Deutschland zurück, das wie auf einem drohenden Vulkane stand. Hier hatte sich der schmalkaldische Bund immer mehr befestiget und schon eine herausfordernde Stellung gegen die Katholiken angenommen. Unter anderen wurde der katholische Herzog von Braunschweig von den Häuptern des schmalkaldischen Bundes überfallen, in die Flucht getrieben, und die Reformation in Braunschweig mit bewaffneter Hand eingeführt.

Im Dezember 1545 wurde endlich die Kirchenversammlung zu Trient in Tirol eröffnet, von welcher der Kaiser die Beilegung aller Religionsstreitigkeiten erwartete. Da aber die Protestanten sich weigerten, an derselben Theil zu nehmen, so machte Karl den letzten Versuch und beschied alle Fürsten zu einem Reichstage nach Regensburg, 1546. Allein es erschien weder der Kurfürst von Sachsen, Johann Friedrich, noch der Landgraf Philipp von Hessen, die doch die Häupter des schmalkaldischen Bundes waren, und die er insbesondere auf das Dringendste gebeten hatte, für die gute Sache selbst zu erscheinen. Ueber solchen Ungehorsam erzürnte mit Recht der Kaiser und sprach über beide die Reichsacht aus. Er griff zum Schwerte, erklärte aber dabei feierlich, daß er es nicht gegen Religion und Freiheit führen würde, sondern bloß, um einige widerspenstige Fürsten zu züchtigen, denen die Religion nur zum Deckmantel ihrer strafwürdigen Absichten diene. Kurz vor dem Ausbruche dieses Krieges rief der Tod denjenigen, welcher den ersten Anstoß zu allen diesen Unruhen gegeben hatte, vor seinen höheren Richter. Luther starb am 18. Februar 1546 in seinem Geburtsorte Eisleben. Die Leiche wurde unter feierlichem Gepränge nach Wittenberg gebracht und in der Schloßkirche daselbst begraben.

Schlacht bei Mühlberg (1547). — Der Krieg gegen den schmalkaldischen Bund war ein leichtes Spiel für den Kaiser; denn es herrschte gar keine Einigkeit in demselben. Während die beiden

geächteten Oberhäupter der Protestanten, der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen, dem kaiserlichen Heere nach Bayern entgegenzogen; fiel des Kaisers Verbündeter, der Herzog Moritz von Sachsen, in die kurhessischen Länder ein, wodurch sich der Kurfürst, noch ehe man dem Kaiser eine Schlacht geliefert hatte, genöthigt sah, seine Truppen vom Bundesheere zu trennen und in seine Staaten zurückzueilen. Nach seiner Entfernung zog sich ein Verbündeter nach dem andern zurück. Der Kaiser rückte dem Kurfürsten nach, schlug ihn am 24. April 1547 bei Mühlberg an der Elbe und nahm ihn selbst gefangen. Die Kurwürde und die mit ihr verbundenen Länder schenkte Karl seinem Freunde und Bundesgenossen Moritz. Auch Philipp von Hessen, der, von allen verlassen, für sich allein zur Fortsetzung des Krieges zu schwach war, mußte sich ergeben, und wurde als Staatsgefangener abgeführt. So vollständig besiegte Karl den schmalkaldischen Bund.

Karl V. und Moritz von Sachsen. — Nun stand die Macht des Kaisers auf der höchsten Spitze, und in ängstlicher Spannung erwarteten die Protestanten ihr Schicksal. Aber auch jetzt ließ der Kaiser Milde walten und hoffte noch immer, durch friedlichen Vergleich die Religionsstreitigkeiten beizulegen. Er hielt 1547 einen Reichstag zu Augsburg und hatte die Freude, alle Kurfürsten anwesend zu finden. Mehrere zeigten sich sogar bereit, das Concilium zu Trient anzuerkennen, wenn auch ihre Partei dort gehört würde. Weil sich aber dasselbe in die Länge zog, so machte er den Vorschlag, daß beide Parteien einige gelehrte und rechtschaffene Männer aus ihrer Mitte wählten, die zur Erhaltung der Ruhe und Einigkeit im Reiche eine einstweilige Glaubensrichtschnur (das Interim genannt, weil es nur einstweilen, bis zur Entscheidung des Conciliums, gelten sollte), entwerfen möchten. Die Absicht des Kaisers war wohlwollend und edel; deshalb gaben auch alle ihre Beistimmung; und als der Aufsatz vorgelesen wurde, wandte Keiner etwas dagegen ein. Mit herzlicher Freude reisete nun der Kaiser von Augsburg ab. Aber bei der Einführung des Interims selbst erhob sich großer Widerstand. Magdeburg insbesondere, die einzige Stadt des schmalkaldischen Bundes, die sich mit dem Kaiser noch nicht ausgesöhnt hatte, fuhr mit wüthenden

Schmähungen gegen das Interim und dessen Verfasser los und verhöhnte selbst den Kaiser in Bildern und Liedern. Da sprach er die Reichsacht über sie aus und schickte den Kurfürsten Moritz mit einem Heere ab, sie zu vollziehen. Allein in der Seele des neuen Kurfürsten waren auch neue Plane reif geworden. Er wurde ein Verräther an dem Kaiser, seinem biedersten Freunde und Wohlthäter, und traf heimlich die nöthigen Vorkehrungen, ihn zu stürzen. Während der Belagerung Magdeburgs, die er höchst nachlässig betrieb, schloß er, in Verbindung mit dem Landgrafen Wilhelm von Hessen, dem ältesten Sohne des gefangenen Philipp, und mit dem Markgrafen Johann Albrecht von Brandenburg, ein geheimes Bündniß mit Heinrich II., dem Könige von Frankreich, der mit dem Throne auch den Haß seines Vaters, Franz I., gegen den Kaiser geerbt hatte. Zur Befestigung dieses Bündnisses trat er sogar die deutschen Reichstädte, Metz, Toul und Verdun an Frankreich ab, als wenn sie sein Eigenthum gewesen wären. Und als nun auch von der anderen Seite die Türken verheerend in Ungarn einfielen, da warf er völlig die Heuchlermaske ab. Mit Sturmeseile flog er herbei, so daß er den Kaiser, der zu Innspruck krank darniederlag, fast ereilt hätte. Karl, überrascht und betroffen, entließ sogleich den Kurfürsten Johann Friedrich seiner Haft und entkam, in einer Sänfte getragen, nach Villach in Kärnthen.

Augsburger Religionsfrieden (1555). — Moritz begab sich jetzt nach Passau und schloß hier am 31. Juli 1552 mit dem Könige Ferdinand einen Vertrag unter folgenden Bedingungen: „die Protestanten sollten, bis auf einem Reichstage die Religionsstreitigkeiten gänzlich ausgeglichen wären, völlige Religionsfreiheit und gleiche Rechte mit den Katholiken, der gefangene Landgraf aber seine Freiheit erhalten.“ Mit schwerem Herzen unterzeichnete endlich auch der Kaiser diesen Passauer Vertrag. Krank und tiefgebeugt unternahm er dann einen fünften Krieg gegen Frankreich, von 1552 bis 1555, um die dem Könige Heinrich II. abgetretenen deutschen Städte wieder zu erobern; allein alle Anstrengungen blieben fruchtlos. Am Ende dieses Krieges, am 26. September 1555, kam der zu Passau verabredete Religionsfriede

in Augsburg zu Stande, in welchem den Protestanten freie Religionsübung und Beibehaltung der eingezogenen geistlichen Güter gestattet wurde, jedoch mit dem geistlichen Vorbehalte: daß geistliche Reichstände, wenn sie zur neuen Lehre übergingen, ihr Amt und dessen Einkünfte verlieren sollten. Die Reformirten waren in diesen Frieden nicht mit einbegriffen. — Derjenige aber, welcher diesen Religionsfrieden durch die Gewalt der Waffen herbeigeführt hatte, der Kurfürst Moritz, erlebte ihn nicht. In einem Kriege gegen seinen früheren Bundesgenossen, den Markgrafen Albrecht von Brandenburg, fiel er bei Sievershausen, einem Dorfe in der Lüneburger Haide, von einer feindlichen Kugel getroffen, im Jahre 1553.

Karl's V. Abdankung und Tod. — Nach so vielen getäuschten Wünschen und Hoffnungen, nach so vielen schmerzhaften Erfahrungen wurde der Kaiser gleichgültig gegen die trügerischen Reize der irdischen Macht und Hoheit. Er sehnte sich nach Ruhe, welche er während der ganzen Dauer seiner Regierung nicht genossen hatte, um endlich jetzt, am einbrechenden Abende seines Lebens, fern vom Getümmel dieser Welt, in stiller Einsamkeit zum nahen Uebertritte in eine bessere Welt sich vorzubereiten. Darum bezog er, nachdem er seinem Sohne Philipp Mailand, Neapel, die Niederlande und die Krone Spaniens abgetreten und zu Gunsten seines Bruders Ferdinand*) auf die Kaiserkrone verzichtet hatte, als Privatmann eine kleine einfache Wohnung neben dem Hieronymitenkloster St. Juste in der spanischen Provinz Estremadura (1556). Hier theilte er seine Zeit zwischen frommen Andachtsübungen und Anfertigung künstlicher Maschinen. Um sich mit dem Tode, den er nicht mehr fern glaubte, vertraut zu machen, ließ er sogar sein Leichenbegängniß während seines Lebens halten. Die ganze Kirche war schwarz ausgeschlagen. Er selbst legte sich, in ein Leichengewand gehüllt, in den Sarg, während die Mönche am Sarge unter Begleitung einer Trauermusik die üblichen Todtengesänge und Gebete verrichteten. Allein dieses Vorspiel ging

*) Diesem hatte er bereits im Jahre 1522 die deutschen Erbländer Oesterreichs abgetreten; und das Haus Habsburg schied sich nun in eine spanische und in eine deutsche Linie.

bald in Wirklichkeit über. Schon am Tage nach dieser Ceremonie wurde er von einem hitzigen Fieber befallen, welches bald seinem Leben ein Ende machte. Er starb 1558, achtundfünfzig Jahre alt. Unter keinem Kaiser, weder vor noch nach ihm, stand das Haus Oesterreich auf einer so hohen Stufe der Macht und des Ansehens.

Stiftung des Jesuitenordens (1540). — Unter der Regierung Karl's V. bildete sich ein ganz neuer Orden, der Orden der Gesellschaft Jesu oder der Jesuitenorden, der zugleich den weiteren Fortschritten der Reformation einen kräftigen Damm entgegenstellte. Der Stifter desselben war ein spanischer Edelmann, Ignatius von Loyola, so genannt von seinem Stammschlosse Loyola im Biskayschen. Dieser Orden stellte sich zur Aufgabe, durch wahre Nachfolge Christi, durch Werke der Liebe, durch Seelsorge und Jugenderziehung dem Volke den christlichen Charakter wiederzugeben, der ihm in den Wirren der Zeit entwichen war, und zugleich die Gegner der katholischen Kirche mit den Waffen der Gelehrsamkeit zu bekämpfen. „Alles zur höheren Ehre Gottes!" war der Wahlspruch desselben. Ein Hauptgeschäft war die Bildung und Erziehung der Jugend; und die Jesuitenschulen standen in ganz Europa in hohem Ansehen. Auch gab es Seminarien für Jünglinge, die in den Orden treten wollten. Nur die talentvollsten und fähigsten wurden angenommen und schon früh mit aller Sorgfalt für denselben herangebildet. Auf solche Art kamen die Geschäfte nur in die Hände bewährter Männer, und der segensreiche Erfolg ihrer Bestrebungen erwarb ihnen überall die Liebe und das Zutrauen des Volkes. Mit außerordentlicher Schnelligkeit verbreitete sich dieser Orden. Obschon in alle Welt zerstreuet, waren die Jesuiten dennoch wie Glieder Eines Körpers auf das Engste mit einander verbunden. Ihren gemeinschaftlichen Mittelpunkt fanden sie in ihrem Vorsteher, General genannt, der seinen Sitz in Rom hatte und von dort aus den vereinten Kräften aller Zweige die zweckmäßigste Richtung gab. Im Jahre 1773 wurde dieser Orden vom Papste Clemens XIV. aufgehoben, jedoch im Jahre 1814 vom Papste Pius VII. wieder erneuert.

Dreiunddreißigster Abschnitt.

Deutschland unter Ferdinand I. — Maximilian II. — Rudolf II.; Bildung der protestantischen Union 1608 und der katholischen Liga 1609; der Majestätsbrief. — Mathias; am Ende seiner Regierung bricht der dreißigjährige Krieg aus.

Ferdinand I. (1556—1564). — Weniger durchgreifend, als sein Bruder Karl V., suchte er stets durch Milde und Nachgiebigkeit die aufgeregten Gemüther zu beschwichtigen. Unter ihm wurde das tridentinische Concilium, welches durch Moritzens rasches Erscheinen in Tirol auseinander gesprengt worden war, wieder eröffnet und am Ende des darauf folgenden Jahres 1563 geschlossen. Dieses berühmte Concilium schied die Katholiken und Protestanten nur noch schärfer von einander ab; denn eben die Lehren der katholischen Kirche, welche die Protestanten angefochten hatten, mußte das Concilium in ihrem ganzen Umfange bestätigen. So schwand alle Hoffnung, daß beide Parteien sich wieder vereinigen würden; die Kluft wurde immer größer. Unter den Protestanten selbst bildeten sich wieder Parteien, von denen die eine den gemäßigteren Ansichten Melanchthon's zugethan war, die andere hingegen streng an Luther's Lehre hielt. Beide Parteien verfolgten sich lieblos unter einander und gaben so den Katholiken die Waffen gegen sich selbst in die Hand. Darum sagte auch der Kaiser Ferdinand von den Protestanten damaliger Zeit: „Da sie gar nicht einig noch einhellig sind, sondern vielmehr uneinig und getrennt, wie kann es denn recht und gut sein, was sie glauben!“ Auf Ferdinand folgte sein Sohn

Maximilian II. (1564 — 1576). — Obgleich er mit ganzer Seele dem katholischen Glauben ergeben war, so beobachtete er doch gegen die Protestanten dieselbe Milde und Duldsamkeit, durch welche auch sein Vater den Frieden erhalten hatte. Gleich im Beginn seiner Regierung drohete wieder eine große Türkengefahr. Der alte Sultan Solyman stellte sich jetzt selbst an die Spitze eines großen Heeres und brach in Ungarn ein. Sein Hauptplan war auf Wien gerichtet. Die Eroberung dieser schönen Residenzstadt sollte den Abend seines Lebens krönen. Aber der Himmel hatte es anders bestimmt. Der Sultan starb am 4. September

1566 im Lager vor der ungarischen Festung Szigeth. Diese ward von dem Grafen Nicolaus Zrinyi, Ban von Kroatien und Slavonien, fort und fort auf das heldenmüthigste vertheidigt. Endlich, als nichts mehr zu retten war, da stürzte Zrinyi, ein zweiter Leonidas, mit sechshundert seiner Gefährten hinaus aus den Trümmern, hinein in die Feinde und starb den Tod für das Vaterland. Und als nun die Türken in Szigeth eindringen; da plötzlich faßt hier der Pulverthurm Feuer. In voller Flamme fliegt er auseinander und vernichtet ganze Haufen der eingedrungenen Feinde. Die großen Verluste, welche die Türken hier erlitten, vor allem aber der Tod des Sultan selbst, erleichterten den Abschluß zunächst eines Waffenstillstandes, dann eines Friedens mit dem nachfolgenden Sultan. Desungeachtet setzten die Türken die Feindseligkeiten fort. Der Kaiser Maximilian wollte sich nun des Beistandes des Reiches versichern und berief deshalb die Fürsten nach Regensburg. Es war der letzte Reichstag für den Kaiser, er starb am 12. Oktober 1576. Rudolf, sein ältester Sohn, war sein Nachfolger.

Rudolf II. (1576—1612). — Mit vielen wissenschaftlichen Kenntnissen ausgerüstet bestieg dieser den Kaiserthron; aber er täuschte die Hoffnungen, die man in ihn gesetzt hatte. Es fehlte ihm an gehöriger Klugheit und Kraft, in so stürmisch bewegter Zeit das Ruder des Staates zu führen. Unter seiner Regierung wurden die kaum beruhigten Gemüther wieder aufgeregt, und bedenkliche Vorfälle und aufrührerische Bewegungen ereigneten sich schon in mehreren Theilen des Reiches. Die Protestanten traten im Jahre 1608 von neuem in eine bewaffnete Verbindung, Union genannt, an deren Spitze der Kurfürst Friedrich von der Pfalz stand. Die Katholiken klagten, daß durch diese Union der Augsburger Religionsfriede gebrochen sei. Zu ihrer eigenen Sicherheit schlossen dann im Jahre 1609 auch sie unter sich ein Bündniß, die sogenannte Liga, und wählten den talentvollen und muthigen Herzog Maximilian von Bayern zum Oberhaupte. So standen die beiden Parteien schlagfertig gegen einander, und der Augenblick nahete heran, wo der vaterländische Boden mit dem Blute seiner eigenen Söhne sollte getränkt werden.

Rudolf blieb bei allen Ereignissen gleichgültig. Da bildete sich Mathias, des kinderlosen Kaisers Bruder, aus den österreichischen Protestanten, die er durch große Versprechungen gewonnen hatte, einen mächtigen Anhang und zwang seinen Bruder, ihm die Regierung in Oesterreich und Ungarn abzutreten. Auch die Protestanten in Böhmen suchten Vortheile zu ziehen aus der mißlichen Lage, in welcher damals der Kaiser war. Sie forderten von ihm dieselbe Religionsfreiheit, die sein Bruder den Protestanten in Oesterreich bewilliget hatte. Aus Furcht, auch Böhmen zu verlieren, bewilligte der Kaiser in dem sogenannten Majestätsbriefe (1609) den protestantischen Ständen vollkommene Religionsfreiheit. Dennoch verlor er auch Böhmen nebst Schlesien an seinen Bruder, als er, aus Haß gegen diesen, dem Erzherzoge Leopold, welcher Bischof in Passau war, die Thronfolge in diesen Ländern zuwenden wollte. Vielleicht wäre ihm auch die Kaiserkrone entrissen worden, hätte ihn nicht der Tod dieser letzten Demüthigung überhoben. Er starb im Januar 1612, und Mathias erhielt nun auch die Kaiserkrone.

Mathias (1612—1619). — Er zeigte den besten Willen, die beiden Glaubensparteien in Deutschland mit gleicher Gerechtigkeit zu behandeln; allein die Spannung hatte bereits eine solche Größe erreicht, daß selbst der thätigste und einsichtsvollste Kaiser ihrer nicht mehr hätte mächtig werden können. Unter Mathias Regierung kam denn endlich das Gewitter, welches so lange am Himmel Deutschlands drohend gestanden hatte, zum verheerenden Ausbruche; der dreißigjährige Krieg nahm seinen Anfang. Bevor wir aber den Vorhang zu diesem großen Trauerspiele aufziehen, wollen wir die gleichzeitigen Begebenheiten aus der Geschichte der übrigen europäischen Völker bis dahin nachholen.

Vierunddreißigster Abschnitt.

Frankreich; Religionskriege daselbst; die Bartholomäusnacht im Jahre 1572. — König Heinrich IV. und sein Minister Sully wirken thätig für die innere Wohlfahrt des Landes. Durch das Edikt von Nantes 1598 erhalten die Reformirten freie Religionsübung. — Ermordung Heinrich's durch Ravaillac am 14. Mai 1610.

Religionskriege. — Die Reformation hatte sich unterdessen auch in Frankreich verbreitet, wo Calvin viele Anhänger fand. Die Protestanten, hier Hugenotten genannt, wurden schon unter Franz I. und noch mehr unter seinem Sohne Heinrich II. verfolgt, obgleich Beide die Protestanten in Deutschland unterstützten, wie wir früher gesehen haben. Heinrich starb 1559, und ihm folgten seine drei Söhne, Franz II., Karl IX. und Heinrich III. nach einander in der Regierung. Der erste starb schon nach einem Jahre, und da sein Bruder noch minderjährig war, so führte seine Mutter, Katharina von Medici, die Regierung. Jetzt kam die Eifersucht zwischen den beiden ersten Häusern des Reiches, den Guisen und Bourbons, die beide mit dem Königshause verwandt waren, zum vollen Ausbruche und machte Frankreich eine Reihe von Jahren hindurch zum Schauplatz blutiger Kriege. Die Verschiedenheit der Religion erhöhete die Erbitterung der Parteien; denn die Guisen bekannten sich zur katholischen, die Bourbons zur reformirten Kirche. An der Spitze der Katholiken stand der Herzog von Guise, an der Spitze der Protestanten der Admiral Coligny nebst den beiden Prinzen Condé und Heinrich von Navarra. Als die Königin Mutter sah, daß die Hugenotten mit Gewalt nicht zu unterdrücken seien, schlug sie, der Gräuel des langen Bürgerkrieges müde, den Weg der Versöhnung ein. Sie gab ihre Tochter, Margaretha von Valois, dem hugenottischen Prinzen Heinrich von Navarra zur Gemahlin. Die Vermählung und mit ihr das Versöhnungsfest wurde am 18. August 1572 zu Paris gefeiert. Der Prinz von Condé und der Admiral Coligny nebst einer großen Menge ihrer Glaubensgenossen wohnten dem Feste bei.

Die Bartholomäusnacht (1572). — Allein diese Verbindung führte nicht die Aussöhnung der Parteien herbei, sondern steigerte die Erbitterung nur noch mehr. Und als einst Coligny

der Königin Mutter Vorwürfe machte über den großen Einfluß, den sie über den längst mündig gewordenen König und dessen Regierung ausübe, schöpfte auch sie Verdacht und schwur im Stillen dem Coligny und allen Hugenotten blutige Rache. Der Versuch, sich seiner durch Meuchelmord zu entledigen, gelang zwar nicht; hingegen wußte sie mit ihrer Partei dem Könige den Verdacht einer Verschwörung Coligny's beizubringen, deren Ausbruche nur durch die Ermordung aller Hugenotten vorgebeugt werden könnte. Nach langem Zögern gab der König die Einwilligung zu dem entsetzlichen Mordplane, welcher in der Bartholomäusnacht vom 23. auf den 24. August 1572 in Paris zur Ausführung kam. Der Admiral Coligny fiel als erstes Opfer.

Dieses schauderhafte Gewürge, welches man auch die Pariser Bluthochzeit nennt, weil nur wenige Tage zuvor Heinrich's von Navarra Hochzeit zu Paris gefeiert worden war, erfüllte ganz Europa mit Schauder und Entsetzen. Katholiken sowohl als Protestanten verabscheueten die Urheber der Gräuelthat. Diese ernteten auch nicht einmal die Früchte derselben; denn die dem Blutbade entronnenen Hugenotten, deren Kräfte die Verzweiflung stählte, sammelten sich wieder in den ihnen schon früher eingeräumten festen Plätzen und rüsteten sich zur Gegenwehr. Die Stadt la Rochelle war ihr Hauptwaffenplatz. Im Jahre 1573 kam es endlich zum Frieden, in welchem ihnen alle früheren Rechte und Freiheiten bestätiget wurden. Karl IX. aber genoß seit jener Gräuelthat keines heiteren Augenblickes mehr.

Nicht viel glücklicher war die Regierung seines Bruders Heinrich III. Die Wuth der Parteien währte fort. Die Guisen, welche die Katholiken zu einem Bunde, der heiligen Ligue, vereinigten, strengten alle Kräfte an, den französischen Thron an ihr Haus zu bringen, sobald Heinrich III. sterben würde. Deshalb entstand ein neuer Religionskrieg, der von 1585 bis 1598 mit der größten Erbitterung geführt wurde. Paris erklärte sich gegen den König. Dieser ließ, um sich zu retten, die Häupter der Guisen umbringen. Dafür wurde er von der Ligue des Thrones für verlustig erklärt und aus Paris vertrieben. Nun verband er sich mit den Hugenotten und belagerte Paris, wurde aber von einem

jungen, schwärmerischen Dominicanermönche, mit Namen Jakob Clement, am 1. August 1589, ermordet. Mit ihm erlosch das Haus Valois, nachdem es den Thron 261 Jahre inne gehabt hatte. Die Regierung ging an die Seitenlinie, an das Haus Bourbon, über. Das Haupt derselben war der früher erwähnte Heinrich von Navarra, der jetzt als Heinrich IV. die Reihe der bourbonschen Könige eröffnete.

Heinrich IV.* (1589—1610). — Er hatte beim Antritte seiner Regierung mit großen Hindernissen zu kämpfen. Es traten verschiedene Mitbewerber um die Krone auf, welche den Umstand, daß er Protestant war, benutzten, um ihm die Herzen der Katholiken abwendig zu machen. Auch Paris erklärte sich gegen ihn. Fünf Jahre lang focht der König ritterlich gegen seine Feinde; dennoch führten seine Siege keine bleibenden Erfolge herbei. Endlich gewann er die Ueberzeugung, daß die Annahme des katholischen Glaubens das einzige Mittel sei, den Thron sich zu sichern und Frankreich zu beruhigen. Er ließ sich deshalb in demselben unterrichten und trat 1593 feierlich über. Um aber auch seine früheren Glaubensgenossen, die Hugenotten, zu beruhigen, gab er ihnen 1598 das Edikt zu Nantes, durch welches ihnen völlige Religionsfreiheit zugesichert wurde. Alle Parteien waren jetzt versöhnt, und der König konnte im ruhigen Besitze des Reiches seine Aufmerksamkeit auf die innere Wohlfahrt desselben richten.

Er ermunterte den Ackerbau, gründete neue Fabriken und Manufakturen und suchte den Handel durch Anlegung von Kanälen und Kunststraßen, wie auch durch Herabsetzung der Zölle auf alle mögliche Weise zu heben. Insbesondere nahm er sich des unterdrückten Landmannes an. Er erließ ihm eine große Summe rückständiger Steuer und äußerte, nicht eher würde er zufrieden sein, als bis er es dahin gebracht hätte, daß jeder Bauer des Sonntages ein Huhn im Topfe habe. Noch jetzt erinnern sich gern die französischen Landleute dieses königlichen Wortes. Einen treuen Gehülfen in allen seinen Staatsverbesserungen hatte der König an seinem gewandten Staatsminister, dem Herzoge Sully. Kaum

*) Gleichzeitig regierten: in Deutschland Rudolf II., in Spanien Philipp II., in England Elisabeth, in Schottland Maria Stuart.

waren die Wunden des Staates einigermaßen geheilt, als der König sich mit dem Plane beschäftigte, einen ewigen Frieden in Europa zu stiften. Zu dem Ende wollte er ganz Europa in eine einzige große christliche Republik von fünfzehn möglichst gleichen Staaten verwandeln, in welchen alle vorkommenden Streitigkeiten nach Urtheil und Recht unter dem Vorsitze Frankreichs entschieden würden. Durch die Zerstückelung des großen Oesterreichs sollten die kleinen Staaten ihren Zuwachs erhalten. Schon waren alle Anstalten zum Kriege gegen Oesterreich getroffen; schon wollte er, des Sieges gewiß, zum Heere abziehen; da vereitelte das Messer eines Bösewichtes diesen Plan des Ehrgeizes und rettete Deutschland aus der nahen Gefahr eines großen Krieges. Heinrich wurde von einem halbverrückten Menschen, mit Namen Ravaillac, am 14. Mai 1810 plötzlich ermordet.

Fünfunddreißigster Abschnitt.

England unter Königen aus dem Hause Tudor (1485—1603). **Heinrich** VII. **Heinrich** VIII.; gewaltsame Einführung der Reformation. — **Eduard** VI. **Maria**; **Elisabeth**; diese stiftet die bischöfliche Kirche in England, läßt die Königin von Schottland, **Maria Stuart**, hinrichten, und wird Schöpferin der großen englischen Seemacht.

Heinrich VIII. (1509—1547). — Auf Heinrich VII., den Stifter des Hauses Tudor (siehe Seite 215), folgte sein Sohn Heinrich VIII., der von 1509 bis 1547 regierte. Dieser Fürst nahm an den Ereignissen seiner Zeit lebhaften Antheil und verschaffte seinem Reiche einen auswärtigen Einfluß. Obschon er sich anfangs als einen eifrigen Vertheidiger der katholischen Kirche zeigte und sogar eine Abhandlung gegen Luther schrieb, so wurde er doch bald ein gewaltiger Gegner des Papstes, weil dieser sich weigerte, seine Ehe mit der spanischen Infantin Katharina zu trennen. In der Wuth der Leidenschaft erklärte er sich selbst zum Oberhaupte der Kirche, trennte sich aus eigener Macht von seiner Gemahlin und vermählte sich wieder mit einer ihrer Hofdamen, Anna Boleyn. Eine Neuerung folgte nun der anderen. Um seinen Schatz zu vermehren, zog er alle Klöster und eine Menge an-

dere Stiftungen ein. Auch führte er den Supremat=Eid ein, durch welchen Jeder, der in ein Amt trat, sich verpflichten mußte, ihn als Oberhaupt der Kirche anzuerkennen. Wo nur der geringste Widerstand sich zeigte, gebrauchte er schonungslose Gewalt. Unter vielen Anderen wurde auch der edele Kanzler Thomas Morus hingerichtet, weil er weder seine zweite Ehe als gültig, noch ihn als Oberhaupt der Kirche anerkennen konnte. Katholiken und Protestanten verfolgte er mit gleicher Wuth. Er machte sich eine Religion nach eigenem Gutdünken und wollte, daß alle seine Unterthanen eben so schnell, wie er, ihren alten Glauben verleugnen und zu dem neuen sich bekennen sollten.

In seiner Ehe lebte Heinrich gar nicht glücklich. Der Anna Boleyn war er bald wieder überdrüssig. Er ließ sie unter einem nichtigen Vorwande in's Gefängniß werfen und bald darauf hinrichten. Gleich am folgenden Tage verband er sich mit einer anderen Hofdame, Johanna Seymour; und als diese im nächsten Jahre starb, mit Anna, der Tochter des Herzoges von Cleve. Auch diese verstieß er wieder und verheirathete sich mit einer jungen Engländerin, Katharina Howard, welche er aber, weil sie höchst leichtsinnig war, bald nachher enthaupten ließ. Ungeachtet alles Unglückes mit seinen Frauen schritt er zur sechsten Ehe und verband sich mit Katharina Parr. Diese endlich wußte sich zu behaupten, obgleich nicht viel fehlte, daß auch sie das Schicksal ihrer unglücklichen Vorgängerinnen hätte theilen müssen. Mit zunehmenden Jahren nahm auch seine übele Laune zu, und mehrere angesehene Personen fielen als Opfer derselben. Er starb endlich im Jahre 1547, und ihm folgte sein Sohn

Eduard VI. (1547—1553). — Weil dieser erst neun Jahre alt war, so übernahm sein Oheim, der Graf Herfort, unter dem Namen „Protector (Schutzherr) von England", die vormundschaftliche Regierung. Unter ihm entstanden viele Unordnungen und Parteiungen; die Reformation wurde mit Gewalt weiter ausgebreitet. Nach seinem frühzeitigen Tode, 1553, gelangte Maria, Heinrich's Tochter von seiner ersten Gemahlin, zur Regierung. Sie war eine eifrige Katholikin und suchte die katholische Religion wieder zur alleinherrschenden in England zu machen.

Mit großer Strenge verfolgte sie deshalb die Gegner derselben. Dieses und ihre vom Volke verabscheuete Ehe mit dem stolzen Philipp II. von Spanien, und der Verlust von Calais, welches die Franzosen mitten im Winter überrumpelten, erbitterten das Volk gegen sie. Die Trauer über den Verlust von Calais, der letzten Besitzung Englands in Frankreich, beschleunigte ihren Tod (1558). Ihr folgte in der Regierung ihre Schwester Elisabeth, die zweite Tochter Heinrich's VIII. und der Anna Boleyn.

Elisabeth (1558—1603). — Unter der glänzenden Regierung dieser Königin schwang sich England, welches früher nur einer der untergeordneten Staaten Europas gewesen war, zu einem der ersten desselben empor. Sie war eine Frau von großem Verstande und nicht geringer Gelehrsamkeit; in jeder Lage bewies sie Klugheit und unerschütterliche Standhaftigkeit. Eins ihrer ersten Geschäfte war die Kirchenreformation. Unter der Regierung ihrer Schwester hatte sie sich zur katholischen Religion bekannt; gleich nach ihrem eigenen Regierungsantritte aber verbot sie auf das Strengste den katholischen Gottesdienst, erklärte sich selbst für das Oberhaupt der Kirche, führte den Supremat-Eid wieder ein und setzte überhaupt die Religion in England auf die noch jetzt herrschende Weise fest. Die von ihr neugeordnete Kirche wird die englische oder bischöfliche, auch die hohe Kirche genannt und weicht in manchen Punkten von der evangelischen Kirche ab. Ein Hauptgrund zu ihren Religionsneuerungen war der Umstand, daß die katholische Kirche ihr das Recht der Thronfolge absprach, weil die Ehe ihrer Eltern, Heinrich's VIII. und der Anna Boleyn, vom Papste für ungültig erklärt worden war. Alle, welche sich ihren Neuerungen nicht fügen wollten, wurden von ihren Posten verjagt, oder mit Gefängniß und Verbannung bestraft. Allmälig legte sich der Widerstand vor der unerbittlichen Strenge der Königin, und die meisten änderten nun schon zum dritten Mal ihre Religion nach den Launen ihrer Gebieter.

Maria Stuart's Hinrichtung (1587). — Der schwärzeste Punkt im Leben Elisabeth's ist das Verfahren gegen ihre unglückliche Verwandte, Maria Stuart, Königin von Schottland. Diese war erst acht Tage alt, als ihr Vater, Jakob V., starb und

ihr, als seiner einzigen Erbin, den schottischen Thron hinterließ. Wegen innerer Unruhen führte die Mutter sie nach Frankreich, wo sie am Hofe der Katharina von Medici auf das sorgfältigste erzogen wurde. Herrlich entfaltete sich hier der schöne Keim, und sie war bald wegen ihrer Schönheit und Herzensgüte ein Gegenstand allgemeiner Liebe und Verehrung. Kaum sechzehn Jahre alt, wurde sie mit dem französischen Dauphin, dem nachmaligen Könige Franz II., vermählt. Leider starb dieser schon nach achtzehn Monaten, und als die junge Wittwe kurz darauf auch ihre Mutter verlor, entschloß sie sich zur Rückkehr nach ihrem Geburtslande. Ueber diese Nachricht erschrak die Königin Elisabeth. Sie wußte, daß Maria Ansprüche machte auf den englischen Thron, als ein ihr zukommendes Erbe, und fürchtete, daß die Katholiken im Lande sich zu Gunsten der schottischen Königin erheben würden; denn diese war katholisch. Sie ließ deshalb alle Küsten sorgfältig überwachen, um sie einzufangen. Maria indeß entging ihren Nachstellungen und landete glücklich in Schottland, wo sie mit Jubel empfangen wurde. Aber nur von kurzer Dauer war dieser Jubel. In Schottland hatte bereits früher Johann Knox, ein schwärmerischer Anhänger Calvin's, durch seine heftigen Predigten das Volk zu solcher Glaubenswuth entflammt, daß es die katholischen Kirchen ausplünderte und die Priester mißhandelte. Das ganze Land wurde nach und nach reformirt. Sobald nun die Schotten sahen, daß ihre Königin dem katholischen Glauben anhing, wurden sie höchst argwöhnisch und mißtrauisch. Insbesondere wiegelte jener Johann Knox das Volk gegen seine rechtmäßige Königin auf und tadelte sie sogar in öffentlichen Predigten. Und doch mußte sie des heftigen Mannes schonen wegen des großen Einflusses, den er auf das gemeine Volk hatte. Elisabeth aber freuete sich über diese Gährung und suchte das Feuer immer mehr anzufachen.

Maria hatte sich mit dem Grafen Darnley vermählt. Diese Vermählung war die Vorläuferin vieler Schicksale. Sie erfuhr bald, daß das Aeußere dieses Mannes sie geblendet habe, daß er im höchsten Grade eigensinnig und launenhaft sei. Sie schenkte deshalb ihr Zutrauen dem Grafen Bothwell. Aber auch dieser

war ein nichtswürdiger Mensch, der sich nur durch seine Verstellungskünste das Zutrauen der jungen Fürstin erschlichen hatte. In der Nacht, in welcher sie gerade ihren Gemahl verlassen hatte, um dem Vermählungsfeste einer ihrer Kammerfrauen beizuwohnen, flog der Palast, in welchem Darnley war, krachend in die Luft. Der Verdacht dieser Frevelthat fiel auf Bothwell; und doch beging Maria die Unbesonnenheit, schon wenige Monate nach der Ermordung ihres Gemahles sich mit diesem Menschen zu verbinden und so das Volk in dem Argwohn zu bestärken, als sei sie selbst eine Mitschuldige des Verbrechens. Hierüber kam der allgemeine Unwille zum gewaltsamen Ausbruche. Sie ward in's Gefängniß geworfen und gezwungen, zu Gunsten ihres Sohnes Jakob auf den Thron zu verzichten.

Bei vielen jedoch erregte das Schicksal der jungen Fürstin innige Theilnahme. Ihnen gelang es endlich, sie heimlich aus dem Kerker zu befreien. Nun floh sie nach England, um bei der Königin Elisabeth Schutz zu suchen. Diese aber ließ ihre frühere Nebenbuhlerin unter nichtigem Vorwande in den Kerker werfen. Jedoch auch in England fand die unglückliche Königin Freunde, besonders an ihren Glaubensgenossen, den Katholiken, und wiederholt wurden Versuche zu ihrer Befreiung gemacht. Allein alle Versuche wurden vereitelt und machten die Lage der gefangenen Königin nur noch trostloser. Elisabeth, die endlich das Leben ihrer königlichen Verwandte mit ihrer eigenen Sicherheit unverträglich hielt, beschloß deren Untergang und ließ sie am 8. Februar 1587, nach achtzehnjähriger Gefangenschaft, enthaupten.

Elisabeth's fernere Regierung. — Als Elisabeth durch eine solche Gräuelthat sich ihrer Gegnerin entledigt hatte, wandte sie wieder ihre ganze Sorgfalt auf die Regierung des Landes, und der glänzendste Erfolg krönte alle ihre Unternehmungen. Sie belebte den Handel und das Seewesen und ist als die Schöpferin der großen englischen Seemacht zu betrachten. Unter ihrer Regierung unternahm Franz Drake nach Magellan die erste Reise um die Welt und brachte aus Amerika die so nützlichen Kartoffeln*) nach

*) Im Jahre 1586 kamen sie nach England und von da nach Frankreich wo sie 1616 als eine große Seltenheit auf die königliche Tafel gebracht wur-

Europa herüber. Auch wurde der Handel nach Rußland, Persien, der Levante und Ostindien eröffnet, und im Jahre 1600 die ostindische Handelsgesellschaft gestiftet. Selbst in Amerika wurden Kolonien angelegt. Einer ihrer Seeleute, Walter Raleigh, gründete 1584 eine Kolonie in dem nördlichen Theile von Amerika und nannte sie zur Ehre seiner unverheiratheten Königin: Virginien, d. i. Jungfrauenland. Auch erlebte sie den Triumph, jene unüberwindliche Flotte, mit welcher der spanische König Philipp II. England zu erobern gedachte, durch Stürme und durch die Tapferkeit ihrer eigenen Flotte zerstört zu sehen, wie wir dieses im folgenden Abschnitte umständlicher hören werden.

Elisabeth starb im Jahre 1603, im siebenzigsten ihres Alters. Mit ihr erlosch das Haus Tudor, nachdem es den Thron von England 118 Jahre in Besitz gehabt hatte. An dessen Stelle trat nun das Haus Stuart. Der Sohn der unglücklichen Maria Stuart und des Darnley, Jakob VI., König von Schottland, wurde nun auf den englischen Thron erhoben und nahm im Jahre 1604 den Titel König von Großbritannien an, den seine Nachfolger bis auf unsere Zeit beibehalten haben.

Sechsunddreißigster Abschnitt.

Spanien unter **Philipp** II. — Abfall der Niederlande. — Zerstörung der spanischen Armada 1588. — Vereinigung Portugals mit Spanien 1580. — Spanien sinkt unter der Regierung seiner nächsten Thronfolger, **Philipp** III. und **Philipp** IV., immer tiefer. Unter dem letzten erhält auch Portugal seine Selbständigkeit wieder.

Philipp II. (1556—1598). — In der letzten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts war unter allen europäischen Herrschern Philipp II., der Sohn Karl's V., bei weitem der mächtigste; denn er hatte, mit Ausschluß von Oesterreich, alle Länder seines Vaters geerbt. Mit vielen Fähigkeiten verband er große Thätig-

---

den. In Deutschland wurden sie erst 1650 und zwar zunächst in Obersachsen, in Niedersachsen dagegen erst um das Jahr 1740 und noch später in Ostpreußen angepflanzt.

keit, aber auch einen Stolz und eine Härte, die beim Widerstande leicht zur Grausamkeit wurden. Mit tiefem Unwillen sah er die vielen Gräuel, welche überall die Religionsneuerungen begleiteten, und er hielt es für die heiligste Pflicht, in seinen Niederlanden den immer weiteren Uebergriffen der Reformation zu wehren, die hier unter seinem Vater Eingang gefunden hatte. Allein er mußte es erleben, daß seine strengen Maßregeln ihn bei aller Machtfülle um eine der schönsten Perlen in seiner Krone, um jene reichen Niederlande, brachten.

Abfall der Niederlande. — Die Niederlande bestanden damals, als Philipp die Regierung antrat, aus siebenzehn blühenden Provinzen. Kunst und Natur hatten hier zusammengewirkt, diese nach allen Seiten von schiffbaren Flüssen und Kanälen durchschnittenen und zum Theil dem Meere erst abgewonnenen Länder zwischen der Maas, der Schelde und dem Rheine bis zur Ems hin zum Lieblingssitze des Handels und Gewerbes zu machen. Sie waren im Besitze großer Freiheiten und Rechte, die sie auf das eifersüchtigste überwachten und stets zu erweitern suchten. Philipp ernannte seine Halbschwester, die Herzogin Margaretha von Parma, zur Oberstatthalterin. Sie war eine Frau von hohem kräftigen Geiste und paarte Gerechtigkeit mit Milde. Auch deswegen war sie bei den Niederländern beliebt, weil sie in ihrem Lande geboren und erzogen war. Es erregte aber gleich anfangs Neid, daß Philipp ihr den Granvella, Bischof von Arras, zur Seite setzte, und eine spanische Besatzung im Lande ließ. Die Mißstimmung stieg, als ohne Zuziehung der Stände neue Bisthümer gegründet und größtentheils mit Fremden besetzt wurden. Bei der großen Mißstimmung im Lande gegen den übergroßen Einfluß des Granvella, der bereits zum Kardinal ernannt war, hielt Margaretha selbst es für rathsam, auf seine Abberufung anzutragen. Dieser kam Granvella selbst zuvor; er verließ freiwillig das Land. Allein die Gährung im Lande blieb. Sie wurde noch gesteigert, als Philipp die Einführung der Beschlüsse des Tridentiner Conciliums verlangte und deshalb die erforderlichen Religionsedikte erließ. Dieses galt für eine neue Verletzung der ständischen Rechte und führte zu neuen noch lauteren Klagen. Und

alsbald schloß der mißvergnügte Adel einen Bund, Compromiß genannt und entwarf eine besondere Bittschrift an die Oberstatthalterin in Brüssel um Aufhebung der Religionsedicte.

Es war am 5. April 1566, als drei- bis vierhundert Adelige in einem feierlichen Prozessionszuge, immer vier und vier, unter großem Zulaufe der erstaunten Volksmenge nach dem Palaste der Oberstatthalterin zogen, um ihr die Bittschrift zu überreichen. Sie ward nicht wenig bestürzt über den ungewöhnlichen Aufzug; einer ihrer Räthe aber, der Graf Barlaimont, flüsterte ihr zu: sie möchte sich doch vor diesem Bettelgesindel (Gueux) nicht fürchten. Das war auch den Abgeordneten zu Ohren gekommen. Sie machten sich aus diesem Schimpfworte einen Ehrennamen, nannten ihre ganze Partei Geusen und trugen auf der Brust eine Denkmünze mit dem Bilde des Königes und der Aufschrift: „Treu bis zum Bettelsacke."

Die Oberstatthalterin versprach den Abgeordneten, sie wolle sich für sie beim Könige verwenden und ließ die Ausführung seiner Verordnungen bis dahin beruhen. Das hielten die Calvinisten für einen Sieg ihrer Partei, und an mehreren Orten rottete sich der Pöbel zusammen und verübte die größten Gräuel an katholischen Kirchen und Priestern. Durch solche Gräuelthaten zogen sich die Calvinisten den gerechten Zorn des Königes und den Haß ihrer katholischen Mitbürger zu. Sofort fanden sich die katholischen Mitglieder des Bundes bewogen, von einer Verbindung zurückzutreten, die sie nunmehr als eine Verschwörung gegen ihre Religion ansahen. Der König sah wohl ein, daß seine Schwester zu schwach sei, um in so bewegter Zeit das landesherrliche Ansehen gehörig zu behaupten; denn auch hier verwuchsen die religiösen und politischen Fragen zu einem unzertrennbaren Ganzen. Er rief sie deshalb zurück und schickte im Jahre 1567 seinen in den Waffen ergrauten Feldherrn, den Herzog Alba, an der Spitze einer bewaffneten Macht dahin. Schon vor der Ankunft dieses gefürchteten Mannes verließ ein großer Theil des Adels, mit ihm der Prinz Wilhelm von Oranien, und viele Tausende vom Volke das stürmische Vaterland; nur die Grafen Egmont und Hoorn, zwei der edelsten und angesehensten Männer, ließen sich nicht warnen

und blieben. Alba ließ diese als die Hauptanstifter des Aufruhres nebst vielen anderen Verdächtigen und Unzufriedenen zu Brüssel öffentlich hinrichten und erklärte den Prinzen Wilhelm und dessen Bruder Ludwig in die Acht. Vor des Herzogs Macht schwand aller Widerstand; neue noch schärfere Befehle kamen zu den früheren hinzu Sein willkürliches Verfahren verletzte die kostbarsten Rechte der Nation und machte das Maß des Unglückes voll.

Unterdessen hatte der Prinz von Oranien die flüchtigen Niederländer gesammelt und auch in Deutschland Truppen geworben. Mit einem fast aus allen Nationen zusammengesetzten Heere machte er wiederholt Einfälle in die Niederlande; doch wurde dieses Heer durch Niederlagen und Mangel an Geld bald aufgelöst. Glücklicher waren die sogenannten Wassergueusen, d. i. die niederländischen Freibeuter, welche an der Küste umherschwärmten und Schifffahrt und Handel der Spanier durch Kapereien störten. Es gelang ihnen sogar, sich des Hafens von Briel an der Mündung der Maas zu bemächtigen. Das Glück erhöhete den Muth; sie eroberten eine Stadt nach der anderen und wählten bald den Prinzen von Oranien zu ihrem Anführer. Dieser führte überall, wohin er kam, den reformirten Gottesdienst wieder ein.

Als Philipp sah, daß Alba's Gewaltmaßregeln nicht zu dem erwünschten Ziele führten, rief er auch ihn nach einer sechsjährigen Oberstatthalterschaft wieder zurück. Unter Alba's Nachfolgern wurde mit wechselndem Glücke fortgekämpft. Viele kriegeslustige Deutsche, Franzosen und Engländer fochten mit in den Reihen der Niederländer. Im Jahre 1579 traten zu Utrecht die sieben nördlichen Provinzen: Holland, Seeland, Utrecht, Geldern, Oberyssel, Gröningen und Friesland in eine Verbindung, die Utrechter Union genannt. Zum Oberhaupte derselben wurde der Prinz von Oranien ernannt. Als aber der König im Jahre 1581 diesen ächtete und einen hohen Preis auf seinen Kopf setzte, kündigten die sieben Provinzen, ermuthigt durch das Glück ihrer Waffen, den Spaniern den Gehorsam auf und bildeten eine Republik.

Zerstörung der spanischen Armada (1588). — Unterdessen war auch die früher erwähnte Königin Elisabeth von Eng-

land auf die Seite der Niederländer getreten. Nicht genug, daß sie früher des Königes Antrag um ihre Hand zurückgewiesen hatte, schickte sie jetzt den Empörern ein Heer zu Hülfe, dessen Anführer sogar den Titel und die Macht eines Oberstatthalters der vereinigten Provinzen annahm. Um solche Schmach zu rächen, rüstete Philipp eine ungeheuere Flotte (Armada) aus, die er selbst die unüberwindliche Armada nannte und gab dem Herzoge von Medina Sidonia den Oberbefehl. Im Sommer 1588 erschien die furchtbare Armada. Nie hatte der Ocean eine stolzere Flotte getragen. Triumphirend segelte sie durch den Kanal längs Englands Küsten hin. Aber Sturm und Ungewitter kämpften für Elisabeth. Die Flotte zerstob vor den empörten Meereswellen, und was diese nicht verschlangen, wurde von den Engländern unter Anführung der Seehelden Drake, Howard und Effingham angegriffen und besiegt. Nur klägliche Trümmer kamen von dieser unseligen Fahrt nach Spanien zurück.

Philipp vernahm jedoch die Kunde seines Unglückes mit großer Ruhe und Ergebenheit. „Nicht gegen den Himmel, sondern gegen Menschen hatte ich meine Flotte abgeschickt; der Name des Herrn sei gebenedeiet!" erwiederte er ruhig. Der Krieg wurde zwar fortgesetzt, doch nutzlos für Spanien. Philipp erlebte das Ende desselben nicht. Er starb 1598 und hinterließ bei allen Schätzen Mexicos und Perus eine Schuldenlast von 150 Millionen Dukaten. Noch lange nach seinem Tode dauerte der Kampf gegen die Niederlande fort, ohne zu dem beabsichtigten Zwecke zu führen. Im westfälischen Frieden endlich, 1648, wurden die frühergenannten sieben Provinzen förmlich als eine freie Republik anerkannt. So hatte sich der anfängliche Religionskrieg zu einem politischen Freiheitskampfe gestaltet, welcher mit der Losreißung der nördlichen Staaten von der katholischen Kirche und der spanischen Herrschaft endete. Die südlichen Provinzen dagegen waren unter spanischer, nachmals österreichischer, Herrschaft katholisch geblieben.

Verbindung Portugals mit Spanien. — Philipp II., der alle Versuche, England zu demüthigen und die Niederlande wieder zu unterwerfen, an der verzweifelten Gegenwehr dieser Völker hatte scheitern gesehen, empfand doch den Trost, seiner Krone eine an=

dere schöne Perle, das reiche **Portugal**, zu gewinnen. Hier war das Königshaus ausgestorben, und unter mehreren Kronbewerbern gewann er durch Alba's Siege den Thron. Sechzig Jahre hindurch, von 1580 bis 1640, blieb es mit Spanien vereint, und beide Staaten verfielen durch unglückliche Kriege und schlechte Verwaltung immer mehr.

Auch in seinem häuslichen Leben war Philipp II. nicht glücklich. Von seiner ersten Frau, Maria von Portugal, war ihm ein Sohn, **Don Karlos**, geboren, der ihm vielen Kummer bereitete. Dieser war sehr kränklich und schwächlich, dabei von einer äußerst reizbaren Gemüthsart, die sich bei ihm mit zunehmenden Jahren oft bis zum Wahnsinne steigerte. Keiner war dann vor den Ausbrüchen seiner Wuth sicher. Selbst gegen seinen Vater brütete er hochverrätherische Plane. Es war deshalb nöthig, die strengste Ueberwachung eintreten zu lassen; und er wurde gefänglich eingezogen. Allein Ruhe fand der Ruhelose auch in den stillen Mauern seines Gewahrsames nicht; vielmehr erschöpfte er seine letzten Kräfte durch fortgesetztes Toben. Er starb hier schon nach sechs Monaten, erst 23 Jahre alt.

Die nächsten Thronfolger Philipp's II. — Ihre Regierung ist nur durch Unglück ausgezeichnet, und die alte Herrlichkeit des Landes schwand immer mehr. Der erste, **Philipp III.**, schwächte dadurch, daß er die **Moriskos** oder Nachkommen der Mauren, welche seine gewerbsamsten Unterthanen waren, im Jahre 1610 vertrieb, das Reich sehr und hemmte den Kunstfleiß. Das größte Unglück jedoch erlitten die Spanier unter Philipp's II. Enkel, **Philipp IV.** Unter seiner schwachen Regierung warfen auch die Portugiesen (1640) das spanische Joch wieder ab und wählten den Herzog Johann von Braganza zu ihrem Könige, dessen Haus noch jetzt in Portugal regiert. Auch von den überseeischen Besitzungen ging eine nach der anderen verloren, und von den vielen Schlägen erholte sich das Land nie wieder.

Siebenunddreißigster Abschnitt.

Der dreißigjährige Krieg (1618—1648). — **Veranlassung desselben.** — **Kaiser Ferdinand** II.; er besiegt durch **Tilly** seinen Gegner, den **Kurfürsten Friedrich** V. **von der Pfalz.** — Der König von Dänemark, **Christian** IV., tritt als Anführer der Protestanten auf; gegen ihn die kaiserlichen **Feldherren Tilly** und **Wallenstein.** — **Gustav Adolf,** König von Schweden, kommt den Protestanten zu Hülfe; er fällt in der Schlacht bei **Lützen** 1632. — **Wallenstein's Ermordung.** — Fortsetzung des Krieges. **Kaiser Ferdinand** III. Der westfälische Friede 1648.

Dieser Krieg, der so unsägliches Elend über ganz Deutschland brachte, und in welchen fast alle Staaten Europas verflochten wurden, nahm unter der Regierung des Kaisers Mathias seinen Anfang in Böhmen, demselben Lande, in welchem schon hundert Jahre vor der Reformation die ersten Religionsunruhen unter Huß ausgebrochen waren. Die Veranlassung war folgende:

Veranlassung desselben. — Die protestantischen Unterthanen des Erzbischofes von Prag und jene des Abtes von Braunau hatten in dem Städtchen Klostergrab und zu Braunau gegen den Willen ihrer Gutsherren zwei Kirchen erbauet und das Recht dazu auf den vom Kaiser Rudolf II. ertheilten Majestätsbrief gegründet. Der Rechtsbescheid aber fiel gegen die Protestanten aus; denn der Majestätsbrief bewilligte ein solches Recht nur den protestantischen Ständen, nicht aber den protestantischen Unterthanen katholischer Gutsherren. Es wurde deshalb die Kirche zu Klostergrab niedergerissen, die zu Braunau geschlossen. Die Protestanten wandten sich nun an den Kaiser selbst, wurden aber abschlägig beschieden und zur Ruhe verwiesen. Nun kam es zum Aufstande. Der Graf von Thurn stellte sich sogleich an die Spitze der böhmischen Bauern und drang am 23. Mai 1618 in die Kanzlei zu Prag, weil es hieß, nicht der Kaiser, sondern seine Statthalter in Prag hätten jenen harten Befehl gegen die Protestanten erlassen. Zwei der hier versammelten kaiserlichen Statthalter, Martinitz und Slawata, welche für Hauptfeinde der Protestanten galten, wurden nebst ihrem Geheimschreiber Fabrizius aus dem Fenster hinabgestürzt. Durch diese Gewaltthat wurde das Schauspiel eines dreißigjährigen Krieges eröffnet. Denn obgleich die Hinabgestürzten trotz der Höhe von dreißig Ellen keinen Schaden genom-

men hatten, weil sie auf weichen Schutt gefallen waren; so ließ sich doch voraussehen, daß der Kaiser die Mißhandlung seiner Statthalter nicht ungestraft lassen würde. Die Böhmen trafen deshalb auch zu ihrer Sicherheit die nöthigen Vorkehrungen. Sie sammelten schnell ein Heer und gaben dem Grafen Thurn den Oberbefehl. Zugleich vertrieben sie ihre Todfeinde, die Jesuiten, und wählten dreißig Männer zur Verwaltung des Landes. Auch die Union schickte ein Hülfsheer unter dem Grafen Ernst von Mansfeld. Hoch loderte die Flamme des Aufruhres.

Mathias gerieth über diesen Aufruhr in nicht geringe Verlegenheit. Er war bereits alt und kränklich und sehnte sich nach Ruhe. Darum suchte er, wenngleich unter heftigem Widerspruche seines Vetters und Thronfolgers, Ferdinand, mit den Aufrührern zu unterhandeln. Doch diese traueten den Versicherungen des Kaisers nicht; auch glaubten sie, bereits bedeutende Vortheile in Händen zu haben. Es zerschlugen sich deshalb die Unterhandlungen, und ein Krieg brach los, der, wie damals gewiß Niemand ahnete, erst nach dreißig Jahren enden sollte. Kurz nach dem Ausbruche der ersten Feindseligkeiten starb der Kaiser Mathias, den 20. März 1619. Ihm folgte

Kaiser Ferdinand II. (1619—1637). — Schon im Jahre 1617 war er als König von Böhmen anerkannt und gekrönt worden; jetzt aber wurde er der böhmischen Krone für verlustig erklärt, und dieselbe dem Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, dem Haupte der Union, angetragen. Dieser nahm das gefährliche Geschenk an, und die Krönung wurde zu Prag mit großer Pracht vollzogen. Auch Schlesien, Mähren und die Lausitz huldigten ihm.

Aber nur von kurzer Dauer war seine Herrlichkeit. Er war der Macht des Kaisers und dessen Verbündeten nicht gewachsen; dazu war er träge und dem Wohlleben ergeben. Mit dem Kaiser verband sich die Liga; auch Spanien schickte Hülfstruppen. Maximilian von Bayern, das Haupt der Liga, und sein ausgezeichneter Feldherr Tilly eilten schnell nach Böhmen und erfochten am 8. November 1620 auf dem weißen Berge vor Prag einen

glänzenden Sieg über das Heer des Königes Friedrich. Dieser ließ, als er vom Walle der Stadt her die grauenvolle Flucht und Niederlage der Seinigen sah, voll Angst Heer, Reich und Krone im Stich und floh über Schlesien nach Holland. Nur einen Winter hatte seine Herrlichkeit gewährt, weshalb man ihn spöttisch den Winterkönig nannte. Gleich am Tage nach der Schlacht ergab sich Prag. Dem Beispiele der Hauptstadt folgte das ganze Land. Nun hielt der Kaiser strenges Gericht. Friedrich wurde als Hochverräther in die Reichsacht erklärt, und sein Land nebst der Kurwürde dem Herzoge Maximilian für die dem Kaiser geleisteten treuen Dienste zuerkannt. Der Kurfürst von Sachsen hatte Schlesien und die Lausitz unterworfen und erhielt zur Belohnung vom Kaiser das letztere Land zum Geschenke. Siebenundzwanzig der Haupturheber des Aufstandes in Böhmen wurden hingerichtet. Dann fing der Kaiser die Gegenreformation an. Er vernichtete den Majestätsbrief, verwies die Protestanten aus dem Lande und rief die Jesuiten zurück. Das ganze Land beugte sich erschrocken vor dem gewaltigen Sieger.

Der geächtete Kurfürst, welcher seinen Schwiegervater, den König Jakob von England, vergebens um Hülfe angeflehet hatte, fand einen muthigen Vertheidiger an dem Grafen von Mansfeld. Dieser sammelte ein Heer, verband sich mit dem Markgrafen Georg Friedrich von Baden und spottete mit seinen Scharen, die nur vom Raube lebten, der Macht des Kaisers. Aber der tapfere Tilly holte die Abenteurer ein und schlug sie völlig. Der entmuthigte Markgraf zog sich nun vom Schauplatze des Krieges zurück. Mansfeld aber setzte unverzagt den Krieg fort und fand einen anderen Waffengenossen an dem jungen Christian von Braunschweig, dem Bruder des regierenden Herzoges. Fürchterlich hauseten ihre Raubscharen in allen Gegenden Deutschlands. Selbst Paris zitterte vor ihnen, als sie den Hugenotten Hülfe versprachen. Auf seinen Verwüstungszügen drang Christian bis an den Main und hatte bereits die ganze Gegend um Frankfurt verheert, als ihn Tilly bei Höchst ereilte und dergestalt schlug, daß er kaum mit der Hälfte seiner Truppen entkam. Mit dieser stieß der Geschlagene zu Mansfeld, und Beide setzten das Kriegeshand-

werk mit verwegener Kühnheit fort. Tilly zog ihnen überall nach, endlich erreichte er sie bei Stadtlohn im Münsterschen. Hier wurde am 6. und 7. August 1623 der größte Theil des Raubgesindels aufgerieben, die beiden Anführer aber retteten sich durch schmähliche Flucht nach dem benachbarten Holland.

So waren nun alle für Friedrich geworbene Truppen theils aufgerieben, theils zerstreut, und der Kaiser waltete mit unumschränkter Obmacht. Allein die Gährung währte fort. Aus Furcht vor etwaigen gewaltsamen Maßregeln, die jetzt der Sieger ergreifen könnte, rüsteten sich die niedersächsischen Fürsten zur Gegenwehr und wählten den König Christian IV. von Dänemark zum Anführer des Bundesheeres. Auch der König von England, der vergebens die Wiedereinsetzung seines Schwiegersohnes gehofft hatte, unterstützte das Bundesheer. Und sogleich eilten auch jene beiden furchtbaren Abenteurer, Mansfeld und Christian von Braunschweig, aus Holland wieder herbei. So war denn am Ende des Jahres 1625 die Lage der Dinge dieselbe, wie beim Anfange des Krieges in Böhmen; nur wurde jetzt das nördliche Deutschland der Kriegesschauplatz.

Wallenstein, Herzog von Friedland. — In dieser neuen, verhängnißvollen Zeit machte ein kaiserlicher Oberst seinem Herrn den überraschenden Vorschlag: er wolle unentgeltlich ein Heer von fünfzigtausend Mann stellen, falls er ihm den unumschränkten Oberbefehl über dasselbe ertheile. Dieser merkwürdige Mann war Albrecht von Wallenstein (eigentlich Waldstein). Er war aus freiherrlichem Geschlechte von lutherischen Eltern zu Prag geboren, später aber zur katholischen Religion übergetreten. In seiner Jugend hatte er eine sorgfältige Bildung genossen. Zu Padua hatte ihm der berühmte Sterndeuter Seni die Versicherung gegeben, er habe in den Sternen gelesen, daß Wallenstein zu hohen Ehren bestimmt sei; und seit der Zeit war Seni sein trautester Freund, und Ehrgeiz seine heftigste Leidenschaft. Die Bürgschaft in seiner eigenen Brust, zu etwas Außerordentlichem bestimmt zu sein, schienen ihm von nun an auch die Sterne, welche er in nächtlicher Stille beobachtete, zu bestätigen. Bald nahm er im kaiserlichen Heere Dienste und focht in allen Schlachten mit Auszeich-

nung. Er war mit einer reichen Wittwe vermählt, deren früher Tod ihn zum Erben eines fürstlichen Vermögens machte. Zum Ersatze des Schadens an seinen Gütern, die beim Ausbruche der böhmischen Unruhen zu Grunde gerichtet waren, hatte ihm der Kaiser die Herrschaft Friedland in Böhmen mit dem Titel eines Grafen geschenkt und ihn später für seine ausgezeichneten Dienste sogar zum Herzoge ernannt. Mit ungeduldigem Ehrgeize hatte Wallenstein bisher den Feldherrnstab in den Händen Tilly's, eines fremden Führers, gesehen; er war deshalb hoch erfreut, als der Kaiser seinen Antrag annahm und ihm so den Weg zu einer ausgezeichneten Laufbahn eröffnete.

Jetzt ließ der Friedländer — so nannte man ihn gewöhnlich — die Werbetrommel rühren, und von allen Seiten strömten kriegeslustige Männer, gelockt durch den Ruf seines Namens und die Aussicht auf Beute, unter seine Fahnen. Zum Erstaunen Aller war in kurzer Zeit ein Heer von fünfundzwanzigtausend Mann gesammelt, das auf seinem ersten Zuge nach der Elbe hin schon zu dreißigtausend anwuchs. Bei Dessau (1626) schlug er den Grafen Mansfeld und verfolgte ihn bis tief in Oesterreich. Der hart Bedrängte unterlag endlich den Beschwerden der Flucht. Er starb bei Zara in Bosnien. Kurz vor ihm war auch Christian von Braunschweig gestorben, erst 29 Jahre alt.

Unterdessen hatte Tilly mit seinem gewohnten Waffenglücke sich gegen den Dänenkönig gewandt, ihn in der blutigen Schlacht bei Lutter am Barenberge, einem Städtchen im Braunschweigischen, am 27. August 1626 völlig besiegt und bis Jütland verfolgt. Bald hierauf kam auch der Friedländer von Ungarns Grenzen zum neuen Kampfe herangezogen und fiel mit Tilly in Holstein ein, um den König von Dänemark ganz aus Deutschland zu vertreiben. Nur das feste Stralsund, welches zur See mit Lebensmitteln unterstützt wurde, konnte Wallenstein nicht erobern, obschon er gedrohet hatte: „er würde die Festung nehmen, und wenn sie auch in Ketten am Himmel hinge!“ Der Kaiser behandelte Niedersachsen wie ein erobertes Land und belohnte mit einzelnen Theilen die Helden, welchen er seine Uebermacht verdankte. Tilly's und Wallenstein's Heere hielten Alles in Schrecken, kein

Feind war mehr vorhanden. Nun endlich war auch der günstige Zeitpunkt gekommen, die Protestanten zur Wiedererstattung der seit dem Religionsfrieden eingezogenen geistlichen Güter anzuhalten, und es erschien am 6. März 1629 das Restitutionsedikt (Wiedererstattungsbefehl). Diesem zufolge sollten die Protestanten alle seit dem Passauer Vertrage (1552) eingezogenen geistlichen Güter den Katholiken zurückgeben. Dieses Edikt war ein Donnerschlag für die Protestanten. Vergebens machten ihre Fürsten Vorstellungen beim Kaiser; Aufschub auf ein Jahr war Alles, was sie von ihm erhalten konnten. Aber innerhalb dieser Frist hatte sich die Lage der Dinge sehr geändert.

Im Jahre 1630 wurde ein Reichstag zu Regensburg gehalten, auf welchem die Fürsten dem Kaiser die rührendsten Vorstellungen machten über den bejammernswerthen Zustand Deutschlands und einstimmig die Entlassung Wallenstein's und seiner verwegenen Raubscharen verlangten. Das arglistige Frankreich hatte auch hierbei auf die deutschen Fürsten besonders einzuwirken gesucht. Denn die Schwächung der kaiserlichen Macht stellte ja auch eine Bereicherung Frankreichs mit deutschen Provinzen in lachende Aussicht. Mit schwerem Herzen willigte endlich der Kaiser in den allgemeinen Wunsch der Fürsten und entließ Wallenstein. Dieser zog sich mit scheinbarer Gleichgültigkeit auf seine mährischen Güter zurück und schien wegen seiner Entlassung den Kaiser nur zu bedauern.

Gustav Adolf in Deutschland (1630—1632). — Um dieselbe Zeit, als der Kaiser zur Milderung der Noth des Landes seine kräftigste Stütze, Wallenstein mit seinen Truppen, entließ, war schon wiederum gegen ihn ein auswärtiger König mit Heeresmacht in vollem Anzuge — Gustav Adolf, König von Schweden. Dieser, einer der ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit, landete am 24. Juni 1630 mit fünfzehntausend Schweden an der Küste der Ostsee, um jetzt gemeinschaftlich mit den Protestanten in Deutschland, seinen Glaubensgenossen, den Kampf gegen den Kaiser zu beginnen. Er fühlte sich auch gekränkt, daß der Kaiser seine Verwendung für seine vertriebenen Schwestersöhne, die Herzoge von Mecklenburg, abgewiesen und sogar den König Sigis-

mund von Polen, mit dem er im Kriege lag, zur Fortsetzung desselben ermuntert hatte. Am meisten aber war er aufgereizt worden durch die Versprechungen Frankreichs, welchem kein Mittel zu schlecht war, wenn es galt, das Uebergewicht des Hauses Oesterreich zu schwächen. Der Schneekönig — so wurde Gustav Adolf von seinen Feinden genannt — vertrieb schnell die kaiserlichen Truppen aus Pommern und Mecklenburg, setzte seine Schwestersöhne wieder in ihre Herzogthümer ein und wandte sich dann nach Brandenburg. Man hätte denken sollen, die protestantischen Fürsten würden ihn mit Jubel empfangen haben; statt dessen aber erschraken die meisten vor seiner Ankunft und wollten sich nicht mit ihm verbinden, sei es aus Furcht vor dem Kaiser, oder aus Eifersucht gegen den fremden Bundesführer, der ungerufen mit Heeresmacht in's Land kam. So konnte sich auch Brandenburg lange nicht entschließen, sich zu ihm zu gesellen. Sachsen schlug die Verbindung mit ihm ganz aus. Nur der Landgraf von Hessen und der Herzog von Sachsen-Weimar schickten ihm Hülfe, während alle übrigen protestantischen Fürsten zu Leipzig unter dem Vorsitze des Kurfürsten von Sachsen eine Convention (Bündniß) zur Erhaltung ihrer Selbständigkeit sowohl gegen Schweden als Oesterreich schlossen. Während Gustav Adolf auf solche Weise in seinem Vorrücken von den Protestanten selbst aufgehalten wurde; schloß Tilly Magdeburg ein, welches sich weigerte, seinen neuen Erzbischof aufzunehmen und sogar mit Schweden in Unterhandlung trat. Er eroberte am 20. Mai 1631 die immer widerspenstige Stadt mit Sturm, bei welchem der größte Theil derselben durch die Hartnäckigkeit der Vertheidigung ein Raub der Flammen wurde. Der Untergang dieser Stadt war ein großer Verlust für den Sieger selbst, der nun einen festen Waffenplatz und Stützpunkt an der Elbe verloren hatte.

Tilly zog hierauf nach Sachsen, um den Kurfürsten wegen des Leipziger Bündnisses zu züchtigen und ihn zu zwingen, auf des Kaisers Seite zu treten. In der Angst verband er sich schnell mit dem Schwedenkönige und trat ihm für den Schutz, welchen er von ihm erwartete, die Leitung der protestantischen Angelegenheiten ab. Jetzt nahm die Sache eine plötzliche Wendung. Tilly

hatte sich eben der Stadt Leipzig bemächtigt, als das sächsische und schwedische Bundesheer gegen ihn anzog. Bei dem Dorfe Breitenfeld, unweit Leipzig, kam es am 17. September 1631 zu einer mörderischen Schlacht, in welcher Tilly geschlagen wurde. Die Sachsen zogen durch die Lausitz und eroberten Prag; Gustav Adolf drang in die liguistischen Länder ein. Erst am Lechflusse, bei Rain, hielt Tilly Stand und vertheidigte den Uebergang. Vergebens! Das liguistische Heer wurde vertrieben; Tilly selbst, der sich zu weit vorgewagt hatte, schwer verwundet. Er starb einige Tage nachher und hinterließ den Ruhm eines biederen Kriegeshelden, der in sechsunddreißig Schlachten gesiegt hatte und stets strenger gegen sich, als gegen andere gewesen war. Bei seinen Truppen, die ihm mit ganzer Seele ergeben waren, hieß er gewöhnlich „der deutsche Josue". Gustav Adolf zog am 7. Mai 1632, in Begleitung des unglücklichen Winterköniges, als Sieger in München ein. Bayern wurde schrecklich verheert. Im deutschen Reiche schaltete jetzt ein fremder auswärtiger Fürst mit mehr Gewalt, als je der Kaiser selbst, und das Ende der Dinge war nicht abzusehen, da kein kaiserliches Heer vorhanden war, um den Fortschritten des noch jüngst verhöhnten Schneeköniges Einhalt zu thun. Dieser herrschte jetzt wie in einem eroberten Lande. Fast überall ließ er sich als Landesherr huldigen, in Würzburg sogar eine schwedische Landesregierung einrichten. Selbst dem geächteten Pfalzgrafen Friedrich gab er die wiedergewonnene Pfalz nicht zurück. — Bei dem Andrange so ungeheurer Gefahr sollte Wallenstein abermals der Retter werden.

Während jener Vorfälle hatte Wallenstein in Zurückgezogenheit auf seinen Gütern gelebt und von fern dem Kriegesspiele zugesehen, voll Schadenfreude über dessen Wechsel; denn sein Herz kochte vor Rache. An seinem Hofe herrschte kaiserliche Pracht; ein Fest drängte das andere. Er sah es gern, wenn Alles um ihn her sich der ausgelassensten Fröhlichkeit überließ, während er selbst ernst und finster blieb und jeden Anwesenden mit argwöhnischem Blicke beobachtete. Er selbst trug gewöhnlich nur einen Reiterkoller von Elennshaut, eine rothe Leibbinde und einen scharlachenen Mantel, auf dem Kopfe einen hochaufgestutzten Hut mit einer

herabwallenden rothen Straußfeder, an den Füßen große Stulpstiefel. Voll Grausen blickten die Wachen auf, wenn der finstere Mann so in nächtlicher Stille einsam auf dem Schloßhofe daherwandelte, um seine Sterne zu befragen.

An ihn schickte der Kaiser bei der neuen Gefahr des Reiches Gesandte, die seinen gekränkten Stolz versöhnen und ihn bewegen sollten, ein neues Heer für den Kaiser zu werben. Wallenstein verbarg seinen Triumph und empfing die Gesandten mit scheinbarer Kälte. „Ich bin nicht gesonnen," sprach er, „mir eine undankbare Arbeit aufzubürden; ich lebe als Privatmann recht zufrieden und wünsche, meine Tage in Ruhe zu enden." Als aber die Gesandten mit den dringendsten Bitten und rührendsten Vorstellungen ihm zusetzten, versprach er endlich, innerhalb dreier Monate ein Heer zu werben.

Schlacht bei Lützen (1632). — Kaum war es bekannt, daß der Friedländer wieder werbe, so strömten Tausende herbei, und innerhalb der bestimmten Frist war das Heer gerüstet. „Das Heer ist da, nun schicket einen Führer!" schrieb er nach Wien. Und noch einmal mußte der Kaiser, der wohl einsah, daß das Heer nur unter dem dienen würde, der es geworben hatte, den stolzen Mann dringend bitten, den Oberbefehl selbst zu führen. Endlich ließ er sich dazu bewegen, jedoch nur unter der Bedingung, daß ihm unumschränkte Macht in Krieges- und Friedens-Angelegenheiten eingeräumt würde. Das geschah auch. Jetzt brach der versöhnte Held auf und rückte zuerst gegen die Sachsen in Böhmen. Ueberall trieb er sie flüchtig vor sich her, eroberte Prag und jagte den Kurfürsten in sein Land zurück. Hierauf wandte er sich nach Bayern, um dieses von den Schweden zu befreien, und bezog ein festes Lager bei Nürnberg, wo Gustav sich verschanzt hatte. Dieser wagte es nicht, das feste Lager Wallenstein's anzugreifen, und Wallenstein sah voraus, daß Mangel an Lebensmitteln den Gegner sicherer vernichten würde, als eine Schlacht. Wirklich erreichte die Noth den äußersten Grad, und Gustav schritt zum Angriffe. Dieser aber wurde blutig zurückgewiesen. Gustav blieb noch vierzehn Tage kampfgerüstet stehen; allein Wallenstein wich nicht und wankte nicht. Da endlich sah sich der Schwede gezwun-

gen, den schrecklichen Ort des Hungers zu verlassen. Während er südwärts zog, zog Wallenstein nordwärts, nach Sachsen, um den Kurfürsten zu einem besonderen Frieden mit dem Kaiser zu zwingen und dann dem geschwächten Schwedenkönige in den Rücken zu fallen. Sachsen ward auf eine furchtbare Weise verheert. Auf inständiges Bitten des Kurfürsten eilte Gustav Adolf schnell zur Hülfe herbei, und es kam am 16. November 1632 bei Lützen zu einer mörderischen Schlacht, in welcher die Schweden zwar siegten, aber ihren König verloren. Von zwei Kugeln durchbohrt sank er mit dem Schmerzesrufe: „Mein Gott! Mein Gott!" vom Pferde, und Roß und Reiter setzten über ihn hin. Erst am folgenden Tage fanden die Schweden seinen Leichnam, der kaum kenntlich vor Blut und Wunden und von den Hufen der Rosse zertreten war. Er wurde nach Weißenfels und von da weiter, von der trostlosen Gattin begleitet, nach Stockholm in die Gruft seiner Väter gebracht. Für Deutschland mag sein Tod kein Unglück gewesen sein, weil die Einmischung der Fremdlinge in deutsche Angelegenheiten unserem Vaterlande nie zum Heile war.

Wallenstein's Ermordung (1634). — Obgleich Wallenstein nicht der Besiegte sein wollte, so leistete er doch auf Sachsen Verzicht und trat unverfolgt den Rückzug nach Böhmen an. Die Angelegenheit der Schweden in Deutschland leitete von nun an Oxenstjerna; den Oberbefehl über das Heer übertrug dieser dem Herzoge Bernhard von Weimar. Die Schweden verheerten ganz Deutschland und verübten die unerhörtesten Grausamkeiten,*) ohne daß Wallenstein ihnen Einhalt that. Er hielt sich still in Böhmen, beobachtete und unterhandelte. Frankreich hatte ihm die Krone von Böhmen angeboten, wenn er vom Kaiser abfalle. Das Benehmen dieses ehrsüchtigen Kriegeshelden wurde immer zweideutiger, der Verdacht immer dringender und lauter. Und dieser Verdacht war nicht ungegründet. Wegen der Krone Böh-

---

*) In Franken wird noch ein Sprüchlein als Schreckenswort gegen diesen rohen unmenschlichen Feind gehört:

„Bet', Kindle, bet',
Jetzund kommt der Schwed'!
Jetzund kommt der Oxenstjern,
Wird die Kindle bete lehr'n!"

mens war er mit Frankreich in Unterhandlung getreten. Zu Pilsen versammelte er seine vertrautesten Obersten und Generale um sich, klagte über nachlässige Behandlung von Seiten des kaiserlichen Hofes und erklärte sich bereit, das Kommando niederzulegen. Hierüber entstand eine stürmische Bewegung. Das ganze Corps der hohen Offiziere verlangte von ihm, er solle sie nicht verlassen. Er versprach das, wenn sie sich auch gegen ihn verbindlich machen wollten, ihn nicht zu verlassen, und ließ sich schriftliche Zeugnisse ihrer Treue zu ihm ausstellen Als der Kaiser von diesen Vorgängen Nachricht erhielt, unterzeichnete er am 24. Januar 1634 einen Erlaß, wodurch er Wallenstein den Oberbefehl entzog und denselben dem Grafen Gallas übertrug. Allein bevor dieser Erlaß zur Ausführung kam, hatte Wallenstein bereits sein Loos ereilt. Dieser war nämlich auf die Kunde von dem kaiserlichen Erlaß mit drei ihm treu gebliebenen Regimentern von Pilsen nach Eger geeilt, um hinter den Mauern dieser Festung Schutz zu suchen. Hier aber wurde er, auf Veranlassung des seinem Kaiser treu ergebenen Obersten Buttler, ermordet. Die dazu ausersehenen Soldaten drangen des Nachts in sein Schlafgemach, und Wallenstein sprang schnell aus dem Bette auf. Da schrie der Hauptmann Deveroux ihn an: „Bist du der Schelm, der dem Kaiser die Krone vom Haupte reißen will?“ und stieß ihm seine Hellebarde tief in die Brust, am 25. Februar 1634.

Fortsetzung des Krieges. — Nach Wallenstein's Ermordung bekam des Kaisers Sohn, der König Ferdinand von Ungarn, den Oberbefehl. Gallas wurde ihm zur Seite gegeben. Er drängte die Schweden aus der Oberpfalz, eroberte Regensburg und Donauwörth und trieb das feindliche Heer bis nach Nördlingen in Schwaben. Hier kam es am 7. Sept. 1634 zu einer großen Schlacht, in welcher das schwedische Heer fast ganz aufgerieben wurde. Bald nach der Schlacht trennten sich auch die Sachsen von den Schweden und schlossen mit dem Kaiser Frieden. Auch die übrigen Fürsten Deutschlands, mit Ausschluß von Hessen, gaben die Sache der Schweden auf und verglichen sich, der eine nach dem anderen, mit dem Kaiser. Jetzt, wo alle feindliche Parteien fast bis zur Ohnmacht erschöpft waren, sah Alles mit Sehnsucht

dem Ende eines Krieges entgegen, der beinahe ganz Deutschland zu einer Wüste gemacht hatte. Und doch sollte derselbe noch vierzehn Jahre fortwüthen. Frankreich war es, welches die Flamme des Krieges in unserem unglücklichen Vaterlande von neuem anfachte.

Damals herrschte in Frankreich Ludwig XIII., ein schwacher, unthätiger Mann, der aber einen Minister hatte, welcher mit seltener Klugheit und Umsicht die Staatsangelegenheiten lenkte. Das war der Kardinal Richelieu. Sein ganzes Streben ging dahin, die Uebermacht Oesterreichs zu schwächen und Frankreich mit deutschen Provinzen, insbesondere mit dem schönen Elsaß, zu bereichern. Bisher hatte er die Schweden nur schwach unterstützt; bei dem neuen Glückswechsel aber erneuerte er sogleich das Bündniß mit ihnen und versprach reichliche Unterstützung an Geld und Mannschaft. Auch Bernhard von Weimar ward zum Kriege aufgemuntert. So wurde der gesunkene Muth plötzlich wieder aufgerichtet, und der Krieg mit großer Wuth erneuert. Während Bernhard von Weimar, von den Franzosen unterstützt, im Elsaß focht, rückten die Schweden aus Pommern vor und erfochten unter Anführung Banér's und Wrangel's einen glänzenden Sieg über das österreichische und sächsische Heer bei Wittstock am 4. Oktober 1636. Das unglückliche Sachsen mußte für sein Bündniß mit dem Kaiser tief die Rache der Sieger fühlen. Der Kaiser erlebte das Ende des unseligen Krieges nicht. Er starb am 15. Februar 1637. Ihm folgte sein Sohn

Kaiser Ferdinand III. (1637—1657). — Dieser wandte seine Hauptmacht gegen die Schweden. In kurzer Zeit wurde Banér aus Sachsen nach Pommern getrieben, welches die Schweden nach dem Tode des letzten Herzoges Bogislaw XIV. besetzten und es siegreich gegen die kaiserlichen Truppen vertheidigten. Diese wurden endlich nach Böhmen zurückgeschlagen, und das Land furchtbar verheert, bis sie der Erzherzog Leopold und Piccolomini im Jahre 1640 wieder vertrieb. Unterdessen siegte Bernhard am Rhein und eroberte Elsaß. Und als er im Jahre 1639 mitten in seiner Siegeslaufbahn starb, nahm der verschlagene Richelieu die Truppen dieses Helden für seinen König in Dienst und dessen Eroberungen in Besitz.

Nach den vielen Drangsalen dieses langwierigen Krieges wurde die Sehnsucht nach Frieden in Deutschland immer lauter. Der Kaiser berief deshalb im Jahre 1640 einen Reichstag nach Regensburg; allein auch dieser führte nicht zum Ziele. An die religiösen Beweggründe, die einst den Krieg herbeigeführt hatten, dachte schon längst Keiner mehr. Es galt nur noch die Kriegesbeute, besonders für die Ausländer, Franzosen und Schweden. Nach Banér's Tode kam Torstenson mit Geld und frischen Truppen aus Schweden. Der Kurfürst von Brandenburg, des Kaisers Verbündeter, schloß alsbald mit den Schweden einen Waffenstillstand ab. Torstenson drang nunmehr im raschen Siegeszuge bis nahe vor die Thore Wiens. Er mußte sich zwar bis Leipzig zurückziehen, gewann aber bei Breitenfeld, auf Gustav Adolf's Siegesfelde, am 2. November 1642 einen glänzenden Sieg über die Kaiserlichen. Hiedurch ermuthigt wollte er neuerdings in das Herz von Oesterreich dringen; als die Nachricht, daß Dänemark vom Kaiser gewonnen sei, und er damit umgehe, die Schweden aus Deutschland zu vertreiben, ihn zur Rückkehr zwang. Nun wandte er sich gegen die Dänen. Er besiegte sie und zwang sie zu einem nachtheiligen Frieden. Dann wandte er sich wieder gegen die Kaiserlichen und gewann über sie bei Jankow in Böhmen am 6. März 1645 einen zweiten Sieg. Der Kurfürst von Sachsen gab jetzt der Noth nach und schloß Waffenstillstand; auch der Kurfürst von Bayern folgte bald darauf seinem Beispiele; und der Kaiser stand seitdem allein einem überlegenen Feinde gegenüber. Dennoch verlor er den Muth nicht. Er selbst stellte sich an die Spitze des Heeres und hemmte die Fortschritte der Schweden; bald ließ auch der Kurfürst von Bayern seine Truppen wieder zu den Kaiserlichen stoßen. Und sogleich verbanden sich wieder die Franzosen unter dem Generale Turenne mit den Schweden und nahmen an Bayern fürchterliche Rache. Während dessen, am 25. Juli 1648, eroberte der schwedische General Königsmark die Kleinseite von Prag. Schon war das ganze schwedische Heer dahin im Anzuge, um den Rest der Stadt zu erstürmen; da endlich, nach so vieljährigen, so namenlosen Leiden und Drangsalen, erscholl plötzlich, wie eine Stimme vom Himmel, der Ruf: Friede! In

Prag hatte der Krieg begonnen, in Prag erlosch auch die verheerende Flamme.

Der westfälische Friede (1648). — Er wurde unterzeichnet in zwei westfälischen Städten, und zwar zu Münster mit den Franzosen, und zu Osnabrück mit den Schwedrn. In diesem Friedensschlusse wurden zwei Staaten, die Schweiz und Holland, als selbständig anerkannt. Frankreich erhielt Elsaß, soweit es österreichisch war, den Sundgau, die Festungen Breisach und Philippsburg, und die Bestätigung der Landeshoheit über die lothringischen Bisthümer Metz, Toul und Verdun. Schweden erhielt Vorpommern nebst der Insel Rügen und der Festung Stettin, ferner Wismar, Bremen und Verden als Reichslehen und wurde somit Reichstand; außerdem fünf Millionen Thaler als Kriegeskosten. Bis diese Summe von dem erschöpften Deutschland aufgebracht war, hielten die Schweden mehrere deutsche Festungen besetzt. Brandenburg erhielt die aufgehobenen Stifter Minden, Halberstadt, Kamin und Magdeburg. Mecklenburg bekam Schwerin und Ratzeburg als Fürstenthümer; Hessen-Kassel die Abtei Hersfeld nebst 600,000 Thalern. Bayern behielt die Oberpfalz nebst der Kurwürde; aus der Unter- oder Rheinpfalz wurde eine achte Kurwürde errichtet und dem Sohne des geächteten Kurfürsten, Friedrich V. gegeben. Den sämmtlichen deutschen Fürsten wurden die längst geübten Landeshoheitsrechte gesetzmäßig zugesprochen. So glich unser unglückliches Vaterland einer großen Beute, in welche sich die inländischen Fürsten mit den ausländischen theilten.

In Hinsicht der Religion wurden den Lutherischen und Reformirten gleiche Rechte mit den Katholiken eingeräumt, und zugleich festgestellt, daß jeder Theil die Kirchen und Kirchengüter behalten sollte, welche er seit dem Jahre 1624 besaß. Dieses Jahr bekam deshalb den Namen Normaljahr, d. i. Bestimmungsjahr. — Das Schmählichste für uns Deutsche war, daß die Ausländer, Schweden und Franzosen, auch die Gewährleistung der Friedensbedingungen übernahmen und dadurch Gelegenheit behielten, sich auch ferner in die deutschen Angelegenheiten einzumischen.

So endete der dreißigjährige Krieg, der unglücklichste, den Deutschland je geführt hat. Unser sonst so blühendes Vaterland bot jetzt einen erschütternden Anblick dar. Tausende von Dörfern, Flecken und Städten lagen nieder in Schutt und Asche, und heimathlos irrten ihre ehemaligen Bewohner umher. Fast die Hälfte der Einwohner war untergegangen. Und was ließ sich von der während des Krieges in Druck und Elend wild aufgewachsenen Jugend erwarten, die des Friedens schöne Segnungen nicht kannte! Von so vielen Gräueln konnte sich unser Vaterland nur allmälig erholen; und bloß dem Biedersinne des deutschen Volkes und seiner Fürsten ist es zuzuschreiben, daß es sich schneller erholte, als man hätte erwarten sollen.

Achtunddreißigster Abschnitt.

England unter dem Könige Jakob I.; die Pulververschwörung 1605. — König Karl I.; Hinrichtung desselben 1649. — England eine Republik und Cromwell Protector derselben; das Rumpf-Parlament. — Wiedererneuerung des Königthumes unter Karl II.; die Test-Acte 1673 und die Habeas-Corpus-Acte 1679; Tories und Whigs. — Jakob II.; er wird vertrieben, und der Statthalter der Niederlande, Wilhelm III., auf den Thron erhoben.

Jakob I. (1603—1625). — Während Deutschland der Schauplatz so blutiger Kriege war, herrschten auch in England große Unruhen, die ebenfalls in dem Religionszwiespalte daselbst ihren Grund hatten. Hier waren bereits die Katholiken die unterdrückte Partei. Als aber der schottische König, Jakob VI., der Sohn der unglücklichen Maria Stuart als Jakob I. auch den Thron von England bestieg (s. Seite 276); da hofften die Katholiken, er würde ihnen zum Lohne für die Treue, die sie so oft dem Hause Stuart erwiesen hatten, freie Religionsübung gewähren. Und in der That war der König, obgleich er sich zur neuen Kirche bekannte, den Katholiken nicht abgeneigt. Allein selbst die kleinsten Begünstigungen, die er ihnen erwies, erregten schon die Eifersucht und den Unwillen der Reformirten. Bald war er der Gegenstand des Hasses beider Parteien, der Katholiken, weil er ihnen weniger gewährte, als sie gehofft hatten, und selbst das Wenige in der Folge ihnen wieder entzog; der Reformirten, weil sie ihn,

wenn auch nicht für einen geheimen Anhänger der Katholiken, doch für deren Begünstiger hielten. Wohin aber ein irregeleiteter Religionseifer den Menschen bringen kann, zeigt ein gräßlicher Vorfall unter Jakob's Regierung.

Die Pulververschwörung (1605). — Robert Catesby, aus einer reichen katholischen Familie Englands, war zur reformirten Kirche übergetreten, hatte aber einige Jahre später diese wieder verlassen und war zur katholischen Kirche zurückgekehrt. Seit dem Augenblicke glühete er vor Eifer, seine Glaubensgenossen von dem eisernen Joche zu befreien, unter welchem sie seufzeten. Mit elf anderen wüthenden Glaubensgenossen verband er sich zu dem gräßlichen Plane, das Parlamentsgebäude während der Versammlung in die Luft zu sprengen und so den König, die Lords und Gemeinen, die Urheber und Vollstrecker der harten Strafgesetze gegen die englischen Katholiken, unter den Trümmern des Gebäudes zu begraben, in welchem jene Gesetze ersonnen und erlassen worden waren. Zu dem Ende wurde der gewölbte Keller unter dem Parlamentsgebäude gemiethet, heimlich in der Nacht mehrere Fässer Pulver hineingebracht, sorgfältig verdeckt, und der fünfte November zur Ausführung ihres schwarzen Planes festgesetzt. Mit Sehnsucht erwarteten die Verschworenen den Tag, wo die Mitglieder des Parlamentes diesen zu ihrem Verderben bereiteten Vulkan betreten würden.

Fresham aber, einer der Mitverschworenen, wünschte seinen Schwager, den Lord Mounteagle, zu retten und schickte ihm einige Tage vor der Eröffnung des Parlamentes einen Brief ohne Namensunterschrift, mit der Warnung, am 5. November nicht im Parlamente zu erscheinen: „weil es einen fürchterlichen Schlag erhalten und doch nicht sehen würde, woher er käme.“ Dieser machte sogleich dem Könige hievon Anzeige. Die Sache wurde untersucht, und einer der Mitverschworenen in dem Augenblicke ertappt, als er die gräßliche That vollziehen wollte. Die übrigen ergriffen eiligst die Flucht, wurden aber wieder eingeholt und fanden den wohlverdienten Tod.

Nach der Pulververschwörung regierte Jakob noch zwanzig Jahre. Er war nicht der Mann, der in so stürmischer Zeit das

Ruder des Staates zu führen vermochte. Unter seiner schwachen Regierung riß das Parlament immer größere Rechte und Freiheiten an sich. Er starb 1625.

Karl I. (1625—1649). — Mit der Krone des Vaters ging auch der Haß des Volkes auf ihn über. Seine ganze Regierung war fast ein ununterbrochener Kampf gegen das übermüthige Parlament, das die königliche Gewalt zu einem leeren Schattenbilde herabzuwürdigen strebte. In diesem Kampfe überschritt aber auch der König, der nach größerer Unabhängigkeit der Krone strebte, nicht selten die Rechte der Verfassung; und es kam hierüber zu den traurigsten Auftritten. — Gleich zu Anfange seiner Regierung lösete er zweimal nacheinander (1625 und 1626) das Parlament auf, welches ihm die erforderliche Geldunterstützung zu einem Kriege mit Spanien und Frankreich verweigerte. Die Noth zwang ihn endlich, ein drittes Parlament (1628) zu berufen. Dieses zeigte sich noch übermüthiger und wurde wieder aufgehoben. Um fortan der Unterstützung der Nation entbehren zu können, endigte er, ohne den geringsten Vortheil zu gewinnen, jenen Krieg und regierte von 1629 ab elf Jahre ohne Parlament, also unumschränkt. In Staatssachen zog er bloß den Grafen von Strafford, in geistlichen Angelegenheiten den Erzbischof von Canterbury, Laud, zu Rathe. Durch diesen wollte er die prunkvolle englische Liturgie (Gottesdienst) auch in Schottland einführen, um durch die Vereinigung der beiden Kirchen eine friedsamere Annäherung beider Völker zu bewirken. Da aber erhob sich die ganze schottische Nation und trat für die Aufrechthaltung ihrer verfassungsmäßigen Kirchenfreiheit unter Waffen. Der König wollte nun gegen sie die Waffen ergreifen und hoffte, die Engländer würden ihn hiebei wohl unterstützen. Er berief deshalb (1640) das vierte Parlament, welches aber die alten Beschwerden gleich im Anfang wiederholte. Und als der König in seinem Unmuth auch dieses auflösete, drangen die Schotten sogar in England ein und nöthigten den König zu einem Waffenstillstande und zu einer neuen Versammlung des englischen Parlamentes, unter dessen Vermittelung sie einen Vergleich mit dem Könige schließen wollten. Dieses Parlament, welches acht Jahre, von 1640 bis 1648, zusammen-

blieb und deshalb den Namen des langen Parlamentes erhielt, war höchst ungestüm und blutdürstig. Der Minister des Königes, der edele Graf Strafford, wurde aus Rache zum Tode verurtheilt und hingerichtet, ohne daß der König es hindern konnte. Auch der hochbejahrte Erzbischof Laud, der Verfasser der Liturgie, mußte das Blutgerüst besteigen. Des Königes Ansehen war dahin. Um sich aus den Händen seiner wüthendsten Feinde zu befreien, floh er von London nach den nördlichsten Provinzen, wo er noch viele Anhänger hatte. Von hier aus erklärte er das Parlament und alle Anhänger für Verräther und rüstete sich, um sie mit dem Schwerte zum Gehorsam zurückzuführen. Das Parlament rüstete ein Heer dagegen, und so kam es zum Bürgerkriege. Anfangs stand die Wagschale des Glückes ziemlich gleich; als er aber im Jahre 1645 die Schlacht bei Naseby verlor, sah er kein anderes Rettungsmittel, als sich den Schotten in die Arme zu werfen, denen er zutrauete, daß sie noch einige Liebe zu dem alten Blute ihrer Könige haben würden. Er hatte aber große Ursache, diesen Schritt zu bereuen. Die Schotten lieferten ihn an das Parlament aus, welches ihn am 30. Januar 1649 als einen gemeinen Verbrecher hinrichten ließ; — das erste schreckliche Beispiel in der Geschichte, daß ein König von seinem eigenen Volke auf das Blutgerüst geführt wurde.

England eine Republik (1649—1660). — Cromwell. — Jetzt wurde England zu einer Republik erklärt, und dem siegreichen Anführer des Parlamentsheeres, Cromwell, unter dem Titel eines Protectors, d. i. Schutzherrn, die höchste Gewalt ertheilt. Das Parlament, welches früher aus zwei Abtheilungen, dem Ober- und Unterhause, bestanden hatte, verlor das erstere; und das neu eingerichtete Parlament bekam deshalb den Namen Rumpf-Parlament, weil es nach Aufhebung des Oberhauses nur ein Rumpf ohne Haupt war. Mit Würde und Festigkeit benahm sich Cromwell auf seinem neuen Posten. Er arbeitete unablässig an der inneren Wohlfahrt des Landes, gab treffliche Gesetze und erhob in kurzer Zeit Englands Macht zu einer der größten und furchtbarsten von ganz Europa. Ueberall wurde sein Name mit Ruhm genannt. In England bot das neue Parlament dem ge-

feierten Helden sogar den Königstitel an, den er aber ablehnte, vielleicht aus Furcht vor Cäsar's Schicksal. Im Jahre 1658 rief ihn der Tod von seiner glänzenden Laufbahn ab.

Erneuerung des Königthums unter Karl II. (1660). — Nach ihm wurde sein Sohn Richard zum Protector ernannt; aber schon nach acht Monaten legte dieser die lästige Bürde nieder. Von nun an herrschte völlige Anarchie oder gesetzlose Willkür. Der besser gesinnte Theil der Nation sehnte sich, der vielen Gräuel müde, nach der Wiederherstellung der königlichen Regierung. Da eilte der Statthalter von Schottland, der General Monk, an der Spitze seines treuen Heeres herbei, jagte das Rumpf-Parlament auseinander und errichtete aus gemäßigten, königlich gesinnten Mitgliedern ein neues Parlament mit zwei Kammern. Auf den Beschluß desselben wurde der nach Frankreich geflüchtete Sohn des ermordeten Königes als Karl II. zum Könige ernannt und am 29. Mai 1660 mit außerordentlichem Jubel in London eingeholt. Ihm wurde vom Parlamente ein gewisses Einkommen (Civilliste) festgesetzt. Karl fing mit dem sogenannten Cabal*), einem Rathe von fünf Mitgliedern, allmälig unumschränkt zu regieren an. Dieses erregte allgemeines Mißvergnügen. Dazu fürchtete man, es möchte die katholische Religion, zu welcher sein Bruder Jakob, der künftige Thronfolger, öffentlich übertrat, wieder die Oberhand gewinnen. Zu dem Ende führte das Parlament im Jahre 1673 die sogenannte Test-Acte ein, durch welche die Katholiken von allen öffentlichen Aemtern ausgeschlossen wurden; und gegen willkürliche Verhaftungen wurde die Habeas-Corpus-Acte (1679) aufgestellt, nach welcher jeder verhaftete Brite binnen vierundzwanzig Stunden verhört und gegen Stellung eines Bürgen freigelassen werden muß, wenn der Anklagepunkt kein Hauptverbrechen betrifft. Bald bildeten sich im Reiche zwei Parteien, die Hof- und die Volkspartei; die erstere bekam später den Namen Tories, die andere Whigs.

Karl starb im Jahre 1685 und hatte seinen katholisch gewordenen Bruder, Jakob II., zum Nachfolger. Dieser regierte bis

*) Dieses Wort soll aus den Anfangsbuchstaben der fünf Mitglieder, **C**lifford, **A**rlington, **B**uckingham, **A**shley und **L**auderdale entstanden sein.

1688. Er hob die Test-Acte auf und wollte seine Glaubensgenossen wieder in gleiche Rechte mit den Reformirten setzen. Da rief die Partei der Whigs den Schwiegersohn des Königes, Wilhelm III., den Statthalter der Niederlande, zur Vertheidigung der Vorrechte der Reformirten herüber. Dieser erschien 1688 an der Spitze eines niederländischen Heeres, an welches sich die englischen Truppen anschlossen. Der König entfloh nach Frankreich, und Wilhelm wurde nun von den Engländern und Schotten zum Könige ausgerufen. Das katholische Irland aber mußte durch die Gewalt der Waffen zur Anerkennung des neuen Herrschers gebracht werden. Er regierte bis 1702 mit Kraft und Einsicht und vereitelte alle Versuche seines Gegners zur Wiedereroberung des Thrones. Sein Hauptstreben ging dann auf die Schwächung der Macht des übermüthigen Frankreichs.

Neununddreißigster Abschnitt.

Frankreich unter Ludwig XIV. Durch seine ausgezeichneten Minister Mazarin und Colbert gelangt es zur höchsten Stufe der Macht und des Ansehens. Die Reunionskammern. — Aufhebung des Ediktes von Nantes.

Ludwig XIV. (1643—1715). — Nach der Ermordung Heinrich's IV. kam sein Sohn, Ludwig XIII., zur Regierung. Unter ihm wäre das Reich in die tiefste Schwäche verfallen, hätte nicht der Kardinal Richelieu, Frankreich's größter Staatsmann, das Ruder der Regierung ergriffen und es mit Kraft und Weisheit geführt. Der merkwürdigste König Frankreichs, der durch seinen Glanz fast ganz Europa blendete, war Ludwig XIV., der Sohn und Nachfolger Ludwig's XIII. Er regierte zweiundsiebenzig Jahre, von 1643 bis 1715. Nie lebten in Frankreich so viele große Männer zusammen, deren Verdienste auf den König zurückstralten, nie entwickelte Frankreich so bewunderungswürdige Kräfte. Das stehende Heer, welches Richelieu gebildet, und welches unter Ludwig durch die großen Helden, die für seine Regierung geboren waren, zu einer furchtbaren Kriegesmacht umgeschaffen wurde, verbreitete Glanz und Schrecken um den jungen König. Zwei würdige Nachfolger des Richelieu führten nacheinander das

Ruder des Staates, zuerst der Kardinal Mazarin, und nach seinem Tode der berühmte Staatsminister Colbert. Sie eröffneten dem Staate die unversiegbarsten Quellen des Wohlstandes. Zur Belebung des Handels ließ letzterer auch den Kanal von Languedoc graben, der den schönsten Beweis liefert, was menschliche Kraft und Kunst vermögen. Auch die Wissenschaften gediehen unter Ludwig zu einer seltenen Blüthe. Er ehrte und beförderte sie, wie sie ihn ehren und befördern sollten. Ausgezeichnete Schriftsteller dieser Zeit, wie Fenelon, der sinnreiche Verfasser des Telemach, Bossuet, Massilon, Pascal, Racine, Corneille, Moliere, Boileau, Lafontaine und mehrere andere werden noch jetzt von den Franzosen als unübertroffen bewundert. Ludwig's Regierung wird in Hinsicht auf Künste und Wissenschaften das goldene Zeitalter genannt. Paris galt als Mittelpunkt der europäischen Cultur, der feineren und höheren Lebensbildung. Alle Völker Europas richteten sich in Sprache, Sitten, Einrichtungen, Lebensart und Kleidungen nach französischer Mode. Die französische Sprache wurde nicht nur allgemeine Umgangssprache der höheren Stände, sondern auch allgemeine Hof- und Staatssprache der europäischen Mächte. Nur die unteren Volksklassen blieben dem ernsten und biederen Sinne ihrer Vorfahren treu und retteten vaterländische Sitten und Gebräuche vor fremder Ansteckung.

Ludwig's stolzer Plan ging dahin, der erste und mächtigste Fürst seiner Zeit zu sein. Jedes Mittel, selbst das ungerechteste, wenn es nur zum Ziele führte, war ihm willkommen. Wir haben früher schon gesehen, wie er die schöne Rheinprovinz, Elsaß, von Deutschland abriß und im westfälischen Frieden behielt. Elf Jahre später schloß er mit seinem Schwiegervater, Philipp IV., König von Spanien, den pyrenäischen Frieden, durch welchen er neue Besitzungen an den Ostpyrenäen erhielt. Im Jahre 1665, nach Philipp's Tode, fiel er, im Vertrauen auf seine Macht, in die spanischen Niederlande ein, wo seine Feldherren Turenne und Condé siegreich fochten; doch wurde er durch die Tripelallianz, welche Holland, England und Schweden gegen ihn schlossen, zu dem Achener Frieden (1668) gezwungen, in welchem er sich mit den bereits eroberten elf Festungen begnügen mußte. Ludwig

trennte alsdann die Tripelallianz und rüstete sich zu einem furchtbaren Rachekriege gegen die Holländer, welche er für die Ursache derselben hielt. Es gelang ihm, den König von England, Karl II., für sich zu gewinnen. Selbst zwei deutsche Fürsten, der kriegerische Bischof von Münster, Bernhard von Galen, und der Kurfürst von Köln, verbanden sich mit ihm gegen die Holländer. Dagegen verband sich mit diesen der große Kurfürst von Brandenburg, Friedrich Wilhelm; seinem Beispiele folgte der Kaiser; selbst Spanien trat später dem Bunde gegen Frankreich bei. Die beiden letzteren betrieben anfangs den Krieg mit geringem Ernste; desto größer aber war der Eifer des Kurfürsten von Brandenburg. Um sich dieses gefürchteten Feindes zu entledigen, reizte Ludwig die Schweden zu einem Einfalle in die Mark. Aber mit Blitzesschnelle eilte der Kurfürst in sein Land zurück und schlug am 28. Juni 1675 bei Fehrbellin in der Mark die seit dem dreißigjährigen Kriege für unüberwindlich gehaltenen Schweden. Unterdessen führte Ludwig selbst nach dem Tode Turenne's, der 1675 bei dem Dorfe Sasbach, unweit Oppenheim, gefallen war, den Krieg mit großer Uebermacht fort. Es gelang ihm, seine Gegner zu trennen und mit jedem besondere Verträge (1678 und 1679) zu schließen, die den gemeinschaftlichen Namen des Nymweger Friedens (Nimm weg! sagte man damals mit großer Erbitterung) führen. Hierin erhielt er wieder von Spanien außer vielen niederländischen Städten die ganze Franche Comté, die jetzt vom deutschen Reiche getrennt wurde, zu welchem sie früher als Bestandtheil des burgundischen Reiches gehört hatte, und vom deutschen Kaiser Freiburg im Breisgau. Nur Holland, das zuerst den Frieden einging, verlor nichts. Seit diesem Frieden stand Frankreich auf dem höchsten Gipfel seiner Macht.

Die Reunionen. — Aber diese Macht verblendete den König und verleitete ihn zum Uebermuthe und zu einer Tyrannei, die allmälig sein und des Landes Glück untergruben. Am ungerechtesten waren seine Reunionen oder Ländereinverleibungen. Im westfälischen Frieden war Elsaß mit allen seinen Depedenzen oder dazu Gehörigen an Frankreich abgetreten worden. Offenbar war mit dem Zusatze Dependenzen nichts anderes gemeint gewesen, als die-

jenigen Bezirke, welche zur Zeit der Uebergabe dazu gehörten. Der König aber dehnte diesen Artikel auf alle Länder aus, welche selbst in der allerältesten Zeit nur in irgend einem Verbande mit Elsaß gestanden hatten und vereinigte sie sofort mit Frankreich. Und als der Kaiser Leopold, Ferdinand's III. Nachfolger, hiergegen billige Vorstellungen machte, stellte sich Ludwig höchst verwundert, daß noch Jemand an seinem guten Rechte zu zweifeln wage. Der Kaiser konnte gegen den übermüthigen Franzosen die Waffen nicht ergreifen, weil eben die Türken, von Ludwig aufgehetzt, im feindlichen Anzuge gegen Wien waren. Er schloß deshalb mit ihm einen Vertrag auf zwanzig Jahre ab, durch welchen Ludwig im Besitze aller gemachten Reunionen blieb. Nun richtete Ludwig seinen Blick nach Süden. Um seiner Macht auch Achtung auf dem Mittelmeere zu verschaffen, ließ er Algier und Tripolis bombardiren und auch Genua schrecklich verwüsten.

Auch schwang er die Geißel gegen die Reformirten. Im Jahre 1685 hob er das Edikt von Nantes wieder auf, durch welches Heinrich IV. den Hugenotten Religionsfreiheit zugesichert hatte. Viele kehrten zur alten Kirche zurück; die Meisten aber wanderten zum größten Nachtheile des Landes aus.

Jener auf zwanzig Jahre mit dem Kaiser geschlossene Vertrag währte nur vier Jahre, und Deutschland hatte alle seine Opfer zur Erhaltung des Friedens vergebens gebracht; denn der ländersüchtige Ludwig fand nun wieder einen neuen Vorwand zum Kriege. Der Kurfürst Karl von der Pfalz starb 1685 ohne Kinder. Im Namen seiner Schwägerin, der Herzogin von Orleans, machte Ludwig Ansprüche auf die meisten Länder der Kurpfalz; und da der Kaiser nicht sogleich in sein Begehren einwilligte, ließ er fast die ganze Pfalz am Rhein verbrennen, um, wie er sagte, durch eine Wüste die östliche Grenze seines Reiches zu decken. Es schien fast, als wäre Attila mit seinen Hunnen wiedergekehrt.

Diese Gräuel hatten die Kriegeserklärung von halb Europa zur Folge. Ludwig focht fast gegen alle seine Feinde siegreich; und dennoch gab er, als endlich im Jahre 1697 zu Ryswick, einem Dorfe bei Haag, der Friede zu Stande kam, fast alle seine früheren Eroberungen bis auf Straßburg wieder heraus.

Aber bald zeigte es sich, warum er bei diesem Friedensschlusse zur Verwunderung Aller so großmüthig gewesen war. Der kinderlose König von Spanien, Karl II., war dem Tode nahe, und mit ihm ging die dort herrschende Linie Habsburg, welche Philipp, Karl's V. Sohn, gegründet hatte, zu Ende. Auf diesen Thron und alle davon abhängenden Reiche wollte er seine vermeintlichen Erbschaftsansprüche geltend machen und hiezu die nöthigen Vorkehrungen treffen. Schon im vierten Jahre nach dem Ryswicker Frieden kam es hierüber zu einem höchst blutigen Kriege, zu dem sogenannten spanischen Erbfolgekriege, auf welchen wir im folgenden Abschnitte zurückkommen werden.

Vierzigster Abschnitt.

Deutschland unter Leopold I. — Belagerung von Wien durch die Türken 1683. — Ausbruch des spanischen Erbfolgekrieges. — Fortsetzung dieses Krieges unter dem Kaiser Joseph I. und Karl VI. — Friede zu Utrecht 1713, und zu Rastadt 1714. — Die pragmatische Sanktion 1713. — Uebersicht der früheren Geschichte Oesterreichs.

Leopold I. (1657—1705). — Auf Ferdinand III. folgte sein Sohn Leopold I. Dieser war ein frommer und gutmüthiger Mann; allein es fehlte ihm die einem Herrscher so nothwendige Selbständigkeit und Kraft zur Leitung der Staatsverwaltung in einer so bewegten Zeit. Denn damals schürten sowohl der König von Frankreich, Ludwig XIV., als auch der Sultan Mohammed IV. den Aufruhr in Ungarn. An die Spitze der Mißvergnügten stellte sich Graf Emmerich von Tököly und rief die Türken zu Hülfe. Dieser Ruf kam ihnen äußerst willkommen; denn das uneinige, durch langwierige Kriege erschöpfte Deutschland schien ihnen eine eben so sichere als leichte Beute zu werden. Der Großwessir Kara Mustapha hatte schon in seinem stolzen Sinne das schöne Wien sich zu seiner Residenz erkoren und drang im Frühlinge des Jahres 1683 an der Spitze von dreimalhunderttausend Mann gerades Weges auf die Kaiserstadt los. Die Bestürzung derselben war grenzenlos. Schnell wurden die deutschen Fürsten aufgemahnt; auch der tapfere König von Polen, Johann Sobiesky, versprach, mit seinem Heere zu Hülfe zu ziehen. Nachdem der

Kaiser dem edelen Grafen Rüdiger von Starhemberg die Vertheidigung der Stadt übertragen und die Bürgerschaft zur Tapferkeit ermahnt hatte, zog er selbst mit dem ganzen Hofe nach Linz.

Die Türken vor Wien (1683). — Unterdessen rückten die Türken so schnell heran, daß der Erzherzog Karl kaum Zeit hatte, zwölftausend Mann zur Verstärkung der Bürgerbesatzung in die Stadt zu werfen. Schon am 14. Juli langten die Türken vor den Thoren an und schlugen ihr Lager auf. In einem Umkreise von sechs Stunden stand Zelt an Zelt, so daß die Gegend wie ein wogendes Meer erschien. Am 4. September begann der Sturm und wurde mehrere Tage hintereinander mit einer Wuth und Erbitterung fortgesetzt, welcher die Belagerten doch am Ende hätten unterliegen müssen, wäre der Entsatz nicht so nahe gewesen. Am 11. September, Abends 4 Uhr, zeigten sich endlich auf den Höhen des Kahlengebirges die ersten befreundeten Truppen, und einige Kanonenschüsse verkündigten den Bedrängten die nahe Errettung. E i n Augenblick trug die Freudenpost von Mund zu Mund. E i n Augenblick verwandelte die allgemeine Verzweiflung in lauten Jubel. Der Großwessir aber knirschte vor Wuth, warf sich zur Erde, zerraufte Haar und Bart, verfluchte den Tag seiner Geburt und ließ die meisten Christensklaven seines Lagers, Greise, Weiber und Kinder nicht ausgenommen, bei dreißigtausend an der Zahl, unmenschlich niederhauen. Aber der Tag der Vergeltung nahete.

Am 12. September, mit den ersten Stralen der Morgensonne, stieg das christliche Heer in schön geordneten Zügen mit wehenden Fahnen und klingendem Spiele von den waldigen Höhen des Gebirges in die Ebene hinab. Sogleich begann der Angriff. Allen voran focht der König von Polen, der mit ritterlichem Muthe sich mitten unter die Feinde stürzte und Alles vor sich niederwarf. Entsetzen kam über die Barbaren; sie wichen bestürzt zurück, bald lösete sich ihr Heer in grauenvolle Flucht auf. Unzählige wurden erschlagen, das ganze Lager erbeutet. Frohlockend eilten die Wiener Bürger in das Lager hinaus, und das Gedränge um den tapferen Polenkönig, vor Entzücken seine Hand, seine Stiefel, seinen Mantel zu küssen, wurde beinahe lebensgefährlich. Unter dem

feierlichen Geläute der Glocken und dem Zujauchzen der freudetrunkenen Volksmenge wurden die Sieger eingeholt. — Ganz Europa nahm warmen Antheil an der Rettung Wiens; nur der Franzosenkönig grollte.

Jedoch war mit dieser Niederlage der Türkenkrieg noch nicht beendigt, sondern dauerte noch fünfzehn Jahre fort. Die beiden gefeierten Helden, Prinz Eugen von Savoyen und der Prinz Ludwig von Baden, standen an der Spitze des kaiserlichen Heeres und führten es zu glänzenden Siegen. Im Jahre 1699 kam endlich zu Carlowitz in Slavonien der Friede zu Stande, durch welchen Siebenbürgen und Slavonien an Oesterreich, Morēa und Dalmatien an Venedig, den Bundesgenossen Oesterreichs, kamen; nachdem Ungarn, das bis dahin ein Wahlreich gewesen, schon 1687 auf dem Reichstage zu Preßburg als ein Erbreich für immer dem habsburgisch-österreichischen Hause zugesprochen worden war. Seit dem Frieden zu Carlowitz hörten die Türken auf, ein Schrecken der christlichen Völker zu sein.

Der spanische Erbfolgekrieg (1700—1714). — Jetzt richtete der Kaiser seine Aufmerksamkeit auf den Westen Europas, um bei der nahen Erledigung des spanischen Thrones seine Ansprüche gegen seine übrigen Mitbewerber geltend zu machen. Der französische König Ludwig XIV. war mit der älteren Schwester des kinderlosen Königes Karl II. von Spanien vermählt, diese hatte aber bei der Vermählung feierlich auf den spanischen Thron Verzicht geleistet. Ludwig aber bestritt die Rechtmäßigkeit dieser Verzichtleistung und forderte den Thron, jedoch nicht für sich, sondern für seinen zweiten Enkel, Philipp von Anjou, um so der Eifersucht der übrigen Mächte auszuweichen. Der Kaiser Leopold hatte Karl's jüngere Schwester zur Gemahlin, die auf den Thron nicht verzichtet hatte; er forderte deshalb den Thron für seinen zweiten Sohn, den Erzherzog Karl. Der Kurfürst von Bayern, Maximilian Emanuel, ein Enkel des Kaisers, machte gleichfalls Ansprüche; denn er war der Gemahl der einzigen Tochter Leopold's von dieser spanischen Prinzessin. Der Kurprinz war demnach der einzige rechtmäßige Erbe. Unterdessen entwarfen die Seemächte, Frankreich, England und Holland, einen Theilungs-

plan, nach welchem der Kurprinz Spanien und Indien, der französische Prinz Neapel und Sicilien, der Sohn des Kaisers aber die spanischen Niederlande nebst Mailand erben sollte. Der König Karl aber wollte, daß sein Reich ungetheilt bliebe und wurde nicht wenig entrüstet, als er hörte, daß Fremde sich unterfangen hätten, über dasselbe das Loos zu werfen. Um ihre Absichten zu vereiteln, setzte er den Kurprinzen zum alleinigen Erben ein. Der junge Prinz starb aber noch vor Karl, und nun wäre Leopold der einzige rechtmäßige Erbe gewesen. Jedoch die Seemächte entwarfen alsbald einen neuen Theilungsplan für den österreichischen und französischen Prinzen, während der verschmitzte Ludwig durch seinen Gesandten am Madrider Hofe den kranken König für die Einsetzung seines Enkels zum alleinigen Erben zu bearbeiten suchte.

Am 1. November 1700 starb Karl II., und nun kam zu aller Welt Erstaunen sein letzter Wille zum Vorschein, von welchem Niemand etwas wußte, als die, welche dazu geholfen hatten. Philipp von Anjou war hierin zum alleinigen Erben eingesetzt. „Nun gibt es keine Pyrenäen für Frankreich mehr!" rief Ludwig frohlockend aus und schickte sofort seinen Enkel mit einem Heere nach Spanien, wo er auch als König Philipp V. feierlich empfangen ward. Leopold aber erklärte das Testament für unterschoben und schickte im Mai 1701 ein Heer unter dem Prinzen Eugen nach Italien, um vor der Hand wenigstens die erledigten Reichslehen zu besetzen. Es gelang ihm, noch vor dem Ende des Jahres mehrere Herzogthümer in seine Gewalt zu bringen. Bald aber ward der Krieg allgemein. England und Holland, welche Frankreichs Uebergewicht fürchteten, Preußen, das deutsche Reich, Portugal und Savoyen traten auf des Kaisers Seite und erklärten den Krieg an Frankreich und Spanien. Die Kurfürsten von Bayern und Köln hingegen ergriffen die französische Partei.

Der Kurfürst von Bayern drang, während der französische General Villars Bayern deckte, in Tirol ein. Der Plan war, nach Italien überzusetzen, dort den unter Vendome heranziehenden Franzosen die Hand zu bieten, und alsdann vereinigt gerades Weges auf Wien loszugehen. Schon war Innspruck in der Ge-

walt der Bayern, schon wollten diese über den Brenner ziehen; da aber standen die ihrem Kaiserhause stets getreuen Tiroler in Masse auf, überfielen auf schroffen Höhen und in Gebirgsschluchten den Kurfürsten und nöthigten ihn, sich unter großen Gefahren nach Bayern zurückzuziehen. Dahin brach nun auch der englische General Marlborough aus den Niederlanden auf, wo er unterdessen eine Festung nach der anderen erobert hatte, vereinigte sich im Juni 1704 bei Ulm mit dem Prinzen Ludwig von Baden und erstürmte das feste Lager der Franzosen und Bayern am Schellenberge, welches den Donauübergang hindern sollte. Durch dieses Unglück nachgiebiger gemacht, war der Kurfürst schon im Begriffe, auf die ihm angebotenen Friedensbedingungen einzugehen, als die Nachricht, der französische General Tallard sei mit einem Hülfsheere in vollem Anzuge, ihn plötzlich umstimmte. Tallard kam wirklich, aber zugleich mit ihm Prinz Eugen, um mit Marlborough sich zu vereinigen. Eine Hauptschlacht mußte jetzt entscheiden. Sie fiel vor am 13. August 1704 bei Hochstädt, oder Blenheim, einem benachbarten Dorfe, und endigte mit der völligen Niederlage der Franzosen und Bayern. Tallard selbst nebst seinen beiden Söhnen wurde gefangen. Während der Kurfürst mit den Trümmern des verbündeten Heeres über den Rhein floh, besetzten die Oesterreicher Bayern.

Dieser glorreiche Sieg erfüllte den alten Kaiser, der bisher nur Unglück und Demüthigung von seinem stolzen Gegner Ludwig erlitten hatte, mit unaussprechlicher Wonne. Er starb nicht lange nachher, im Mai 1705, und hinterließ den Thron seinem ältesten Sohne

Joseph I. (1705—1711). — Der Kaiser Joseph setzte den Krieg zu Gunsten seines Bruders mit gleichem Nachdrucke fort. Nach dem Siege bei Hochstädt war Eugen nach Italien, Marlborough nach den Niederlanden zurückgekehrt. Gleich nach ihrer Entfernung brach in Bayern ein Aufstand gegen die Oesterreicher aus; er wurde aber mit Gewalt unterdrückt, der Kurfürst, als vorgeblicher Urheber desselben, in die Reichsacht erklärt, und dieselbe auch auf seinen Bruder, den Kurfürsten von Köln, ausgedehnt. Unterdessen erfocht Malborough im Mai 1706 auf

der Ebene von Ramillies, nicht weit von Waterloo, einen glänzenden Sieg über die Franzosen unter dem General Villeroi. In Folge dieses Sieges wurden Brabant und Flandern unterworfen und mußten dem Erzherzoge Karl, als ihrem rechtmäßigen Könige Karl III., huldigen. Nur wenige Wochen später führte auch der Prinz Eugen eine der kühnsten und glänzendsten Waffenthaten in Italien aus. Er eilte hundert Stunden weit, unter unsäglichen Schwierigkeiten, über Berge und Ströme, der Residenz des Herzoges von Savoyen, Turin, die von den Franzosen hart belagert wurde, zu Hülfe und brachte hier den Franzosen eine große Niederlage bei. In Folge dieser schloß Frankreich die sogenannte Generalkapitulation, einen Vertrag, dem gemäß es ganz Italien räumte. In Spanien dagegen war Ludwig glücklicher. Der Erzherzog Karl war hier 1704 gelandet und hatte nach und nach mehrere Provinzen erobert, die meisten aber gingen wieder verloren bis auf die Felsenfestung Gibraltar, welche die Engländer 1704 eroberten und noch bis auf den heutigen Tag besitzen.

Ludwig wünschte Frieden und war bereit, ihn mit großen Opfern zu erkaufen. In der Hoffnung aber, den stolzen Machthaber noch mehr zu züchtigen und noch tiefer zu demüthigen, wurden seine Friedensanträge abgewiesen, und ihn traf nun Schlag auf Schlag. In den Niederlanden erfochten Eugen und Marlborough bei Oudenarde am 11. Juli 1708 einen vollkommenen Sieg über die Franzosen unter Vendome, und gleich darauf eroberte Eugen die für unüberwindlich gehaltene Festung Lille. Der bedrängte König von Frankreich bot, und zwar unter noch günstigeren Bedingungen für die Verbündeten, abermals Frieden an: „Gern wolle er auf Spanien, Italien, Mailand und die Niederlande verzichten, wenn Philipp nur Neapel und Sicilien behalte.“ Aber sie antworteten stolz: „Auch nicht ein Dorf dürfe von der spanischen Monarchie dem Hause Habsburg entzogen werden.“ Auch dieses und noch mehr gestand Ludwig zu. Als man von ihm aber forderte, er solle selbst seinen Enkel absetzen und aus Spanien vertreiben helfen; da zog er einer so tiefen Demüthigung den Krieg vor, der jedoch nicht glücklicher, als früher, fortgesetzt wurde. Denn Eugen und Marlborough schlugen die Fran-

zosen in der mörderischen Schlacht bei Malplaquet, unweit Mons, am 11. September 1709.

Auf's äußerste gebracht bot Ludwig von neuem Frieden und versprach sogar, Hülfsgelder zur Vertreibung seines Enkels zu zahlen; nur könne er nicht selbst gegen ihn ziehen. Allein auch hiemit war man nicht zufrieden, und der Krieg hatte wieder seinen Fortgang. Bald traf auch aus Spanien die Nachricht ein, Philipp's Heer sei geschlagen, und Karl III. als Sieger und König in Madrid eingezogen. Da endlich war das Maß des Unglückes voll, und die Rettung nahe. Zwei unerwartete Ereignisse trafen zusammen und richteten auf einmal das niedergetretene Frankreich und das Haus Bourbon wieder auf.

Karl VI. (1711—1740). — Friede zu Utrecht und Rastadt. — Kaiser Joseph starb im Jahre 1711 an den Pocken, ohne männliche Nachkommen zu hinterlassen. Sein Bruder, der Erzherzog Karl, derselbe, welcher als König Karl III. in Madrid eingezogen war, gelangte nun zur Kaiserwürde und erbte die ganze österreichische Monarchie. Nunmehr konnte das europäische Gleichgewicht es nicht leiden, daß derselbe Prinz auch die ganze spanische Monarchie erhalte. Hiezu kam, daß Marlborough bei seiner Königin Anna in Ungnade gefallen war und abgerufen wurde. Sie neigte sich zum Frieden und trat dazu mit Frankreich in Unterhandlung. Diese führte zu einem erwünschten Ziele. Der Friede kam im April 1713 zu Utrecht zwischen Frankreich und den übrigen Mächten, mit Ausschluß jedoch des Kaisers und Reiches, zu Stande. Philipp V. erhielt Spanien und Italien, jedoch mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß die beiden Königreiche Frankreich und Spanien nie sollten vereinigt werden. England behielt Gibraltar nebst der Insel Minorka, und Neuschottland in Amerika. Der Herzog von Savoyen bekam Sicilien nebst dem königlichen Titel (sieben Jahre später wurde diese Insel gegen Sardinien vertauscht); die Holländer erhielten eine Reihe kleiner Festungen längs der französischen Grenze. Das übrige der spanischen Monarchie, nämlich die Niederlande, Neapel, Mailand und Sardinien, sollte der Kaiser Karl VI. erhalten. Dieser aber war damit nicht zufrieden und griff zu den Waffen; jedoch ohne Erfolg. Da trat

auch er am 7. März 1714 zu Rastadt dem Utrechter Frieden bei, und am 6. September desselben Jahres zu Baden auch das deutsche Reich. Die Kurfürsten von Bayern und Köln wurden wieder eingesetzt. So war also durch dreizehnjähriges Blutvergießen nichts mehr erreicht worden, als man vor demselben durch eine Theilung beabsichtigt hatte.

Ludwig XIV. überlebte diesen Frieden nur ein Jahr. Er starb, nicht ohne bittere Reue und Gewissensvorwürfe, achtundsiebenzig Jahre alt. Er hinterließ das im Inneren zerrüttete und verarmte Reich seinem Urenkel, dem sechsjährigen Ludwig XV., unter welchem es immer tiefer sank.

Kurz nach diesem Frieden fingen auch die Türken wieder den Krieg an, zuerst mit den Venetianern, seit 1716 auch mit dem Kaiser. Der Prinz Eugen erwarb sich in demselben neue Lorbeeren und nöthigte die Türken zu dem Frieden von Passarowitz, 1718, in welchem sie wieder die Walachei bis an das rechte Ufer des Altflusses, das Temeserbanat, die Festung Belgrad, einen Theil Serbiens und einen Landstrich in Bosnien an Oesterreich abtreten mußten. Allein die meisten Früchte der früheren Siege wurden dem Kaiser im Frieden von Belgrad 1739, der einen neuen Türkenkrieg beendigte, an welchem Karl VI. Theil genommen hatte, wieder entrissen. Prinz Eugen erlebte diesen traurigen Frieden nicht. Er starb zu Wien 1736, in einem Alter von zweiundsiebenzig Jahren.

Die pragmatische Sanktion (1713). — Durch den spanischen Erbfolgekrieg hatte der Kaiser erfahren, welches Unglück für die Völker eine unbestimmte Thronfolge haben kann. Da er nun ohne männliche Erben war und nur eine einzige Tochter, Maria Theresia, hatte, die er an den Herzog Franz Stephan von Lothringen vermählen wollte, so sorgte er deshalb frühzeitig für das Schicksal seiner Stammländer durch die Herausgabe eines der wichtigsten Hausgesetze, durch die sogenannte pragmatische Sanktion (gesetzliche Anordnung). Dieser gemäß sollten alle österreichischen Länder ungetheilt und unzertrennbar nach dem Rechte der Erstgeburt und in Ermangelung männlicher Nachkommen auf die Töchter vererben. Es lag ihm alles daran, diesem Hausge-

setze die Anerkennung der europäischen Mächte zu verschaffen und er brachte derselben große Opfer. Um die Zustimmung des ihm verwandten Hauses Sachsen zu gewinnen, unterstützte er dasselbe bei der Bewerbung um die Krone Polens, gerieth aber dadurch mit mehreren auswärtigen Mächten in einen Krieg, der ihm neue große Opfer kostete. Im Jahre 1733 starb nämlich der Kurfürst von Sachsen, August II., der auch König von Polen war. Ueber die Wahl seines Nachfolgers kam es auf dem polnischen Reichstage zu keiner Einigung. Eine Partei wollte ihren entthronten König, Stanislaus Lesczinsky, für welchen sich besonders sein Schwiegersohn, der König Ludwig XV. von Frankreich, verwandte, wieder auf den Thron erheben; die andere war für des Kurfürsten Sohn, August III. In dem hierüber ausbrechenden polnischen Erbfolgekriege (1733) nahm der Kaiser in Verbindung mit Rußland Partei für August III., Ludwig dagegen und die ihm verwandten Könige von Spanien und Sardinien für Stanislaus; und erklärten dem Kaiser den Krieg. Der Schauplatz desselben war Italien und der Oberrhein. Nach langen Unterhandlungen kam der Friede zu Wien, 1738, zu Stande. In diesem wurde zwar August als König von Polen anerkannt; dagegen trat aber der Kaiser, um sich die Anerkennung der pragmatischen Sanktion zu sichern, nicht nur die Herzogthümer Lothringen und Bar an Stanislaus und im Todesfalle desselben an Frankreich ab, sondern überließ auch Neapel und Sicilien dem spanischen Prinzen Don Karlos gegen Abtretung von Parma und Piacenza. Sein Schwiegersohn Franz Stephan erhielt zur Entschädigung für Lothringen das eben (1737) erledigte Großherzogthum Toscana. Diese und andere Opfer brachte Karl VI., und wirklich erkannten auch fast alle Staaten seine pragmatische Sanktion an.

Karl VI. starb am 20. Oktober 1740. Mit ihm erlosch der habsburgische Mannesstamm, nachdem er 458 Jahre segensreich über Oesterreich geherrscht hatte. Karl's Tochter, Maria Theresia, die Gemahlin des Großherzoges von Toscana, war nunmehr die rechtmäßige Erbin der österreichischen Länder.

Bevor wir die Geschichte in ihrem weiteren Verlaufe verfolgen, wollen wir hier eine kurze Pause eintreten lassen. Zunächst wollen wir einen Blick werfen in die frühere Geschichte Oesterreichs und die denkwürdigsten Begebenheiten in übersichtlicher Kürze hier anreihen. Dann wollen wir uns zu der Geschichte zweier nordischen Reiche wenden, Rußland und Preußen, welche um diese Zeit anfangen, eine bedeutende Stelle unter den europäischen Staaten einzunehmen. Erst dann soll der abgebrochene Faden der Geschichte wieder angeknüpft werden.

Oesterreichs ältere Geschichte bis zur Zeit der Babenberger (976). — Das Ur- und Stammland dieses großen glorreichen Kaiserstaates ist das schöne und fruchtbare „Land unter der Enns". Hier beginnen die Uranfänge seiner Geschichte. Auch in diesem Lande gebot einst das weltgebietende Volk der Römer. Seit der großen Niederlage des Varus, im Jahre 9 nach Chr., galt die Donau als Grenze ihres Gebietes und wurde ihren rechten Ufer entlang mit Schanzen und Thürmen befestigt. Der ganze Landstrich auf dem rechten Donauufer, welcher das heutige Oesterreich, Steiermark, Kärnthen, Krain und einen Theil Ungarns umfaßt, wurde in Norikum und Pannonien eingetheilt. Das Kahlengebirge bildete lange die Grenze zwischen beiden. Im zweiten Jahrhundert nach Christus machte der Kaiser Marcus Aurelius wieder Eroberungen auf dem linken Donauufer und gründete zur Sicherung derselben mehrere befestigte Plätze. Als der größte galt Vindobona, das heutige Wien. Hier starb auch der Kaiser Marcus Aurelius im Jahre 180 n. Chr. Zur Zeit der Völkerwanderung war hier gleichsam das Thor, durch welches der Zug der Völker nach Italien ging, um das weströmische Reich zu stürzen; und das Land blieb lange den größten Verheerungen ausgesetzt. Hieher zogen auch die Westgothen unter Alarich; nach ihnen behauptete sich der Hunnenkönig Attila. Lange blieben die Hunnen im Besitze der Herrschaft, bis sie endlich den Ostgothen unter ihrem Könige Theodorich dem Großen weichen mußten. Theodorich war ein wahrer Wohlthäter für das verheerte Land. Nach so vielen heillosen Verwirrungen kehrten endlich Ruhe und Ordnung zurück. Aber diese währten nur so lange, als sein kräf-

tiger Arm sie schirmte. Nicht lange nach seinem Tode entstanden neue Völkerbewegungen. Die Avaren nahmen das Donauland, das heutige Erzherzogthum Oesterreich, in Besitz, und das Land selbst erhielt den Namen Avarien. Unter Karl dem Großen wurde ihnen dasselbe wieder entrissen, und nun ein Markgraf als Wächter und Hüter der Grenzen hier eingesetzt. Und weil das Land an der Ostgrenze Deutschlands lag, so bekam es den Namen Ostmark. Zum engeren Anschluß an Deutschland wurden viele deutsche Ansiedler in dieselbe geschickt. Die größte Wohlthat aber, die jetzt diesem Lande gebracht wurde, war das Christenthum. Schon im fünften Jahrhundert hatte der hl. Severinus segensvoll für dasselbe gewirkt, später der hl. Rupertus, der im Anfange des achten Jahrhunderts als Bischof von Salzburg starb. Jetzt aber fand es festeren Boden und weitere Verbreitung. Bald nach dem Tode dieses Kaisers bemächtigten sich die kriegerischen Magyaren oder Ungarn dieses Landes und behaupteten es bis zur großen Schlacht auf dem Lechfelde (955). Der hier erfochtene Sieg der Deutschen hatte zur Folge, daß die Magyaren einen Theil des eroberten Landes, das vom Enns- bis zum Erlaflusse gelegene Gebiet, wieder räumten. Die Verwaltung und den Schutz dieses mit Deutschland wieder verbundenen Landes überwies Kaiser Otto der Große einem gewissen Grafen Burchard. Zu Anfange des Jahres 976 und vielleicht schon gegen das Ende des vorhergehenden wurde die Verwaltung der erledigten Ostmark oder Oesterreich*) dem tapferen Grafen Leopold, aus dem vornehmen ostfränkischen Geschlechte der Babenberger**), vom Kaiser übertragen.

Oesterreich unter Markgrafen und Herzogen aus dem babenbergischen Stamme (976—1246). — Mit Leopold I., auch der Erlauchte genannt, beginnt die glänzende Reihe der babenbergischen Markgrafen. Obgleich diese Würde bis jetzt noch kein erbliches Besitzthum der Familie wurde, so verblieb sie doch derselben als Anerkennung der hohen Verdienste, welche sich die Babenberger in ihrer schwierigen Stellung um Kaiser und Reich

*) Der Name Oesterreich — Ostarrichi — kommt zum erstenmale in einer Urkunde vom Jahre 996 vor.

**) Babenberg (Bamberg); das Stammschloß dieser Familie, lag in der Nähe der Stadt Bamberg in Bayern.

erwarben. Im Jahre 1156, auf dem Reichstage zu Regensburg, wurde die bisherige Markgrafschaft Oesterreich sogar zu einem Herzogthume mit außerordentlichen Vorrechten erhoben. Der erste Herzog war Heinrich II., Jasomirgott, von seinem frommen Sprichworte: „Ja so mir Gott (helfe!)," genannt. Wien nahm er zu seiner Residenz und schmückte sie mit den herrlichsten Anlagen. Nunmehr waren die Babenberger eigentliche Regenten des Landes, mit allen Rechten der Landeshoheit ausgestattet; nunmehr war die Erbfolge der Babenberger staatsrechtlich gegründet. Dieser kleine Staat Oesterreich gewann im Verlaufe der Zeit einen großen Zuwachs schöner Länder, von denen er wie von einem Kranze umgeben wurde. Seit jenem in der österreichischen Geschichte so merkwürdigen Jahre 1156 regierten fünf babenbergische Herzoge. Friedrich II. (der Streitbare), der im Jahre 1246 ohne männliche Nachkommen starb, schloß die Reihe derselben. Ungefähr 270 Jahre lang haben die Babenberger segensreich über Oesterreich geherrscht.*)

Das österreichische Interregnum (1246—1282). — Nun trat in Oesterreich ein trauriges Interregnum oder Zwischenreich ein, wie fast um dieselbe Zeit im deutschen Reiche. Während des Interregnums bemächtigte sich Ottokar II., König von Böhmen, der erledigten babenbergischen Länder. Als dieser aber im Jahre 1278 in der Schlacht auf dem Marchfelde gegen den Kaiser Rudolf von Habsburg Sieg und Leben verlor, gab der Kaiser, im Jahre 1282, mit Bewilligung der deutschen Reichstände die wiedergewonnenen österreichischen Länder seinen Söhnen. So kam im Jahre 1282 hier das Haus Habsburg zur Regierung, und beginnt mit des Kaisers Sohne, Herzog Albrecht, wie dieses Seite 202 näher auseinander gesetzt ist.

---

*) Reihenfolge der Babenberger:

Markgrafen seit 976.	Herzoge seit 1156.
Leopold I., der Erlauchte.	Heinrich II., Jasomirgott.
Heinrich I., der Starke.	Leopold V., der Tugendhafte.
Adalbert I., der Siegreiche.	Friedrich I., der Katholische.
Ernst I., der Tapfere.	Leopold VI., der Glorreiche.
Leopold II., der Schöne.	Friedrich II., der Streitbare.
Leopold III., der Heilige.	
Leopold IV., der Freigebige.	

Oesterreich unter dem Hause Habsburg. — Dieses ruhmreiche Haus hat hier unter dem sichtbaren Segen des Himmels seine Herrschaft für immer nicht nur behauptet, sondern auch bedeutend erweitert, und zwar nicht auf dem blutigen Wege der Kriege und Eroberungen, sondern auf dem friedlichen Wege glücklich geknüpfter Familienverbindungen. Aus diesem Hause wurde bis zum Jahre 1437 wiederholt selbst der deutsche Kaiser gewählt, und vom Jahre 1437 bis zum Jahre 1806 nur aus diesem Hause. Unter Kaiser Karl V. bildete es das größte Reich des ganzen Erdkreises; es theilte sich aber unter ihm in zwei Linien, in die spanische und in die deutsche. Im Jahre 1740 starb mit Karl VI. der habsburgische Mannesstamm aus, und das habsburgisch-lothringische Haus kam nun zur Regierung. Hierauf werden wir später zurückkommen.

Einundvierzigster Abschnitt.

Rußland unter Peter dem Großen. — Krieg gegen Karl XII., König von Schweden. — Erbauung von Petersburg 1703. — Peter des Großen letzte Lebensjahre. — Seine nächsten Thronfolger.

Peter der Große (1689—1725). — In früherer Zeit, vor der Regierung dieses großen Kaisers, war Rußland noch wenig bekannt in Europa. Die Bewohner desselben galten im Ganzen mehr für Asiaten, und wirklich schlossen sie sich diesen auch durch Kleidung, Sitten und Gebräuche enger an. Die einzelnen Völker dieses großen nordischen Reiches standen unter Fürsten, die man Czare nannte. Nur selten traten diese durch Gesandtschaften mit den übrigen europäischen Fürsten in nähere Verbindung. So blieb Rußland, bis Peter, welcher sich den Beinamen des Großen erwarb, hier die Regierung führte und europäische Bildung und Gesittung einheimisch machte.

Peter war der jüngste von drei Söhnen, die der Czar Alexei hinterließ. Der älteste, Feodor, starb schon 1682 und hatte, da er selbst keinen Erben hinterließ, auf dem Todesbette seinen unmündigen, aber talentvollen Halbbruder Peter, mit Ausschließung seines schwächlichen Bruders Iwan, zu seinem Nachfol-

ger ernannt. Allein die herrschsüchtige Schwester des Prinzen, Sophie, brachte es durch einen Aufruhr der Leibwache, Strelitzen genannt, dahin, daß beide als Czare ausgerufen wurden. Während der Minderjährigkeit derselben führte sie selbst die Reichsverwaltung. Der junge Peter wuchs unterdessen in einem Dorfe bei Moskau unter der Leitung eines Schweizers, Le Fort, zu einem vielversprechenden Jünglinge heran. Er errichtete sich dort eine kleine Kriegesschar von fünfzig Jünglingen seines Alters, die er Poteschni oder Kameraden nannte. Le Fort war der Hauptmann und richtete sie ganz auf europäischen Fuß ab. Peter selbst diente als Gemeiner. Diese kleine Schar war die Pflanzschule der russischen Garde, welche die Strelitzen stürzte, Sophiens Uebermuth beugte und Rußlands Kriegesruhm gründete.

Anfangs hatte Sophie diese Kriegesübungen als ein argloses Kinderspiel angesehen. Bald aber schöpfte sie argen Verdacht, und sie entwarf sogar einen Plan zur Ermordung des Prinzen. Allein der Plan ward verrathen, und Sophie in ein Kloster geschickt. Um diese Zeit, 1689, starb auch Iwan, und Peter ward nun Alleinherrscher. Nachdem er eine neue Verschwörung seiner Schwester Sophie vereitelt hatte, machte er eine Reise in's Ausland, in der edelen Absicht, die Regierungskunst und besonders das Seewesen gründlich zu erlernen. Ueber Deutschland reisete er nach Holland. Amsterdam war ihm eine neue Welt. Das Gewühl der Kaufleute, der Schiffer und Matrosen; die Schleusen, Dämme, Maschinen, Alles erfüllte den jungen Czar mit freudigem Erstaunen. Um weniger erkannt zu werden, trug er die Kleidung eines holländischen Schiffszimmermannes und war vom frühen Morgen bis zum späten Abend beschäftiget, mit allen Merkwürdigkeiten der Stadt sich bekannt zu machen. Von Amsterdam setzte er nach dem nahegelegenen Dorfe Saardam über, dem Sitze des holländischen Schiffbaues. Hier erschien er als gemeiner Russe und ließ sich unter dem Namen Peter Michaelow in die Liste der Werkleute eintragen. Noch jetzt zeigt man zu Saardam die Hütte, die er bewohnte. Seine Mitgesellen nannten ihn nicht anders, als Peter Baas, d. i. Meister Peter. Als solcher kam er jeden Morgen mit dem Beile in der Hand auf die Schiffswerfte und

half arbeiten. Nach siebenwöchentlichem Aufenthalte kehrte er nach Amsterdam zurück und reisete dann nach England. Hier sowohl als in Holland besuchte er fleißig die Werkstätten der Künstler und Handwerker. Mehrere tüchtige Männer, besonders erfahrene Seeleute, nahm er in seine Dienste und schickte sie nach Rußland. Dann reisete er über Dresden nach Wien; und eben wollte er weiter nach Italien reisen, als er die Nachricht von einem neuen Aufstande der Strelitzen erhielt. Ergrimmt eilte er durch Polen nach Moskau zurück, fand aber bei seiner Ankunft die Ruhe bereits hergestellt. Der Verdacht der Anstiftung dieser Empörung fiel wieder auf seine Schwester Sophie. Peter ließ zu einer furchtbaren Warnung achtundzwanzig Galgen vor ihrem Kloster aufrichten und hundertfünfzig der Hauptempörer vor ihren Augen aufknüpfen. Fast zweitausend fielen als Opfer seiner Wuth; die empörungssüchtige Schar der Strelitzen ward aufgehoben.

Nicht lange nachher starb Le Fort. Der Tod dieses edelen Mannes versetzte den Kaiser in tiefe Trauer. An seine Stelle trat Menzikow, der Sohn eines armen Landmannes. Le Fort hatte diesen zu seinem Diener angenommen; dann aber, als er ausgezeichnete Talente verrieth, ihn zum Staatsdienste herangebildet. Dieser neue Günstling des Glückes unterstützte den Kaiser bei seiner rastlosen Thätigkeit, alle in der Fremde gesammelten Erfahrungen in sein Reich zu verpflanzen. Mit dem Aeußeren wurde der Anfang gemacht, und das Tragen der langen Gewänder und Bärte verboten. Für die Erlaubniß, einen Bart zu tragen, mußte eine jährliche Abgabe entrichtet werden; nur die Geistlichen und Bauern waren hievon ausgenommen. Sobald letztere aber in die Stadt kamen, mußten auch sie am Thore einen Zoll für den Bart zahlen. Früher durfte keine russische Frau in die Gesellschaft der Männer kommen; Peter aber brachte die Gewohnheit auf, daß jede Russin freien Zutritt in dieselbe hatte, sobald sie ausländische Kleidung trug, und legte so den Grund zu der Annäherung der beiden Geschlechter und zur Einführung eines feineren, geselligen Tones. Auch legte er Schulen und Buchdruckereien an, rief viele gebildete Fremde in sein Reich und ermunterte

seine Unterthanen, zu ihrer Bildung das Ausland zu besuchen. Diese und ähnliche Neuerungen waren vielen Russen anfangs ein großer Anstoß; allein die immer zunehmende Verbesserung des Volkzustandes siegte am Ende, wie in anderen Staaten, so auch hier über verjährte Vorurtheile.

Fortsetzung. — Karl XII., König von Schweden. — Ein Hauptgegenstand von Peter's Sorge war der Seehandel; denn nur dieser konnte seinem weitläufigen Reiche inneres Leben geben. Da aber alle an der Ostsee gelegenen Länder im Besitze der Schweden waren, so faßte er den Entschluß, die seinem Reiche zunächst gelegenen Küstenländer an sich zu reißen und alsdann Häfen und Flotten zu erbauen. Der gegenwärtige Augenblick schien ihm zur Ausführung seines Planes ganz geeignet; denn der neue König von Schweden, Karl XII., war erst fünfzehn Jahre alt und schien wenig zu versprechen. Er schloß deshalb mit dem Könige von Dänemark und dem Könige von Polen ein Bündniß, durch welches sie in leichter Weise zum Besitze der Länder des jungen und unerfahrenen Königes zu gelangen hofften. Aber Karl brach sogleich nach Dänemark auf, belagerte die Hauptstadt Kopenhagen und jagte dem Könige einen solchen Schrecken ein, daß er noch in demselben Jahre (1700) Frieden schloß. Nachdem er den ersten Feind zur Ruhe gebracht hatte, ging er rasch auf den zweiten, die Russen, los, welche, achtzigtausend Mann stark, die Festung Narva in Esthland belagerten. Obschon Karl's Heer nur aus achttausend Mann bestand, so griff er dennoch mit diesem Häuflein am 30. November 1700 den zehnmal stärkeren Feind an und schlug ihn völlig in die Flucht. Nun sollte die Reihe an den dritten, an den Kurfürsten von Sachsen, August II., kommen, der, wie früher bemerkt wurde, auch König von Polen war. Karl ging auf ihn los, schlug ihn wiederholt und brachte die Polen dahin, daß sie einen andern König, den Stanislaus Lesczinsky wählten (1704). August floh nach seinem Lande Sachsen zurück; aber auch dahin folgte ihm Karl und trieb ihn so in die Enge, daß er um Frieden bat. Dieser wurde geschlossen 1706 zu Altranstädt. August mußte auf die polnische Krone verzichten und seinen Gegner Stanislaus als König anerkennen.

Unterdessen hatte Peter Ingermanland erobert und beschlossen, am Einflusse der Newa in den finnischen Meerbusen eine neue Stadt zu bauen, die nach ihm Petersburg heißen sollte. Im Jahre 1703 legte er den Grund zu derselben, indem er auf einer Insel der Newa eine Festung anlegte. Vierzigtausend Menschen waren fortwährend an der Arbeit. In zehn Jahren standen schon mehrere tausend große und kleine Häuser. Um die neue Stadt zu bevölkern, mußten alle Städte und Orte des Reiches Kaufleute, Künstler und Handwerker mit ihren Familien abschicken, um sich für immer in Petersburg niederzulassen. Mehrere hundert adelige Familien aus Moskau mußten den Winter in der neuen Residenz zubringen. So erweiterte und verschönerte sie sich immer mehr; und jetzt ist sie eine der größten und schönsten Städte des ganzen Erdkreises.

Während Peter mit dem Baue seiner neuen Residenz auf das Eifrigste beschäftiget war, erhielt er plötzlich die Nachricht: Karl habe mit dem Kurfürsten von Sachsen Frieden geschlossen und sei nun mit seinem siegreichen Heere gegen ihn selbst im Anzuge. Peter erbot sich zum Frieden; Karl aber, stolz auf sein Glück, ließ ihm die Antwort überbringen: nur in Moskau werde er ihm die Bedingungen vorschreiben. Allein die Vorsehung hatte es anders beschlossen. Karl verband sich mit den aufrührerischen Kosaken in der Ukraine und belagerte die wichtige russische Festung Pultäwa. Mit einem Heere von siebenzigtausend Mann eilte Peter zum Entsatze herbei und schlug am 8. Juli 1709 *) unter den Mauern der Stadt das aus neunzehntausend Mann bestehende Heer der Schweden so vollständig, daß der verwundete König nur mit genauer Noth auf das türkische Gebiet nach Bender sich rettete. Durch diese Schlacht gingen alle Früchte seiner früheren Siege wieder verloren. Auch der Kurfürst von Sachsen nahm sogleich sein Königreich Polen wieder in Besitz.

Der Sultan empfing den Flüchtling gastfreundlich und erklärte auf dessen Anstiften dem russischen Czar den Krieg. Peter wurde am Pruth von den Türken eingeschlossen und war in Gefahr, mit

---

*) In demselben Jahre siegten Eugen und Marlborough bei Malplaquet.

seinem Heere gefangen zu werden; allein seine Freundin, die nachmalige Kaiserin Katharina, rettete ihn. Sie bestach den Großwessir, daß er die Russen abziehen ließ. Im Jahre 1711 kam ein Friedensschluß zu Stande, und nun erhielt Karl vom Sultan den Befehl, das türkische Gebiet zu verlassen. Allein er kehrte sich nicht an den Befehl und blieb. Der Sultan drohete; vergebens. Da trug er dem Pascha von Bender auf, sich des trotzigen Königes mit Gewalt zu bemächtigen. Der Pascha ließ ganze Haufen Janitscharen mit schwerem Geschütze gegen ihn anziehen; Karl aber schlug sich mit hundertfünfzig Schweden durch die Tausende der Feinde nach seinem hölzernen Hause Warnitza durch, trieb die Türken, welche es besetzt hielten, hinaus, verrammte die Thür und vertheidigte sich mit fünfzig Mann sieben Stunden hindurch auf das Heldenmüthigste. Endlich, als das Dach abgeschossen war, und schon die brennenden Sparren auf ihn herabfielen, stürzte er, in der einen Hand den Degen, in der andern das Pistol, aus dem Hause, fiel aber über seine Sporen und ward nun schnell ergriffen. Die über solchen Muth hocherstaunten Türken nannten diesen Kampf Kalabalik oder Löwenjagd und brachten ihren hohen Gefangenen nach der Stadt und von dort nach Demotika in Verwahrung. Hier vernahm er, daß die schwedische Reichsversammlung einen Frieden mit Rußland und Polen unterhandle. Um diesen zu hintertreiben, entschloß er sich gleich zur Abreise. Er jagte mit der Schnelligkeit eines Couriers, unter dem Namen Karl Frisch, durch Ungarn, durch Deutschland und erschien, aller Welt zum Erstaunen, am 22. November 1714 in Stralsund, nachdem er fünf Jahre in der Türkei zugebracht hatte. Allein er war der Uebermacht seiner Feinde nicht gewachsen; mehrere Provinzen mußten an die Russen abgetreten werden. Um sich für diesen Verlust zu entschädigen, griff er im Jahre 1718 Norwegen an, um dieses den Dänen zu entreißen. Aber auch dieser Feldzug lief höchst unglücklich ab; er selbst wurde bei der Belagerung der Festung Friedrichshall am 10. Dezember 1718 von einer feindlichen Kugel getroffen und starb, erst 36 Jahre alt. Mit ihm erlosch Schwedens Ansehen und Ruhm. Im Frieden von Nystädt 1721 mußte es an Rußland die schönsten Länder an der Ostsee, Liefland, Ingermanland und einen Theil von Karelien,

abtreten. Preußen bekam die Hälfte von Vorpommern; nur Dänemark ging leer aus. Am Tage des großen Friedensfestes wurde Peter als Kaiser aller Reussen feierlich ausgerufen.

Während dessen, im Jahre 1716, hatte Peter eine zweite Reise in's Ausland gemacht und Deutschland, Holland und Frankreich besucht. Seine zweite Gemahlin, Katharina oder Kathinka — die erste hatte er verstoßen — begleitete ihn bis Holland. Gleich nach seiner Rückkehr aber gab er einen traurigen Beweis, wie wenig es ihm gelungen war, die Wildheit seiner eigenen Natur zu bezähmen. Er hatte einen Sohn von seiner ersten Gemahlin, mit Namen Alexei. Gegen diesen hegte er bitteren Groll und Argwohn. Es drückte natürlich den Jüngling, seine Mutter verstoßen und seinen Vater zur zweiten Ehe schreiten zu sehen; und er konnte kein Herz fassen zu einem Vater, der ihn stets mit Kälte und Strenge behandelte. Der Vater hatte vor, ihn von der Thronfolge ganz auszuschließen. Die arge Behandlung veranlaßte den Jüngling zur Flucht nach Wien und von dort nach Neapel. Der erzürnte Vater aber ließ ihm nachsetzen und ihn gefangen nach Moskau zurückführen. Hier machte er ihm die bittersten Vorwürfe und Drohungen und verhieß ihm nur unter der Bedingung Gnade, daß er der Thronfolge entsage. Der Sohn war gern bereit; er unterschrieb seine Verzichtleistung und beschwur sie. Aber weder Unterschrift noch Schwur waren für den mißtrauischen Vater genügend. Alexei wurde des Hochverrathes angeklagt und vom Gerichtshofe zum Tode verurtheilt. Er starb aber noch vor der Hinrichtung.

Peter des Großen nächste Thronfolger. — Peter der Große regierte bis zum Jahre 1725. Nach ihm wurde seine Gemahlin, Katharina I., auf Anstiften des Feldmarschalls Menzikow, vom Senate und vom ganzen Reiche als Kaiserin anerkannt. Sie war die Tochter eines armen liefländischen Bauern und diente anfangs in Marienburg. Nach der im Jahre 1702 erfolgten Einnahme dieser Stadt durch die Russen wurde sie als Gefangene nach Rußland geführt, wo sie durch ihre Anmuth die Neigung Peter's gewann und seine Gemahlin wurde. Aber schon nach zweijähriger Regierung (1725—1727) folgte sie ihrem Gemahle in's Grab.

Nach ihr kam Peter II., der Sohn des unglücklichen Alexei, auf den Thron und regierte bis 1730. Unter ihm wurde der noch vor Kurzem so mächtige und allgemein gefürchtete Menzikow, welcher schon auf dem Punkte stand, durch Verheirathung seiner Tochter Schwiegervater des Kaisers zu werden, plötzlich gestürzt. Habsucht soll ihn verleitet haben, große Geldsummen zu veruntreuen. Hiezu kamen geheime Anschwärzungen von Seiten des neuen kaiserlichen Günstlinges Dolgorucki und dessen Partei, so daß der aufgebrachte Kaiser das außerordentliche Vermögen Menzikow's einzog und ihn selbst mit seiner Familie nach Sibirien verbannte. Mit männlichem Muthe ertrug er den Wechsel des Schicksals.

Auf Peter II. folgte Anna, die Tochter des früher genannten Iwan. Ihr ganzes Vertrauen genoß der Herzog von Kurland, der Reichsgraf Biron, so daß die Regierung größtentheils in dessen Händen war. Dolgorucki und seine Partei wurden gestürzt, mehrere enthauptet, die übrigen nach den Wüsteneien Sibiriens verbannt. Auf dem Todesbette ernannte Anna ihren Günstling sogar zum Regenten während der Minderjährigkeit des kurz vor ihrem Tode geborenen Prinzen Iwan. Aber gleich nach ihrem Tode (1740) brach ein großer Aufruhr aus. Der kaum zwei Monate alte Iwan ward vom Throne gestoßen, und Biron mit seinem ganzen Anhange nach Sibirien verbannt. Mit Hülfe der bestochenen Garden bestieg jetzt Elisabeth, die Tochter Peter des Großen, den Thron. Auf diese Kaiserin werden wir im Verlaufe der Geschichte zurückkommen.

Zweiundvierzigster Abschnitt.

Preußen. — Erhebung Preußens zum Königreiche 1701. — **Friedrich I.** — **Friedrich Wilhelm I.** — **Friedrich II. oder der Große.** — **Oesterreich** unter dem Hause Habsburg-Lothringen. — Der österreichische Erbfolgekrieg (1741—1748). — Die beiden ersten schlesischen Kriege.

Der Name „Preußen" kommt erst gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts in der Geschichte vor und bezeichnet die einzelnen

Völkerschaften, welche das nördliche, an Rußland grenzende Gebiet an der Memel und Weichsel bewohnten. Weil sie Nachbaren der Reussen oder Russen waren, so gaben ihnen die Polen den Namen Preußen*); denn dieser bezeichnet Nachbaren der Reussen oder Russen. Sie machten unaufhörliche Einfälle in Polen, bis dieses im Jahre 1230 den Deutschherren-Orden zu Hülfe rief. Nach dreiundfünfzigjährigem Kampfe wurde das heidnische Preußen von diesem Orden unterworfen, und die christliche Religion eingeführt. Die vielen verödeten Plätze besetzten Polen und Deutsche, welche in großen Scharen nach Preußen wanderten. Das Land wurde immer mehr angebauet und bevölkert und durch glückliche Eroberungen erweitert. Die wachsende Macht Preußens erregte bald die Eifersucht der Polen und führte langwierige Kriege herbei, in welchen die Kraft des Ordens immer mehr erlosch. Im Frieden zu Thorn 1466 mußte dieser endlich die Hälfte des Landes, Westpreußen, an die Polen abtreten, und der Hochmeister für die übrige Hälfte den Vasalleneid leisten. Der Orden wurde von Deutschland nicht weiter unterstützt und sank immer mehr in seiner Macht. Die Kriege mit Polen dauerten fort, bis der zum Hochmeister erwählte Prinz Albrecht von Brandenburg (1525) zur protestantischen Kirche übertrat, und nun das Ordensland in ein von Polen lehnbares Herzogthum verwandelt wurde. Das blieb es bis zum Vertrage mit Polen zu Welau 1657. Durch diesen erhielt der damalige Kurfürst Friedrich Wilhelm der Große, welcher von 1640 bis 1688 regierte, die volle landesherrliche Gewalt über sein Herzogthum. So wurde dieser der eigentliche Stifter Brandenburgs und Preußens Größe. Die beiden vereinigten Länder bildeten die ersten großen Glieder zu dem Ringe, welcher bald den Norden und Westen inniger als je verband. Er war es, der bei Fehrbellin (1675) jenen glorreichen Sieg über die fast für unüberwindlich gehaltenen Schweden erfocht und Preußens Namen in ganz Europa geachtet und gefürchtet machte.

Preußen ein Königreich (1701). — Sein Sohn und Nachfolger, Friedrich III., besaß die großen Eigenschaften seines Va-

*) Preußen ist vermuthlich bloß eine Abkürzung aus Poreußen oder Borussen; denn po bedeutet im Poln. bei oder an, und also Poreußen oder Preußen die an oder bei den Reussen oder Russen (Wohnenden).

ters nicht; dennoch gingen die Verbesserungen des Landes ununterbrochen fort, indem unter ihm die Aussaat seines großen Vorgängers aufblühete und reifte. Es kränkte seinen Stolz, daß sein nächster Nachbar, der Kurfürst von Sachsen, König von Polen, und der Prinz von Oranien, mit dem er Geschwisterkind war, König von England geworden war, während er selbst noch immer Kurfürst hieß. Ein gutes Vernehmen mit Oesterreich schien ihm das beste Mittel zu sein, auch sich den Rang und den Namen eines Königes zu erwerben. Er schloß sich deshalb auf das Engste an Oesterreich, unterstützte dasselbe im erneuerten Kriege mit Frankreich, wie auch im Kriege mit den Türken. Der Kaiser Leopold, welcher damals, bei der Erledigung des spanischen Thrones, die mächtigsten Reichsfürsten auf seiner Seite zu sehen wünschte, gab denn auch seine Zustimmung. Da setzte Friedrich sich und seiner Gemahlin am 18. Januar 1701 zu Königsberg unter großer Feierlichkeit mit eigener Hand die Krone auf. Seitdem hieß er König Friedrich I.

Friedrich I. (1701—1713). — Unter ihm erhielt der preußische Staat durch glückliche Umstände bedeutenden Zuwachs. Ihm fiel durch Erbschaft die Grafschaft Meurs und Lingen zu; die Grafschaft Tecklenburg in Westfalen wurde angekauft. Nach dem Tode des spanischen Königes, Karl II., nahm er als Herzog von Cleve, vermöge alter Ansprüche, Geldern in Besitz; auch ward er nach dem Erlöschen des regierenden Hauses Longueville zum Fürsten von Neufchatel (Neuenburg) und Valengin in der Schweiz erwählt. Er starb 1713 und hinterließ den Thron seinem Sohne

Friedrich Wilhelm I. (1713—1740). — Dieser war ein thätiger Regent und ein tüchtiger Staatswirth. Im Jahre 1714 fiel ihm die Grafschaft Limburg zu, auf welche der Kaiser seinem Vater die Anwartschaft gegeben hatte. Nach dem Kriege mit Schweden erhielt er im Frieden von Stockholm (21. Jan. 1720) den größten Theil von Vorpommern. Vom Anfange bis zum Ende seiner Regierung sorgte der König für die Unterhaltung eines auserlesenen Heeres. Seine Werber durchstreiften deshalb das ganze Land. Für die Wissenschaften aber hatte er keinen

Sinn. Darum schien er auch von dem Kronprinzen, dem nachmaligen Könige Friedrich dem Großen, nicht viel zu erwarten; denn der Knabe las Bücher, liebte und übte Musik und Malerei, machte Verse und schien für das Soldatenspiel seines Vaters wenig Neigung zu verrathen. Der Vater behandelte ihn deshalb auch mit der größten Strenge. Erst später söhnte er sich mit ihm aus. Der König starb im Mai 1740 und hinterließ seinem Sohne nebst dem Throne einen großen Schatz und ein zahlreiches Heer.

Friedrich II. oder **der Große** (1740—1786). — Die Regierung dieses großen Königes von Preußen trifft fast ganz zusammen mit der der großen Kaiserin Maria Theresia von Oesterreich. Beide, im langwierigen Kampfe gegen einander, treten in den Vordergrund der Begebenheiten. Hier nun wollen wir den S. 314 abgebrochenen Faden der Geschichte wieder anknüpfen.

Oesterreich unter dem Hause Habsburg-Lothringen.

Maria Theresia (1740—1780). — Kaum hatte Karl VI. die Augen geschlossen, und seine schöne geistreiche Tochter Maria Theresia vermöge des klarsten, von den Mächten gewährleisteten Rechtes, mit ihrem Gemahle die Regierung der österreichischen Erblande angetreten, als sofort mehrere Fürsten mit Erbschaftsansprüchen auftraten. Der Kurfürst von Bayern, Karl Albert, sprach die ganze Erbschaft an und gründete seine Ansprüche auf die Abstammung vom Kaiser Ferdinand I. Der Kurfürst von Sachsen und König von Polen, August III., nahm für sich die Rechte seiner Gemahlin, der ältesten Tochter Joseph's I. in Anspruch. Zugleich suchte jetzt Friedrich II., König von Preußen, alte Ansprüche auf die schlesischen Fürstenthümer Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau hervor, ließ diese sofort durch ein großes Heer unter Anführung des Fürsten Leopold von Dessau und des Grafen Schwerin besetzen und behauptete sie in der blutigen Schlacht bei dem Dorfe Mollwitz, unweit Brieg (1741). Preußens Siegesglück rief schnell auch die übrigen Mächte Europas in die Waf-

fen; denn fast alle waren Feinde der Maria Theresia, aber Freunde ihrer schönen Besitzungen. Frankreich, das jetzt selbst nicht mit Erbschaftsansprüchen auftreten konnte, warf sich sofort zum Vertheidiger der Rechte des Kurfürsten von Bayern auf und warb auf das Eifrigste Feinde gegen Oesterreich. Der König Ludwig XV. brachte durch seinen gewandten Minister Fleury am 18. Mai 1741 auf dem bayerischen Schlosse Nymphenburg ein Bündniß zwischen Frankreich, Bayern und Spanien zu Stande. Hiernach sollten die österreichischen Länder getheilt, und der Kurfürst von Bayern auf den Kaiserthron erhoben werden. Bald trat auch Preußen diesem Bündnisse bei. Dieser Krieg, welchen die Verbündeten gegen die Kaisertochter Maria Theresia führten, heißt

Der österreichische Erbfolgekrieg. — Er währte von 1741 bis 1748. In diesen fallen auch die beiden ersten schlesischen Kriege, welche Friedrich II. zur Erweiterung der Grenzen seines Gebietes in Schlesien führte. Der erste währte von 1741 bis 1742, der zweite von 1744 bis 1745.

Im Sommer 1741 gingen zwei französische Heere über den Rhein. Das eine rückte in Hannover ein und zwang den König Georg II. von England, Oesterreichs einzigen Bundesgenossen, zu einem Vergleiche, in welchem er, um sein Kurfürstenthum zu retten, der Theilnahme am Kriege entsagte. Das zweite Heer drang, mit den Bayern vereint, in Oesterreich ein, wo der Kurfürst von Bayern den Titel eines Erzherzoges annahm. Hierauf wandte sich dieser schnell nach Böhmen, wo bereits ein sächsisches Heer eingerückt war, eroberte Prag mit Sturm und ließ sich hier als König von Böhmen huldigen. Im Anfange des folgenden Jahres, am 24. Januar 1742, wurde er auch auf Frankreichs Betrieb zum deutschen Kaiser gewählt und drei Wochen später (am 12. Februar) als Kaiser Karl VII. feierlich gekrönt. Maria Theresia schien verloren zu sein. Laut auf jubelten ihre Feinde. Aber dieser Jubel sollte bald verstummen.

Die junge Kaiserin, von allen Seiten bedrängt, verlor dennoch den Muth nicht. Sie vertrauete ihrem guten Rechte und der

Liebe ihrer Unterthanen, und ihr edeles Vertrauen ward herrlich belohnt. Sie berief die Magnaten Ungarns zum Reichstage in Preßburg und erschien selbst unter ihnen in ungarischer Tracht, die Krone des heiligen Stephan auf dem Haupte, den Säbel umgürtet, stralend vor Schönheit und Muth, und forderte sie bei ihrer Ritterpflicht auf, ihr beizustehen. Und begeistert rissen sämmtliche Magnaten ihre Schwerter aus der Scheide, schwangen sie über dem Kopfe und riefen: „Leben und Blut! Wir sterben für Maria Theresia!“ Ganz Ungarn griff freudig zu den Waffen. Von allen Seiten kamen auch die treuen Tiroler aus ihren Bergen herangeeilt, entschlossen, sich mit den Feinden ihrer Kaiserin im Kampfe zu messen. Rasch war die Entscheidung. Oesterreich wurde sofort von den Feinden gesäubert, Bayern selbst erobert, und an demselben Tage, an welchem der Kurfürst zu Frankfurt als Kaiser Karl VII. gekrönt wurde, zogen die Oesterreicher als Sieger in seine Hauptstadt München ein. — Nicht so glücklich war Maria Theresia gegen Friedrich II. Dieser endigte durch den Sieg, welchen er bei Chotusitz, unweit Czaslau, am 17. Mai 1742 erfocht, den ersten schlesischen Krieg. Um sich dieses gefährlichen Gegners zu entledigen, brachte die Kaiserin ein ihrem Herzen schweres Opfer. Im Friedensschlusse von Breslau, im Juni 1742, überließ sie ihm Niederschlesien und den größten Theil von Oberschlesien nebst der Grafschaft Glatz. Sachsen nahm, ohne eine Entschädigung zu erhalten, den Frieden an und verband sich mit Oesterreich. Auch der König Georg II. von England ergriff wieder die Waffen zu Gunsten der Kaiserin. Um so muthiger trat diese jetzt gegen ihre noch übrigen Feinde auf. Die Franzosen und Bayern wurden immer mehr in die Enge getrieben, ganz Böhmen von den Feinden geräumt, und Maria Theresia ließ sich in Prag als Königin krönen (1743). Ueberall lächelte ihr wieder das Glück.

Allein eben dieses Glück erregte die Besorgniß des Königes von Preußen, der unterdessen den Gang der Begebenheiten nicht aus den Augen gelassen hatte. Er machte deshalb mit ihren Feinden wieder gemeinsame Sache und versprach, Böhmen für Karl VII. zu erobern. Nun begann er seinen zweiten schlesi=

schen Krieg. Er fiel plötzlich in Böhmen ein, das von Truppen ganz entblößt war, und nahm wie im Fluge die Hauptstadt weg. Aber eben so schnell wurde er von den heranziehenden Oesterreichern unter dem Prinzen von Lothringen und den verbündeten Sachsen zurückgetrieben. Während dessen nahmen die Bayern unter dem General Seckendorf ihr Land wieder ein, und Karl VII. kehrte in seine Hauptstadt München zurück, aber nur, wie es schien, um auf seinem Schlosse zu sterben. Denn er erkrankte und endigte bald (20. Januar 1745) sein kummervolles Leben. Der Tod überhob ihn einer abermaligen Flucht; denn gleich darauf wurden die Franzosen und Bayern wieder vertrieben. Der Sohn Karl's VII. leistete endlich im Frieden von Füssen, einem Städtchen an der Grenze Tirols, auf die ganze österreichische Erbschaft Verzicht und versprach sogar dem Großherzoge von Toscana, Theresiens Gemahle, seine Stimme zur bevorstehenden Kaiserwahl. Dafür erhielt er alle seine Länder zurück. Jetzt wählten die Kurfürsten Theresiens Gemahl, welcher schon am 4. Oktober 1745 zu Frankfurt als Kaiser

Franz I. (1745—1765) gekrönt wurde. Maria Theresia wohnte selbst dem Krönungsfeste bei, hochentzückt, daß die Krone Karl des Großen jetzt wieder bei ihrem Hause sei, wo sie schon mehr als 300 Jahre ununterbrochen gewesen war. Am 15. Dezember wurde auch ein Frieden zu Dresden geschlossen, und dem Könige von Preußen Schlesien belassen, der nun auch Theresiens Gemahl als deutschen Kaiser anerkannte. So war der zweite schlesische Krieg beendet.

Friede zu Aachen (1748). — Nachdem der Krieg mit Frankreich noch einige Jahre in den Niederlanden fortgeführt war, kam endlich auch der allgemeine Friede zu Aachen zu Stande. In diesem wurden ihr alle österreichischen Länder, Schlesien ausgenommen, zugesichert, wogegen Spanien für den Infanten Philipp die kleinen Herzogthümer in Italien, Parma, Piacenza und Guastalla, erhielt. Die Franzosen mußten zu ihrer Beschämung sehen, wie das Haus Habsburg, welches sie doch zu vernichten gedachten, und zu dessen Vernichtung sie so viel Menschenblut fast acht Jahre lang verschwendet hatten, wieder dastand, mäch-

tig und blühend, mit der deutschen Reichskrone von Neuem geschmückt.

Erst jetzt, nach dem Frieden zu Aachen, konnte Maria Theresia ihrer Herrschaft froh werden, und die vortreffliche Frau wurde nun eine wahre Mutter für ihr Land. Durch großartige Einrichtungen und Verbesserungen in allen Zweigen der Verwaltung brachte sie neues Leben in dasselbe. Ueberall wußte sie zur Ausführung ihrer weisen Plane die rechten Männer, so wie die rechten Mittel zu finden. Ihr besonderes Vertrauen bei ihren neuen Schöpfungen genoß der ausgezeichnete Staats-Kanzler Graf (seit 1764 Fürst) Wenzel Kaunitz. Dieser führte auch eine Annäherung zwischen den Höfen von Oesterreich und Frankreich herbei. Aus dieser Annäherung entstand bald ein im Geheimen abgeschlossenes Bündniß Oesterreichs mit seinem alten Erbfeinde Frankreich.

Dreiundvierzigster Abschnitt.

Der siebenjährige (dritte schlesische) Krieg 1756—1763. Ihn endiget der Friede zu Hubertsburg. — Friedrich's II. fernere Regierung. — Erste Theilung Polens 1772 unter Rußland, Preußen und Oesterreich. — Bayerischer Erbfolgekrieg 1778. — M. Theresia's Tod 1780, Friedrich's II. Tod 1786.

Friede war hergestellt mit Preußen, Freundschaft aber nicht. Die Kaiserin konnte den Verlust des schönen Schlesien und die dadurch erlittene Schmach des Hauses Oesterreich nicht verschmerzen. In Preußen sah sie fortan den Gegner ihrer Macht. Schon früher hatte sie für den Fall, wenn Friedrich den Dresdener Frieden brechen würde, mit der russischen Kaiserin Elisabeth unterhandelt. Nun versöhnte sie sich auch mit Frankreich und ging mit Ludwig XV. ein Bündniß ein, dem auch Sachsen und Schweden beitraten.

Der Feldzug von 1756. — Allein der schlaue König war diesem geheimen Bündnisse auf die Spur gekommen. Ein Gewaltschritt sollte jetzt entscheiden. Ohne Kriegeserklärung fiel er plötz-

lich, im August, mit einem großen Heere in das wehrlose Sachsen ein und gab so das Signal zu einem Kriege, welcher der siebenjährige oder auch der dritte schlesische genannt wird. Er nahm Dresden und schloß die 17,000 Mann starke sächsische Armee in ihrem verschanzten Lager bei Pirna ein. Vergebens eilte der österreichische Feldmarschall Brown mit einem Heere zum Entsatze herbei. Friedrich schlug ihn am 1. Oktober bei dem Dorfe Lowositz, am Fuße des Erzgebirges, zurück und nöthigte nun die ausgehungerten sächsischen Truppen, sich kriegesgefangen zu ergeben.

Der Feldzug von 1757. — Diese erste Waffenthat war gleichsam nur das Vorspiel zu dem großen Kriege; denn jetzt erst waren Friedrich's übrige Feinde gerüstet. Die Franzosen, die Russen, die Schweden, die Reichstruppen, Alle waren in vollem Anzuge. Auf Friedrich's Seite standen nur der König von England, der mit Oesterreich zerfallen war wegen des Bündnisses mit Frankreich, mit welchem England schon im Kriege war wegen Grenzstreitigkeiten in Nordamerika; ferner, der Landgraf von Hessen und die Herzoge von Braunschweig und Gotha. Mit so geringer Hülfe sollte er gegen eine halbe Million auf den Kampfplatz treten! Dennoch verzagte er nicht. Er brach rasch in Böhmen ein, und es kam unter den Mauern von Prag am 6. Mai zu einer fürchterlichen Schlacht. Lange schwankte der Kampf; der Feldmarschall Schwerin, der Schöpfer der preußischen Kriegeskunst, fiel; endlich jedoch behauptete Friedrich den Sieg. Jetzt belagerte er Prag. Dieses aber wurde von dem Prinzen Karl von Lothringen, dem Bruder des Kaisers, ritterlich vertheidigt, und der österreichische Marschall Daun rückte mit einem Heere zum Entsatze heran. Gegen diesen wandte sich Friedrich, erlitt nun aber, am 18. Juni bei Kollin eine große Niederlage. Zum Andenken dieses glorreichen Tages von Kollin stiftete die Kaiserin den Maria-Theresia-Orden und ernannte zu dessen erstem Großkreuze den Sieger Daun. In Folge dieser Niederlage räumten die Preußen ganz Böhmen. Das österreichische Heer drang sofort in Schlesien ein und eroberte Schweidnitz und Breslau. Friedrich war unterdessen schnell nach Sachsen geeilt und schlug hier am 5.

November bei Roßbach die Franzosen so entscheidend, daß sich das ganze Heer in wilde Flucht auflösete. Dann eilte Friedrich zurück nach Schlesien, welches unterdeß fast ganz von den Oesterreichern wiedererobert war. Hier gewann er durch den Sieg, welchen er am 5. Dezember bei Leuthen, einem Dorfe unweit Breslau, über Karl von Lothringen erfocht, einen großen Theil dieses Landes nebst Breslau wieder.

Der Feldzug von 1758. — In diesem Jahre drang Friedrich in Mähren ein und belagerte Olmütz. Allein dieses Unternehmen mißlang völlig. Die Besatzung dieser Festung vertheidigte sich auf das Tapferste, die Einwohner des Landes hielten es treu mit ihrem Kaiserhause und thaten den Preußen großen Abbruch, und dem Feldherrn Loudon gelang es, ihnen 3000 Wagen mit Zufuhr von Lebensmitteln wegzunehmen. Der König mußte die Belagerung aufheben und beschleunigte seinen Rückzug um so mehr, weil die Russen in seine Länder eingefallen waren. Loudon rückte ihm nach durch die Niederlausitz bis an die brandenburgischen Grenzen und wurde nur durch die Niederlage, welche die Russen am 25. August bei Zorndorf, unweit Küstrin, erlitten, vom weiteren Vorrücken abgehalten. Daun aber zog nach Sachsen, um dieses Land zu befreien. Hier überfiel er in der Nacht vom 13. auf den 14. Oktober die Preußen in ihrem Lager bei dem Dorfe Hochkirch nicht weit von Bautzen. Mit Mühe rettete sich der König selbst vor der Gefangenschaft, verlor aber 9000 Mann und sein ganzes Gepäck. Nur durch künstliche Märsche gelang es ihm, nach Schlesien zu entkommen. Unterdessen hatte der Herzog Ferdinand von Braunschweig den Oberbefehl über die hannövrisch-englischen Truppen erhalten. Dieser treffliche Feldherr trieb die Franzosen über den Rhein zurück und erfocht jenseits dieses Stromes bei Crefeld am 23. Juni einen glänzenden Sieg über sie.

Der Feldzug von 1759. — Dieser war für Friedrich höchst unglücklich. Bei Kunersdorf, unweit Frankfurt a. d. O. entriß der tapfere Loudon am 12. August ihm den über die Russen beinahe schon erkämpften Sieg und verwandelte diesen in eine so schwere Niederlage für die Preußen, daß der König selbst nach

Berlin schrieb: „Alles ist verloren!“ — In Sachsen gewannen die Oesterreicher die Städte Leipzig, Wittenberg und Torgau; Daun entriß den Preußen auch den Besitz Dresdens und nahm unweit dieser Stadt, bei dem Dorfe Maxen, am 20. November den preußischen General Fink mit 13,000 Mann gefangen. Das nannten die Oesterreicher scherzend ihren Finkenfang.

Der Feldzug von 1760. — In diesem machte Loudon einen ähnlichen Fang. Am 23. Juni nahm er bei Landshut in Schlesien den preußischen General Fouquet mit 9000 Mann gefangen und eroberte Glatz. Zu derselben Zeit befreiete Daun das von den Preußen belagerte und heftig beschossene Dresden. Erst durch den Sieg bei Liegnitz, welchen Friedrich am 15. August über Loudon erfocht, zog er sich aus seiner schwierigen Lage, da jetzt die Straße nach Breslau für ihn wieder offen wurde. Nun wandte er sich nach Sachsen, und es wurde am 3. November die blutige Schlacht bei Torgau geschlagen, in welcher zuletzt der Sieg den Preußen blieb, da der schwer verwundete österreichische Oberbefehlshaber Daun sich vom Heere entfernen mußte. Die Preußen konnten jetzt wenigstens die Winterquartiere wieder in Sachsen beziehen. Dresden aber mit der nächsten Umgebung, wie auch ein Theil von Schlesien, blieben noch immer im Besitze der Oesterreicher.

Begebenheiten der Jahre 1761 und 1762. — Ungeachtet dieser beiden Siege blieb die Lage des Königes immer sehr bedenklich. Seine Kerntruppen waren bereits in den vielen mörderischen Schlachten gefallen, das Reich erschöpft, und England, wo unterdessen Georg II., Preußens treuester Bundesgenosse, gestorben war, verweigerte unter dessen Nachfolger, Georg III., alle ferneren Hülfsgelder. Zum Glück für Friedrich starb im Jahre 1762 auch seine unversöhnliche Feindin, die russische Kaiserin Elisabeth; und ihr Neffe, Peter III., bestieg den Thron. Dieser junge Monarch, ein persönlicher Freund und Bewunderer Friedrich's, schloß mit ihm ein Bündniß und ließ sogleich seine Truppen zu den preußischen stoßen. Aber nur kurz war die Freude dieser Verbindung. Schon nach sechs Monaten verlor Peter III. in einer von seiner eigenen Gemahlin Katharina angezettelten Verschwörung Thron

und Leben. Katharina II. ergriff nun selbst die Zügel der Regierung. Sie bestätigte zwar den Frieden mit Preußen, rief aber ihre Truppen aus Schlesien zurück. Allein auch dieses war schon für den König, der nun einen Hauptfeind weniger hatte, ein großer Vortheil. Nach dem Siege, welchen der Bruder des Königes, Prinz Heinrich, am 29. Oktober 1762 bei der Stadt Freiberg in Sachsen über die Oesterreicher und die Reichsarmee erfocht, sehnten sich endlich alle Parteien nach Frieden.

Friede zu Hubertsburg (1763). — Der Friede kam glücklich zu Stande und wurde zwischen Frankreich und England am 10. Februar zu Versailles; zwischen Oesterreich, Preußen, Sachsen und dem deutschen Reiche am 15. Februar auf dem sächsischen Jagdschlosse Hubertsburg geschlossen. Schlesien blieb bei Preußen, und alles wurde auf den Fuß wieder hergestellt, wie es vor dem Kriege gewesen war. Oesterreich sowenig als Preußen hatten in diesem langwierigen höchst blutigen Kriege neue Vortheile errungen.

Im Jahre 1765 starb der Kaiser Franz I., tief betrauert von seiner Wittwe, die im ersten Schmerze sich ganz von den Regierungsgeschäften zurückziehen wollte. Ihren Sohn Joseph, der schon im Jahre 1764 als römischer Kaiser gewählt worden war, ernannte sie zum Mitregenten. Leopold, der jüngere Bruder desselben, folgte dem Vater im Großherzogthum Toscana, welches Kaiser Franz I. in der Erbfolgeordnung vom Jahre 1763 zu einer Secundogenitur, d. i. zu einem erblichen Besitzthume des zweiten Sohnes des Hauses Oesterreich erhoben hatte. Im Jahre 1765 wurde Siebenbürgen von Maria Theresia zu einem Großfürstenthume erhoben.

Friedrich, mit Recht der Stolz Preußens, erhöhete nach glücklicher Beendigung des siebenjährigen Krieges seinen Ruhm durch kluge Verwaltung seines durch die Kriege zerrütteten Staates. Er beförderte Künste und Wissenschaften und war selbst ein fruchtbarer Schriftsteller. Aber nur französische Sprache und Wissenschaft achtete und schätzte er, wie er denn eine entschiedene Vorliebe für alles Französische zeigte.

Erste Theilung Polens (1772). — Während Preußen im Norden von Europa in jugendlicher Kraft emporblühete, ging daselbst ein anderes Reich, Polen, mit vollen Schritten seinem Untergange entgegen. Nie war wohl die Verfassung eines Staates unglücklicher, als die von Polen. Der König war fast ohne Gewalt, der Bürger ohne Ansehen, der Bauer ein gedrückter Leibeigener. Alle Macht war in den Händen des Adels, der nirgends zahlreicher ist. Die polnischen Edelleute lebten auf ihren Gütern wie kleine Könige und herrschten in unumschränkter Freiheit über ihre Bauern. Nur sie hatten Zugang zu höheren Aemtern und Würden, nur sie wählten bei der Erledigung des Thrones den König. Besonders tumultuarisch ging es auf ihren Reichstagen her, so daß diese sogar zur Bezeichnung einer tollen Verwirrung sprichwörtlich wurden. Jeder einzelne Adelige konnte durch seinen Einspruch (Veto) den Beschluß einer ganzen Reichsversammlung aufheben. Zu den politischen Stürmen gesellten sich auch religiöse. Im Vertrauen auf Rußlands und Preußens Schutz erhoben die in dem katholischen Polen wohnenden Anhänger der griechischen und protestantischen Kirche — hier Dissidenten genannt, — einen wüthenden Kampf um völlige Gleichheit der Rechte mit den Katholiken. Alle Leidenschaften entbrannten in verderblicher Gährung.

Die Kaiserin Katharina II. von Rußland benutzte die Verwirrung und die Spaltungen in Polen, um in diesem Reiche nicht nur größeren Einfluß zu gewinnen, sondern auch Ländererwerbungen zu machen. Zu gleicher Zeit führte sie auch einen glücklichen Krieg gegen die Türken, wodurch diese selbst in ihrem Bestehen gefährdet wurden. Um Rußland in seinen Eroberungen an der untern Donau und am schwarzen Meere aufzuhalten, versuchten die westlichen Nachbarreiche, Oesterreich und Preußen, einen Frieden zwischen der russischen Kaiserin und dem Sultan zu vermitteln. Die Gefahr, welche von Seiten der Russen dem polnischen Reiche drohete, konnte aber nicht abgewendet werden. Preußen und Oesterreich, die für das zerrüttete Land sich nicht in kostspielige und schwere Kriege einlassen wollten, willigten in eine Theilung polnischer Provinzen, damit Rußland nicht allein seine Macht ver-

größere. Der preußische König bekam das jetzige Westpreußen außer Danzig und Thorn; Oesterreich erhielt das in früherer Zeit mit Ungarn verbundene Lodomerien und Galizien nebst der Grafschaft Zips; Rußland nahm die östlichen Provinzen in Besitz. So hatte das Königreich Polen den dritten Theil seines Umfanges verloren (1773).

Der bayerische Erbfolgekrieg (1778). — Im Jahre 1777 starb der Kurfürst Maximilian Joseph von Bayern, ohne Kinder. Mit ihm erlosch der Stamm der Wittelsbacher in Bayern. Sein nächster Erbe war der ebenfalls kinderlose Kurfürst von der Pfalz, Karl Theodor. Dieser ließ sich bewegen, den größten Theil von Bayern an Oesterreich abzutreten, welchen dieses sogleich besetzen ließ. Gegen die Gültigkeit dieser Abtretung trat aber der Herzog von Zweibrücken, Karl Theodor's nächster Verwandte, auf und wählte den König Friedrich II. von Preußen zum Beschützer seiner Rechte. Dieser rückte, von Eifersucht getrieben, sogleich mit hunderttausend Mann in Böhmen ein. Es blieb jedoch bei bloßen Märschen und Streifzügen. Beide Parteien waren des Krieges müde. So kam denn unter Frankreichs und Rußlands Vermittelung der Friede zu Teschen 1779 zu Stande. Oesterreich behielt das Innviertel nebst Braunau und entsagte allen weiteren Ansprüchen auf Bayern.

Maria Theresia überlebte den Teschner Frieden nur ein Jahr. Sie starb am 29. November 1780 im vierundsechzigsten Lebensjahre, mit dem Ruhme, unter den mißlichsten Umständen die herrlichsten Anstalten für das Wohl ihrer Unterthanen gegründet zu haben. Darum wird sie auch stets im gesegneten Andenken bleiben. Nach dem Tode dieser ausgezeichneten Landesmutter, deren Regierungszeit mit Recht Oesterreichs goldene genannt wird, nahm Joseph II. die Zügel der Regierung allein in seine Hand.

Friedrich II. regierte nach ihr noch sechs Jahre. Er starb im August 1786, in einem Alter von 74 Jahren, nach 46jähriger thatenreicher Regierung. Er hatte die erste große Waffenprobe mit den Hauptmächten Europas glücklich bestanden und für Preußen den Rang einer Großmacht erkämpft. Ihm folgte, da er selbst keine Kinder hatte, seines ältesten Bruders Sohn, Friedrich Wilhelm II., der bis zum Jahre 1797 regierte.

Vierundvierzigster Abschnitt.

Oesterreich unter Kaiser Joseph II. — Rußland unter der Kaiserin Katharina II. — Polens Untergang. — Schweden unter dem Könige Gustav III.

Joseph II. (1765—1790). — Schon früh entwickelte sich sein großer und kräftiger Geist und entwarf hohe Plane zur künftigen Umgestaltung seines Reiches. Hier herrschten ihm noch manche alte Vorurtheile, manche alte Mißbräuche, die alle sofort sollten abgestellt werden. Was Friedrich der Große für Preußen war, das wollte er für Oesterreich werden. Nach dem Tode seines Vaters Franz I. (1765), hatte ihn seine Mutter zum Mitregenten angenommen; allein erst ihr Tod ließ ihn zur selbständigen Regierung kommen. Mit glühendem Eifer schritt er jetzt zur raschen Durchführung seiner Jugendplane. Die Zahl der Klöster ward vermindert, und viele geistliche Stiftungen zu anderen Zwecken verwendet; alle Standesvorzüge und Privilegien abgeschafft, die Leibeigenschaft in Böhmen und Mähren aufgehoben, die Schulen verbessert, und die Todesstrafe in Strafarbeit, besonders in Ziehen der Donauschiffe, ohne Unterschied der Person und des Standes, verwandelt. Seinen weitläufigen, an Sprache, Sitten und Einrichtungen verschiedenen Staaten suchte er die möglich größte Einheit zu geben und in Ungarn insbesondere die deutsche Sprache zur herrschenden zu machen. Auch seinen Lieblingsplan, die Eroberung Bayerns zur Abrundung seines Reiches, hatte er noch nicht aufgegeben; nur wollte er es jetzt durch Tausch gegen den größten Theil der Niederlande, die Karl Theodor mit dem Titel eines Königes von Burgund übernehmen sollte, an sich bringen. Allein Friedrich der Große trat zum zweiten Male dazwischen und verhinderte die Ausführung dieses Planes. Zu gleicher Zeit stiftete Friedrich zur gemeinschaftlichen Aufrechthaltung der inneren Verfassung Deutschlands den deutschen Fürstenbund.

Durch das rasche, rücksichtslose Darniederreißen des Alten längst Bestandenen wurde aber der Unwille in allen Theilen des österreichischen Staates und unter allen Ständen laut. In den Niederlanden kam die allgemeine Gährung sogar zum gewaltsamen Ausbruche. Sie kündigten dem Kaiser, der eben aus dem Türkenkriege, welchen er als Verbündeter Rußlands geführt hatte, krank zurückgekehrt war, den Gehorsam auf und jagten seine Beamten

aus dem Lande. Der Kaiser versprach, alle ihre Rechte wieder herzustellen und allen ihren Wünschen Genüge zu leisten; allein die Niederländer blieben bei ihrem Trotze und verschmäheten jede friedliche Unterhandlung. Auch in Ungarn brach der Aufruhr aus; auch hier forderte das Volk mit Gewalt die Wiederherstellung seiner alten Rechte und Freiheiten. Da erklärte der tiefgebeugte Kaiser im Januar 1790 alle seit seinem Regierungsantritte gemachten Einrichtungen und Gesetze für aufgelöst und zerstörte so mit einem Schlage den mühsamen Bau seines ganzen Lebens. Er starb nur wenige Wochen darauf, am 20. Februar 1790. „Ich wünsche," sagte er kurz vor seinem Tode, „man schriebe mir auf mein Grab: „Hier ruhet ein Fürst, dessen Absichten rein waren, der aber das Unglück hatte, alle seine Entwürfe scheitern zu sehen." Er nahm vielleicht nur eine Hoffnung für diesseits mit in's Grab, daß sein edeler Bruder und Nachfolger, Leopold II., glücklicher regieren werde.

Katharina II., Kaiserin von Rußland (1762—1796). Diese merkwürdigr Kaiserin, welche wohl die nordische Semirämis genannt wird, war 1729 zu Stettin geboren, wo ihr Vater, der Fürst von Anhalt-Zerbst, Gouverneur war. Sobald ihr Gemahl, Peter III., das Opfer einer Verschwörung geworden war, trat sie selbst als regierende Kaiserin auf. Ein Volksaufstand zu Gunsten des jungen Iwan, der ein Enkel des Stiefbruders ihres gemordeten Gemahles war, wurde mit Gewalt niedergeworfen, der Prinz selbst getödtet. Als sie sich nun auf dem Throne hinlänglich befestiget glaubte, richtete sie ihren Blick nach außen, um durch Eroberungen ihre Herrschaft auszubreiten. Ihre Regierung war fast ein ununterbrochener Krieg, und das Glück begleitete fast alle ihre Unternehmungen. Wie sie sich eines Theiles von Polen bemächtigte, ist schon früher erwähnt. Seit jener Zeit übte sie fortwährend einen gebieterischen Einfluß über dieses unglückliche Land. Auch die Türkei hatte sie sich zu ihrer Beute auserſehen. Sie hatte nichts Geringeres im Sinne, als die Türken in ihre asiatischen Steppen zurückzujagen und auf den Trümmern des türkischen Reiches ein griechisches Kaiserreich wieder aufzurichten; ein Prinz ihres Hauses sollte den neuen Thron besteigen und führte

bereits den Namen Constantin. Im Jahre 1768 fing der Krieg an und dauerte bis 1774. Zunächst standen die Griechen, durch solche glänzende Vorspiegelungen von der Kaiserin gewonnen, gegen die Herrschaft ihrer Unterdrücker auf, wurden aber, da sie ohne kräftige Unterstützung blieben, bald wieder unterworfen. Glücklicher kämpften die Russen selbst, besonders zur See. Im Jahre 1770 wurde bei der Insel Scio fast die ganze türkische Flotte durch russische Brander vernichtet. Schiff auf Schiff flog krachend und flammend in die Luft, das Meer zischte und brausete in der entsetzlichen Gluth; und so schrecklich war das Getöse der auffliegenden Schiffe, daß selbst die europäischen Küsten davon wiederhallten. Im Jahre 1774 kam endlich der Friede von Kutschuk Kainardge, einem Dorfe unweit Silistria, zu Stande. Rußland erhielt in demselben bedeutende Gebietserweiterungen am schwarzen Meere.

Noch größere Vorkehrungen traf Katharina zu einem zweiten Kriege, der mit dem völligen Untergange des türkischen Reiches enden sollte. Sie gewann an dem Kaiser Joseph II. einen kräftigen Bundesgenossen, und beide brachen im Jahre 1787 in die Türkei ein. Die Türken leisteten verzweifelte Gegenwehr, doch waren sie der Uebermacht der verbündeten Russen und Oesterreicher nicht gewachsen. Im Dezember 1789 erstürmte der russische General Suwarow die Festung Ismail, und die ganze Besatzung wurde ein Opfer der Wuth der Sieger. Auch die österreichischen Feldherren, Loudon und Koburg, erfochten herrliche Siege; und vielleicht wären die Türken ganz aus Europa vertrieben worden, hätte nicht die plötzliche Krankheit und der bald darauf erfolgte Tod des Kaisers Joseph den Siegeslauf gehemmt. Katharina, von Oesterreich verlassen und von Schweden mit einem Einfalle bedroht, schloß endlich im Jahre 1792 zu Jassy einen Frieden, in welchem sie sich mit einem türkischen Landstriche zwischen den Flüssen Bug und Dnister begnügen mußte.

Zweite Theilung Polens (1793). — Während aller dieser Unternehmungen hatte die Kaiserin das durch innere Parteien zerrissene Polen nicht aus den Augen verloren. Man hätte wohl erwarten dürfen, daß das große Unglück und Elend, welches ein sonst so biederes Volk durch seine inneren Spaltungen und Par-

teiungen über sich selbst bereits herabgerufen hatte, diesem endlich zu einer ernsten Mahnung und Warnung würde gedient haben. Und anfangs schien sich dieses auch bewähren zu wollen. Im Einverständnisse mit König Friedrich Wilhelm II. von Preußen gab es sich eine neue Verfassung, welche der bisherigen Gesetzlosigkeit und Zwietracht der Stände steuern und eine glücklichere Zukunft herbeiführen sollte. Der Tag, an welchem diese neue Verfassung beschworen wurde — es war der 3. Mai 1791 — war ein Freudentag für Polen. Aber nur von kurzer Dauer war diese Freude. Ein Theil des Adels war doch mit der neuen Verfassung unzufrieden. Dieser trat am 12. Mai 1792 in Targowicz zu einer Conföderation (Verbindung) zusammen, erließ eine feierliche Verwahrung gegen diese Verfassung und rief die russische Kaiserin zum Schutze an. Diese ließ nicht lange auf sich warten. Sie fürchtete ohnehin die gefährlichen Folgen des großen Freiheitschwindels, der sich von Frankreich aus auch über Polen verbreitet hatte, und sie ließ sofort abermals ihre Truppen in Polen einrücken. Von der andern Seite rückten auch die Preußen ein, und beide Nachbarmächte schritten nun zu einer zweiten Theilung des Landes, aus welcher Rußland die Hälfte von Lithauen, Preußen aber das jetzige Südpreußen nebst Danzig und Thorn bekam. Oesterreich betheiligte sich nicht an dieser zweiten Theilung. Dieses vielmehr entfaltete seine ganze Macht an den westlichen Grenzen zum Schutze Deutschlands gegen den schlimmsten Reichsfeind, gegen die Franzosen.

Polens Untergang (1795). — Erst dieses neue Unglück schlang ein engeres Band um Polen. Das ganze Volk erhob sich unter Anführung Kosciusko's zu einem Kampfe der Verzweiflung gegen die eindringenden Heere Rußlands und Preußens. Allein die Kräfte waren zu ungleich. Zwar gingen die Polen, muthig und tapfer wie immer, unter ihrem hochherzigen Führer aus den ersten Gefechten als Sieger hervor; aber am 20. Oktober 1794, in der großen blutigen Schlacht bei Maciejowice, brach ihre letzte Kraft. Der Held Kosciusko sank verwundet vom Pferde und wurde gefangen. Nach diesem Siege erstürmte der russische Anführer Suwarow die Festung Praga, die Vorstadt von War-

schau, in einem höchst mörderischen Kampfe; und nun mußte sich auch Warschau ergeben. Jetzt war Polens Schicksal entschieden, sein Ende gekommen. Jetzt vereinigte sich auch Oesterreich mit diesen beiden Mächten zur Theilung des Ueberrestes des Landes. Rußland erhielt die größere Hälfte desselben; die kleinere wurde unter Oesterreich und Preußen getheilt. Der schwache polnische König Stanislaus Poniatowski lebte noch drei Jahre von einem Jahrgehalte in Petersburg. Kosciusko ward ehrenvoll in Freiheit gesetzt, bereisete dann England, Amerika und zuletzt die Schweiz, wo er im Jahre 1817 sein Leben in ländlicher Stille beschloß.

Die Kaiserin Katharina überlebte den Untergang Polens nur ein Jahr. Ihr verdankt Rußland manche gute Einrichtungen und Verbesserungen. Viele Städte und Kanäle wurden angelegt, öde Wüsten in fruchtbares Erdreich umgeschaffen, Erziehungsanstalten errichtet, die Gesetzgebung verbessert, und viele Mißbräuche in der Staatsverwaltung abgeschafft. Durch solche Segnungen, die sie über das Land verbreitete, löschte sie allmälig das Andenken an ihre früheren Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten aus und erwarb sich in hohem Grade die Achtung und Liebe ihrer Unterthanen.

Gustav III., König von Schweden (1771—1792). — In demselben Maße, in welchem Rußland aus seiner früheren Stellung sich hinaufschwang, sank Schweden von seiner früheren Höhe hinab. Dieses war durch seine vielen Kriege, besonders unter Karl XII. ganz erschöpft und unzufrieden wegen der vielen und leichtsinnig unternommenen Kriege. Daher entwarfen sogleich nach dem Tode Karl's XII. die Reichstände eine Verfassung, durch welche die königliche Macht wesentlich beschränkt wurde, und ihnen das Recht der Entscheidung über Krieg und Frieden, Gesetze und Abgaben zukam. Neben den Reichständen gab es noch einen Reichsrath, der eigentlich die höchste Gewalt ausübte, weil die Reichstände nur selten zusammenkamen. Die beiden ersten Nachfolger Karl's XII., der König Friedrich I. und Adolf Friedrich, ertrugen noch diese Beschränkung; nicht aber des Letzteren Sohn, Gustav III., der im Jahre 1771 seinem Vater in der Regierung folgte. Dieser junge, liebenswürdige Fürst gewann bald die Zu-

neigung und das Vertrauen des Volkes und arbeitete im Stillen an dem Plane, die Gewalt des Adels zu brechen und das königliche Ansehen wieder herzustellen. Er weihete mehrere junge, unternehmungslustige Offiziere in seinen Plan ein, und durch diese ward auch der größte Theil der Besatzung von Stockholm für die Sache des Königes gewonnen. Sein Bruder durchreisete unterdessen die Provinzen, um auch das Volk für den König zu gewinnen.

Als so Alles vorbereitet, und schon von der Besatzung zu Christianstadt dem Reichsrathe der Gehorsam aufgekündigt war, erschien der König des Morgens nach einem Spazierritte auf dem Schlosse, wo der Reichsrath versammelt war, und fing absichtlich einen heftigen Wortwechsel mit einigen Reichsräthen an. Im höchsten Unwillen verließ er das Schloß und ritt nach dem Zeughause, wo die Garde zur Parade stand. Sogleich versammelten sich seine getreuen Offiziere um ihn und begleiteten ihn nach dem Schlosse zurück, wo eben die Wache wechselte, und sowohl die abziehende als auch die aufziehende gegenwärtig war. Der König begab sich mit den Offizieren in die Wachtstube, eröffnete dort seinen Plan und forderte sie zur Unterstützung auf. Nachdem er diese gewonnen hatte, eilte er nach der Parade zurück und gewann auch die dort versammelten Truppen durch kräftigen Zuspruch. Es entstand ein allgemeines Zujauchzen, das vom Volke mit Begeisterung wiederholt wurde. Auch der Magistrat der Stadt trat auf seine Seite und leistete ihm den Eid der Treue. Dann ging er, nachdem er den Schloßhof mit Truppen und Kanonen hatte besetzen lassen, in Begleitung einiger Offiziere in den Reichsrath. Hier schilderte er in einer kraftvollen Rede die Lage des Reiches und die Nothwendigkeit einer Umänderung. Zugleich versicherte er seine gemäßigten Absichten und ließ eine neu entworfene Verfassung vorlesen. Dieselbe wurde von dem erschrockenen Reichsrathe augenblicklich angenommen und durch Unterschrift und Eid bekräftiget.

So endete ohne alles Blutvergießen diese Revolution oder Staatsumwälzung, durch welche die ursprünglichen Rechte des Königes wieder hergestellt wurden. Nach derselben regierte der König noch zwanzig Jahre mit Milde und Weisheit. Allein der

übermüthige Adel konnte den Verlust seiner großen Vorrechte nicht verschmerzen und wurde noch erbitterter, als der König auch Bürgerliche zu solchen Aemtern und Würden aufsteigen ließ, die früher ein ausschließliches Eigenthum des Adels gewesen waren. Endlich entstand eine Verschwörung gegen sein Leben, und der 16. März 1792, an welchem der König gerade einen großen Maskenball im Opernhause gab, ward zur Ausführung des Mordanschlages festgesetzt. Im Gewühle der Masken fiel plötzlich ein Pistolenschuß, und der König sank schwer verwundet zu Boden. Im Augenblicke dieser hochverrätherischen That erhoben die Verschworenen, um im Getümmel zu entkommen, einen Feuerlärm; allein die Wache hielt alle Ausgänge besetzt und drängte die heranwogende Menge in den Saal zurück. Alsbald trat auch der Polizeilieutenant ein und schrieb den Namen eines jeden Anwesenden auf. Dann wurde die Versammlung entlassen, ohne daß man den Thäter ausgemittelt hatte. Man fand aber im Saale zwei Pistolen und einen Dolch. Die Waffenschmiede wurden befragt, ob sie dieselben kennten, und einer von ihnen erklärte, er habe die Pistolen an den Herrn von Ankarström verkauft. Sogleich wurde dieser nebst zwanzig seiner Freunde eingezogen. Er gestand sein Verbrechen ein und erhielt auf dem Schaffote die verdiente Todesstrafe. Die übrigen Mitverschworenen wurden für immer verbannt. Ihnen folgten die Verwünschungen des entrüsteten Volkes, welches um seinen König wie um einen Vater trauerte. Er starb schon am zwölften Tage nach erhaltener Wunde (29. März 1792). Sein Sohn, Gustav IV., wurde nun zum Könige ausgerufen.

Fünfundvierzigster Abschnitt.

Nordamerika. — Gründung einzelner Kolonien daselbst durch die Engländer. — Der nordamerikanische Freiheitskrieg unter Washington und Franklin 1775—1783. — Frankreich, Spanien und Holland verbinden sich mit England. — Im Frieden von Paris 1783 wird die Unabhängigkeit der nordamerikanischen Staaten anerkannt.

Kolonien in Nordamerika. — Der nördliche Theil von Amerika ward erst später von den Europäern angebauet. Bei der ersten Landung schien ihnen die ganze Gegend nur eine große Wild-

niß zu sein, mehr zum Aufenthalte der Thiere als der Menschen geeignet. Dichte, unermeßliche Urwälder, in denen wilde Indianer nach den hier zahlreichen Pelzthieren jagten, und große Sümpfe schreckten die ersten Europäer von diesen rauhen Gegenden zurück, in welchen sie nicht, wie an den schönen Küsten von Mexico und Peru, ihre Lüsternheit nach Gold und Silber befriedigen konnten. Die erste Entdeckung war hier unter dem Könige von England, Heinrich VII., gemacht worden. Dieser schickte den Venetianer Johann Cabot aus, welcher 1496 Neufundland entdeckte. Seit dieser Zeit kamen jährlich viele englische Schiffe des Fischfanges wegen dahin; weiter aber wurde die Entdeckung nicht benutzt. Erst unter der Königin Elisabeth wurden nach und nach die Küstenländer angebauet. Die erste Kolonie wurde hier gegründet von dem Engländer Walter Raleigh und zur Ehre seiner jungfräulichen Königin Virginien (Jungfrauenland) genannt (1585).

Von nun an kamen mit jedem Jahre neue Kolonisten auch von anderen Nationen herüber, größtentheils junge unternehmungslustige Männer, die vor Unmuth ihr Vaterland verließen, um in dem neuen Erdtheile einen Zufluchtsort für religiöse und bürgerliche Freiheit zu gewinnen. Eine Kolonie reihete sich an die andere, unter allen aber blühete am schnellsten Pennsilvanien auf. Der menschenfreundliche Engländer William Penn hatte mit seltener Rechtlichkeit das ihm von der Krone geschenkte Land noch einmal den Indianern abgekauft und hier die Stadt Philadelphia (Bruderliebe) gegründet, die jetzt eine der reichsten und schönsten Städte von Amerika ist. Alle Kolonisten aber, aus welchem Lande und von welcher Religion sie auch waren, erkannten die Engländer als die ursprünglichen Herren des Landes an und waren auch stets von England aus mit mütterlicher Sorgfalt gepflegt und gegen alle Angriffe beschützt worden. Durch großen Kostenaufwand hatte das Mutterland seine Kolonien zu einer so herrlichen Blüthe gebracht, daß die Zahl der Bürger innerhalb hundertfünfzig Jahre schon zu drei Millionen angewachsen war. Es schien daher auch billig, daß sie zur Abtragung der dadurch vergrößerten englischen Nationalschuld steuerten. Allein die Kolonisten weigerten sich dagegen und erklärten, das Mutterland habe durch den ausschließen-

den Handel mit ihnen Vortheil genug. Als desungeachtet das englische Parlament im Jahre 1765 die Stempelacte einführte, nach welcher sie zu allen kaufmännischen und gerichtlichen Verhandlungen Stempelpapier gebrauchen sollten, kam der Unwille zum Ausbruche. In mehreren Städten wurden die Todtenglocken geläutet, in einer sogar ein förmlicher Leichenzug veranstaltet, als würde nun ihr Glück zu Grabe getragen; in anderen kam es selbst zu groben Gewaltthätigkeiten, so daß das englische Parlament es für rathsam hielt, die Stempelacte zurückzunehmen.

Aufstand in Boston (1773). — Durch die ersten gelungenen Versuche wurde der widerstrebende Geist der Kolonisten noch mehr angefeuert. Als im Jahre 1773 die Theeacte erschien, welcher gemäß die Kolonisten für die Einfuhr des Thees eine unbedeutende Steuer entrichten sollten, widersetzten sie sich ebenfalls und kauften ihren Thee lieber um einen weit höheren Preis von ihren Schleichhändlern, die ihn größtentheils aus Holland bezogen. Im Dezember 1773 liefen in den Hafen von Boston drei englische mit Thee beladene Schiffe ein. Die Einwohner verlangten, die Schiffe sollten sogleich, ohne auszuladen, nach England zurückkehren; und da der englische Befehlshaber dieses nicht sogleich zugeben wollte, überfiel ein Haufe verkleideter Bostonianer die Schiffe und warf unter dem Jubel des Volkes 342 Kisten Thee (18,000 Pfund) in's Meer. Dieser Gewaltstreich war die Losung zum Kriege. Der Hafen von Boston wurde von den Engländern gesperrt, die Freiheitsbriefe mehrerer Provinzen vernichtet, worauf im September 1774 alle Provinzen zu einem Congreß zu Philadelphia zusammentraten. Auf diesem wurde jeder Verkehr mit dem Mutterlande aufgehoben, und der Beschluß gefaßt, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Sobald die dreizehn vereinigten Provinzen die kriegerischen Maßregeln der Engländer sahen, erklärten sie sich für einen unabhängigen Staat und stellten Washington an die Spitze ihrer Bewaffnung. Dieser, ein reicher Pflanzer in Virginien, war ein Mann von anerkannter Einsicht und Redlichkeit und lenkte mit seltener Umsicht alle Anstalten der Vertheidigung.

Krieg mit England. — Der Kampf blieb in den vier ersten Jahren ohne Entscheidung. Am 13. Oktober 1777 aber wurde der Muth der Nordamerikaner über alle Erwartungen belohnt. Der englische General Bourgoyne wurde bei Saratoga mit seinem ganzen Heere eingeschlossen und gefangen. Viele junge Franzosen, unter denen der Marquis Lafayette der berühmteste geworden ist, schifften sich nun nach Amerika ein, um an dem Freiheitskampfe Theil zu nehmen. Im Jahre 1778 schickte der Congreß selbst einen seiner größten Staatsmänner, Benjamin Franklin*), nach Frankreich, um diesen Erbfeind Englands zum Bündnisse einzuladen. Der damalige König, Ludwig XVI., nahm das Bündniß an; auch das eifersüchtige Spanien und Holland traten demselben bei und rüsteten sich gegen England. Jetzt entbrannte der Kampf auf allen Meeren; die englische Flagge jedoch bewährte ihren alten Ruhm. Zwar gelang es den Spaniern, die Insel Minorka wieder zu erobern, dagegen mißlang völlig die Belagerung von Gibraltar (1782), welche eine der denkwürdigsten in der Kriegsgeschichte ist. Die Spanier und Franzosen wetteiferten in vereinter Kraft, um die Felsenfestung den Engländern zu entreißen. Während ein starkes Heer sie von der Landseite einschloß, rückten von der Seeseite schwimmende Batterien, eine Erfindung des Franzosen Arçons, gegen die thurmhohen Felswände an. Elliot aber, der Befehlshaber der Festung, wußte dem fürchterlichen Angriffe eine eben so fürchterliche Vertheidigung entgegenzustellen. Mit glühenden Kugeln, die er in Masse schleuderte, zündete er die feindlichen Batterien an, so daß die Hälfte der Mannschaft entweder ein Raub der Flammen, oder der Wellen wurde. Nur ein geringer Theil rettete sich von diesem mißlungenen Unternehmen.

*) Franklin, der Sohn eines Seifensieders zu Boston, war einer der größten Staatsmänner damaliger Zeit, der durch Schriften voll Kühnheit und Feuer seine Mitbürger fortwährend für die Sache der Freiheit begeisterte. Besonders ist sein Name durch die Erfindung des Blitzableiters (1749) in der ganzen Welt berühmt geworden. Als er im Jahre 1778 wegen Abschließung eines Bündnisses mit Frankreich nach Paris kam, gerieth die ganze Stadt in freudige Bewegung; Jeder wollte den berühmten Amerikaner sehen. Er wurde auch zum Mitgliede der französischen Academie aufgenommen und von dem gelehrten d'Alembert mit dem eben so schönen als wahren Verse in die Versammlung geführt: „Eripuit coelo fulmen sceptrumque tyrannis!“ d. i.: dem Himmel entriß er den Blitz, den Tyrannen das Scepter.

Friede zu Paris (1783). — **Nordamerika frei.** — In Nordamerika wurde unterdessen zwischen den Engländern und Nordamerikanern mit abwechselndem Glücke gekämpft. Endlich im Jahre 1781, gelang es Washington, den englischen General Cornwallis bei Yorktown einzuschließen und ihn mit seinem ganzen Heere gefangen zu nehmen. Diese Niederlage entschied über Amerikas Schicksal. Nach acht blutigen Jahren kam endlich, unter Vermittelung des Kaisers Joseph II. und der Kaiserin Katharina II. von Rußland, der Friede zu Paris (1783*) glücklich zu Stande. In diesem ward die Unabhängigkeit der nordamerikanischen Freistaaten anerkannt, und Minorka Spanien überlassen.

Seit jenem Frieden hat der junge nordamerikanische Freistaat so staunenswerthe Fortschritte sowohl in der Bevölkerung, als auch im Wohlstande gemacht, wie kein anderer Staat weder im Alterthume noch in neuerer Zeit; und mit jedem Jahre nimmt die Bevölkerung zu. Anfangs bestand er nur aus dreizehn Provinzen, jetzt ist ihre Zahl schon zu einunddreißig herangewachsen. Ein Generalcongreß, zu welchem jede Provinz ihre Abgeordneten schickt, beräth das Wohl des ganzen Bundesstaates. Dieser Congreß besteht aus dem Senate und dem Hause der Repräsentanten oder Volksvertreter. Ein Präsident, der alle vier Jahre neu gewählt wird, steht an der Spitze. Diese neue Verfassung wurde 1787 zu Philadelphia gegründet, und Washington einstimmig zum ersten Präsidenten ernannt. Zur Ehre dieses Freiheitshelden wurde auch die Stadt Washington gegründet und zur Hauptstadt des ganzen Freistaates und zum Versammlungsorte des Congresses erhoben.

---

*) In dieses Jahr fällt die Erfindung der Kunst, vermittelst eines Ballons in die Luft zu steigen und in derselben gleichsam herumzuschwimmen. Die Gebrüder Montgolfier in Frankreich kamen zuerst auf den Gedanken, große papierne Ballons zu verfertigen und die darin befindliche Luft so zu verdünnen, daß dieselben von der äußeren Luft in die Höhe getrieben wurden. Im Jahre 1783 verfertigten sie den ersten großen Ballon, und noch in demselben Jahre machte der Physiker Rozier eine Luftreise. Nach den Erfindern nannte man die papiernen Ballons Montgolfieren. Bald verfertigten die Franzosen ähnliche Maschinen aus Taffet, die sie mit einem Lederharzfirnisse überzogen und mit Wasserstoffgase füllten. Unter allen Luftschiffern hat sich nachher Blanchard am berühmtesten gemacht, der in seinem Leben 61 Luftreisen unternahm.

Vierter Theil.

Die Geschichte der neuesten Zeit

von

der französischen Revolution bis zum Congreß zu Wien.

(Von 1789 bis 1815.)

Sechsundvierzigster Abschnitt.

Vom Ausbruche der französischen Revolution bis zur Errichtung der französischen Republik, von 1789 bis 1792. — Ursachen der Revolution; Berufung der Nationalversammlung. — Ausbruch der Revolution 1789; Sturm der Bastille. — Zug nach Versailles 1789. Das Bundesfest 1790. — Flucht und Gefangennehmung des Königes 1791; seine Absetzung 1792. — Der Nationalconvent.

Ursachen der Revolution. — Zu Anfange dieser in der Geschichte ewig denkwürdigen Epoche hatten die meisten europäischen Staaten, insbesondere aber Frankreich, eine mehr künstliche, als natürliche Festigkeit. Viele Mißbräuche aus den Zeiten des Mittelalters waren stehen geblieben, die bei den veränderten Verhältnissen und bei der gesteigerten Aufklärung der neueren Zeit endlich nothwendig zusammenstürzen mußten. Der Adel besaß noch immer seine großen Vorrechte, ohne die Verpflichtungen ferner zu erfüllen, unter denen er sie früher erlangt hatte. Die einträglichsten Aemter des Staates, die reichsten Pfründen waren in seinem ausschließlichen Besitze; nicht Verdienst, sondern Geburt gab Ansprüche zu denselben. Dazu waren gerade die reichsten Grundbesitzer von allen Abgaben frei, die der Bürger- und Bauernstand allein aufbringen mußte. Ja, es schien fast, als seien diese zu keinem andern Zwecke da, als durch Schweiß zu erringen, was jene muthwillig vergeudeten. Denn während der hohe Adel mit dem

Hofe in Paris und Versailles große Summen leichtsinnig verpraßte, erlagen die Bürger und Bauern in den Provinzen fast dem Drucke der Abgaben. Die Leiden des Volkes wurden noch erhöhet durch die Erpressungen der Generalpächter, welche die Abgaben mit einer Härte und Grausamkeit eintrieben, die alle Vorstellung übersteigt. Daher kam es, daß Unzufriedenheit mit der bestehenden Verfassung, und Sehnsucht nach Freiheit und Gleichheit immer allgemeiner wurden. Die Hauptschriftsteller der französischen Nation vertheidigten in ihren Schriften die Rechte des Volkes und wiesen zur Rechtfertigung der Freiheit und Gleichheit aller Menschen auf die Uranfänge der menschlichen Gesellschaft zurück. Ihre Lehre schien durch die Unabhängigkeit Nordamerikas ihre Bestätigung erhalten zu haben.

Zu diesen allgemeinen Ursachen der Unzufriedenheit und Gährung unter dem Volke kamen noch besondere. Ludwig XVI., der seit 1774 über Frankreich herrschte und mit Maria Antoinette, der Tochter der Kaiserin Maria Theresia, vermählt war, hatte von seinen nächsten Vorgängern in der Regierung, dem kriegeslustigen Ludwig XIV. und dem schwachen Ludwig XV., eine ungeheure Schuldenlast geerbt, welche sich durch die Theilnahme am nordamerikanischen Kriege und durch die Unordnung im Staatshaushalte so gesteigert hatte, daß der öffentliche Credit vollends sank. Der edele König selbst führte mitten unter den Verschwendungen seines Hofes das einfachste Leben und suchte dem Volke die schweren Abgaben zu verringern. Da es ihm aber an Kraft und Strenge fehlte, der Zerrüttung des Staatswesens entgegenzutreten, so sah er sich endlich genöthigt, dem Rathe seines berühmten Finanzministers, Necker aus Genf, zu folgen und die Reichstände zu berufen, um mit denselben die Mittel zu berathen, dem sinkenden Staate wieder aufzuhelfen. Necker, der die Absicht hatte, die Staatsschulden durch den Adel und die Geistlichkeit zu decken und dem dritten Stande das Uebergewicht zu verschaffen, ließ 308 Deputirte oder Abgeordnete von der Geistlichkeit, 285 vom Adel und 621 vom dritten Stande wählen; und am 5. Mai 1789 wurde die Nationalversammlung zu Versailles unter großer Feierlichkeit vom Könige selbst eröffnet.

Ausbruch der Revolution (1789). — Sturm der Bastille. — Gleich in den ersten Sitzungen gerieth der dritte Stand mit den beiden anderen bevorrechteten Ständen in einen heftigen Streit. Jener forderte nämlich, daß nicht mehr wie sonst nach drei Kammern gestimmt werde, weil dadurch der Adel und die Geistlichkeit offenbar das Uebergewicht hätten, sondern nach Köpfen. Da aber der Adel und die Geistlichkeit sich dagegen weigerten, so erklärte sich am 17. Juni der dritte Stand, unter dem Jubel des Volkes, allein für die Versammlung der Nation und rechnete bei der Anmaßung einer solchen Macht auf die Unterstützung des größten Theiles der Nation, dessen Vertreter er war. Mehrere Abgeordnete von dem Adel und der Geistlichkeit traten sogleich zum dritten Stande (tiers état) über und fingen nun ihre Sitzungen mit wesentlichen Veränderungen in der bisherigen Verfassung an. Vergebens ließ der König den Saal schließen; die Versammlung erklärte sich in einem anderen Gebäude für unverletzlich. Sofort schickte der König seinen Groß-Ceremonien-Meister in die Nationalversammlung, mit dem Befehle, unverzüglich auseinander zu gehen. Da erhob sich in derselben der Graf Mirabeau und rief dem königlichen Abgeordneten mit verwegenem Trotze zu: „Geh' und sage denen, die dich schickten, daß wir hier auf den Willen des Volkes versammelt sind, und daß wir nur der Gewalt der Bajonnete weichen werden!“ Der König erschrak! Statt zu gewaltsamen Maßregeln zu schreiten, um das entwürdigte Ansehen des Thrones wieder herzustellen, gab er selbst dem Adel und der Geistlichkeit den Befehl, sich mit dem dritten Stande zu vereinigen. Jetzt war die Revolution entschieden. Das Volk fing bereits an, eine drohende Stellung anzunehmen, so daß der König in gerechter Besorgniß ein Heer von 50,000 Mann um Paris zusammenzog und Necker, den Abgott des Volkes, aus dem Reiche verwies. Da aber gerieth die ganze unermeßliche Stadt in Aufruhr. Die Sturmglocken ertönten, das Volk sammelte sich auf allen Plätzen und Straßen, erbrach die Zeughäuser und zog bewaffnet gegen die Bastille, das ihm längst verhaßte Staatsgefängniß. Dieselbe ward erstürmt und dem Boden gleich gemacht. Dies geschah am 14. Juli 1789 und war der Anfang der großen französischen Staatsumwälzung.

Um den gewaltigen Sturm der Volkswuth zu beschwichtigen, hatte der König die Schwäche, das Heer schnell aus der Nähe von Paris zu entfernen und Necker zurückzurufen. Das Volk sah nun, daß man dem Könige Alles abtrotzen könne und setzte von nun an seiner Verwegenheit keine Grenze mehr. Ganze Haufen des nichtswürdigsten und boshaftesten Gesindels strömten aus allen Gegenden nach Paris zusammen, um hier mit den Aufrührern gemeinsame Sache zu machen. Wie in Paris, so wurden in allen Städten die bisherigen Magistrate durch neue ersetzt, und eine besondere Bürgermiliz, Nationalgarde, errichtet. Sie trug als Abzeichen der Revolution dreifarbige Kokarden: roth und blau, die Farben der Stadt Paris, und weiß, die Farbe des Reiches.

Unterdessen erklärte die Nationalversammlung, statt auf Tilgung der Schulden zu denken, „die Rechte der Menschen"; und in der ewig denkwürdigen Nacht vom dritten auf den vierten August wurde auf einmal aller Unterschied der Stände aufgehoben, und Freiheit und Gleichheit der Rechte und Pflichten aller Franzosen festgesetzt. Die höchste Gewalt legte sie sich selbst als Stellvertreterin des Volkes bei und ließ dem Könige nur das Recht, ihren Beschlüssen seine Genehmigung zu verweigern. Aus Liebe zur Ruhe und Ordnung genehmigte der König alle Beschlüsse, welche die Versammlung in jener Nacht gefaßt hatte; das Volk aber durchbrach im wilden Taumel der neuen Freiheit jede Grenze der Ordnung und des Gesetzes. Viele ihm verhaßte Männer wurden auf öffentlicher Straße niedergemacht. „An die Laterne!" war das gewöhnliche Mordgeschrei, unter welchem sie ihre Opfer fortschleppten und an Laternenpfählen aufhingen. „Freiheit und Gleichheit!" war die Losung. Mit dem Triumphgeheule; „Krieg den Palästen, Friede den Hütten!" zogen bewaffnete Banden durch das Reich und plünderten und mordeten und sengten. Bei der immer wachsenden Gefahr verließen Mehrere vom Hofe das Reich, unter ihnen der Graf Artois und der Prinz Condé. Viele Edelleute und Geistliche folgten ihrem Beispiele, und der unglückliche König blieb nunmehr allein schutz- und rathlos in dem brausenden Sturme zurück, preisgegeben der Wuth des empörten Volkes.

Zug nach Versailles. — Am 5. Oktober 1789 brach in Paris ein neuer Tumult, als Folge einer großen Brodtheuerung aus, ein Tumult, der alle übrigen an Gräßlichkeit überbot. Ein roher Haufe Weiber, unter denen die Fischweiber, die sogenannten Damen der Halle, die Hauptrolle spielten, zog mit dem Schrei: „Brod! Brod! — Nach Versailles! Nach Versailles!" durch die hungernde Hauptstadt. Männer, als Weiber verkleidet, schlossen sich dem Gesindel an. Das Rathhaus wurde erstürmt, Waffen und Kanonen von den wüthenden Weibern fortgeführt. Lafayette, derselbe, welcher an dem nordamerikanischen Freiheitskriege so thätigen Antheil genommen hatte und jetzt Befehlshaber der Nationalgarde war, gab dieser den Befehl, das Gesindel auseinander zu treiben. „Wir fechten nicht gegen verhungerte Weiber!" rief die Garde und forderte ihn auf, auch sie nach Versailles zu führen. Um größeres Unglück zu verhüten, mußte der Führer nachgeben. Schon gegen Mittag langte der Vortrab der Weiber mit ihren männlichen Alliirten unter Gesang und Trommelschlag in Versailles an. Ihr erster Besuch galt der Nationalversammlung. Ein elender Mensch, Maillard, den bloßen Säbel schwingend, mit einem Weibe neben sich, welches an einer langen Stange eine Trommel trug, rief in die Versammlung hinein: „Wir haben kein Brod, wir wissen, der König und seine Minister sind Verräther; aber der Arm des Volkes ist erhoben, sie zu zerschmettern! Darauf drang die ganze Rotte der Weiber tobend und lärmend in den Sitzungssaal und mischte sich unter die Deputirten. Vergebens suchten diese, sie zu beruhigen; der Präsident selbst führte einige Weiber in's Schloß zum Könige. Dieser gab ihnen die gütigsten Versprechungen; und nun lagerten sich die Weiber wie Soldaten auf dem großen Paradeplatze, zündeten Feuer an und tranken und sangen in die Wette.

Gegen Mitternacht traf auch die pariser Nationalgarde ein. Der brave Lafayette, welcher zwar ein Freund der Freiheit, aber voll Redlichkeit und Ehrliebe war, hatte zuvor seine Truppen schwören lassen, dem Könige treu zu bleiben und vor seiner Wohnung Achtung zu haben. Er ging dann selbst in's Schloß zur bestürzten königlichen Familie und verbürgte sich für die Aufrechthaltung der Ordnung.

Kaum grauete der Morgen des 6. Oktobers, als eine Bande der Aufrührer heimlich in das Innere des Schlosses drang, die wachthabenden Grenadiere niederstieß und über die blutenden Leichname sich einen Weg bahnte nach dem Schlafgemache der Königin. Durch den Lärm aufgeweckt entfloh diese schnell durch einen geheimen Gang nach dem Zimmer des Königes, und die wüthend hereinbrechenden Mörder durchstachen das verlassene Bett mit Piken und Schwertern. Die Leibgarde aber nahm die königliche Familie in Schutz und trieb die Mörder aus dem Schlosse. Nun wandte sich die ganze Wuth des Volkshaufens gegen die Garde. Während des Mordgewühles unten erschien der König auf dem Balkon und rief mit ausgestreckten Armen: „Gnade für meine Leibgarde!“ — „Hoch lebe der König!“ war die Antwort der augenblicklich gerührten Menge, und sie schleppte einige Gardisten herbei und umarmte sie vor den Augen des Königes. „Die Königin! die Königin!“ schrie dann die Menge. Mit sichtbarer Angst trat die unglückliche Königin auf den Balkon; an jeder Hand führte sie eines ihrer Kinder. „Fort mit den Kindern!“ schrie man ihr von unten zu. Sie führte sie zurück, und nun stand die erhabene Frau allein auf dem Balkon, mit bethränten Augen und gefaltenen Händen. Die stille Majestät der wehrlos dastehenden Frau gab der Leidenschaft des Volkes eine plötzliche Richtung. Begeistert rief der ganze Haufe: „Hoch lebe die Königin!“ Der König wurde noch einmal verlangt, und ihm entgegen hallte das tausendstimmige Geschrei: „Nach Paris! nach Paris!“ Der geängstigte König gab nach und fuhr mit seiner Familie in der Mitte des aufrührerischen Haufens nach Paris. Vor dem Zuge her wurden die blutigen Köpfe der gemetzelten Leibgarden als Siegestrophäen auf hohen Stangen getragen. Berauschte Männer und Weiber trugen Brod und Fleisch auf Piken und Bajonneten. Einige grinzten nach dem Wagen hin und stießen Verwünschungen und Drohungen gegen die königliche Familie aus, andere heulten Triumphgesänge, noch andere schrien der entgegenströmenden Menschenmasse zu: „Da bringen wir Euch den Bäckermeister sammt Frau und Lehrjungen!“ — als ob die Ankunft der unglücklichen machtberaubten Familie die Brodtheurung in Paris würde heben können. Erst nach sechs Stunden der Schmach und Angst langte der König in Paris an.

Ueber dreihundert Abgeordnete verließen sogleich die Nationalversammlung, weil sie mit den Mördern des 6. Oktobers keine Gemeinschaft mehr haben wollten; die übrigen folgten dem Könige nach Paris, wo sie am 9. Oktober ihre Sitzungen wieder eröffneten. Was von der alten Verfassung noch übrig war, wurde mit stürmender Hand niedergerissen. Die Güter der Geistlichkeit und der Krone wurden für Nationaleigenthum erklärt und verkauft, alle Klostergelübde und Mönchsorden aufgehoben, die Oeffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen eingeführt, und Frankreich in drei und achtzig Departements oder Bezirke mit ganz neuen Namen und Grenzen eingetheilt, wodurch alle Vorrechte einzelner Provinzen vernichtet wurden. Der König wurde auf ein Jahrgehalt gesetzt, der gesammte Erbadel abgeschafft, und mit ihm Alles, was an Auszeichnung oder Unterwürfigkeit erinnern konnte. In Paris entstanden Klubs oder Vereine gleichgesinnter Deputirten, die vorher das besprachen, was sie in der Nationalversammlung durchsetzen wollten. Der stärkste und wüthendste, welcher alles Bestehende über den Haufen zu werfen suchte, war der Klub der Deputirten von Bretagne im alten Jakobiner-Kloster, daher der Jakobiner-Klub genannt. Dieser hatte einen großen Anhang, der bei der Nationalversammluug regelmäßig die Gallerie besetzte. Durch Zujauchzen und Händeklatschen bezeigte er den ungestümsten Rednern seiner Partei lärmenden Beifall; dagegen zischte und pfiff er die Redner der gemäßigteren Partei aus, gerade als sei hier die Verhandlung über das Wohl und Wehe eines ganzen Volkes zur Komödie geworden!

Das Bundesfest am 14. Juli 1790. — Unter solchen Neuerungen war der 14. Juli, der Jahrestag der Zerstöruug der Bastille, erschienen. Das Andenken an diese erfolgreiche That ward Veranlassung zu einem großen Bundesfeste, welches auf dem Marsfelde, einem geräumigen Platze am westlichen Ende von Paris, feierlich begangen wurde. Am Eingange stand ein schön geschmückter Triumphbogen; in der Mitte des Marsfeldes erhob sich ein hoher Altar, der Altar des Vaterlandes; diesem gegenüber die Gallerie, auf welcher der König, die Nationalversammlung und die Abgeordneten der Departements ihren Sitz hatten.

Talleyrand, der Bischof von Autun, hielt das Hochamt und segnete die Fahnen der Departements ein. Unter Freudenschüssen und Festgeläute schwuren im Angesichte des Himmels die Bürgersoldaten, die Nationalversammlung, der König und die Abgeordneten der ganzen Nation Gehorsam den Gesetzen, und Alle umarmten sich in trunkener Freude als Brüder. Es war ein schöner, herzerhebender Augenblick. Ein Band allgemeiner Verbrüderung schien König und Volk wie eine einzige große Familie wieder zu umschlingen und dem gebeugten Lande eine schönere Zukunft zu versprechen.

Flucht und Gefangennehmung des Königes am 21. Juni 1791. — Aber bald zeigte es sich, wie locker das Band ist, welches nur plötzliche Rührung knüpft. Die Jakobiner gingen in ihren Gewaltstreichen immer weiter und erlaubten sich sogar grobe Schmähungen gegen den König und seine Familie. Am 18. April 1791 wollte dieser nach seinem nahegelegenen Schlosse St. Cloud fahren, um dort, seiner Gewohnheit gemäß, das Osterfest zu feiern. Das Volk aber widersetzte sich mit Gewalt der Abfahrt, und der König mit seiner Familie mußte beschimpft wieder aus dem Wagen steigen und in's Schloß zurückkehren. Dieser Vorfall brachte den König zu dem verzweifelten Entschlusse, sich mit seiner Familie durch die Flucht zu retten. Allein er ward unweit der Grenze von dem Postmeister Drouet zu St. Menehould erkannt und durch ihn zu Varennes am 21. Juni 1791 angehalten. Die Sturmglocke rief das Volk zusammen, und der unglückliche König wurde als Gefangener nach Paris gebracht, umringt von zürnenden Pöbelhaufen und Nationalgarden, vor deren Beleidigungen die drei ihn begleitenden Deputirten keinen genügenden Schutz gaben.

Absetzung des Königes am 10. August 1792. — Im September 1791 war die neue Constitution oder Verfassung vollendet. Der König, welcher voraussah, daß jeder Widerspruch vergeblich sein würde, nahm sie in der ihm übergebenen Form an und beschwur sie. An die Stelle der constituirenden Versammlung trat nun eine neue, die gesetzgebende, welche dazu bestimmt war, die Gesetze des Landes abzufassen. Unter den Mitgliedern dieser

Versammlung ragten besonders die Deputirten des Departements der Gironde, die sogenannten Girondisten, hervor, deren Absicht es war, den Königsthron allmälig zu stürzen und auf den Trümmern desselben eine Republik zu gründen. Aber auch die wildesten Jakobiner gehörten zu denselben, die den Thron nicht allmälig, sondern rasch, durch gewaltsame Mittel, zu stürzen trachteten; und so groß auch die Feindschaft unter den einzelnen Parteien war, in dem Hasse gegen die königliche Regierung kamen sie sich alle gleich. Selbst die ersten Stellen des Staates kamen in die Hände der Jakobiner; und die gemäßigteren Männer zogen sich allmälig von dem Tummelplatze der wildesten Leidenschaften zurück. Schreckensmänner, wie Robespierre, Marat, Danton, Manuel, Pethion, verübten in dieser Zeit Gräuel, vor denen das menschliche Gefühl zurückschaudert. Diese Bösewichter verbanden sich mit dem rohesten Pöbel zum Schutz und Trutz. Sie suchten unter dessen Beistande Reichthum und Macht zu erobern, während sie das verrathene Vaterland mit Füßen traten. Rohheit galt für Patriotismus, Mäßigung für Unlauterkeit. Die Pöbelherrschaft brach herein mit allen Schrecken. Man brauchte nur recht zerlumpt einherzugehen, um für einen ächten Freund der Freiheit zu gelten. Dieses verworfene Gesindel erhielt den Namen Sanscülotten (Ohnehosen) und legte ihn sich selbst als einen Ehrentitel bei. Die Auswanderung der besser gesinnten Franzosen aber nahm immer zu.

Die neue Versammlung faßte den Beschluß, daß alle Ausgewanderten, die nicht innerhalb einer bestimmten Frist zurückkehrten, des Todes schuldig und ihrer Güter verlustig seien, daß alle Geistlichen, welche die neue Verfassung nicht beschwören würden, nicht nur ihre Aemter verlieren, sondern auch als Empörer und Verräther der Nation hingerichtet werden sollten. Als der König sich weigerte, derartigen harten Bestimmungen seine Zustimmung zu geben; beschlossen die Jakobiner, sie durch einen Volksaufstand zu erzwingen und theilten unter den Pöbel der berüchtigtsten Vorstädte Piken aus. Am 20. Juni 1792 drang ein Haufe unter Anführung des Bierbrauers Santerre tobend und lärmend in das Schloß des Königes. Die Thüre seines Zimmers ward einge=

stoßen, und die bewaffnete Rotte drang ein. Unerschüttert trat der König derselben entgegen und nahm ruhig ihre Schmähungen hin. Ein elender Mensch warf ihm seine rothe Jakobinermütze zu; der König setzte sie gelassen auf; ein anderer reichte ihm seine Flasche hin und gebot ihm, auf das Wohl der Nation zu trinken; auch das that der König. Endlich erschienen Abgeordnete aus der Nationalversammlung und machten diesen empörenden Gräueln ein Ende. „Das arme und tugendhafte Volk," wie Robespierre es mit heuchlerischem Mitleide zu nennen pflegte, zog sich für dieses Mal ohne blutbefleckte Piken zurück, nicht wenig erstaunt, daß es zu weiter nichts sollte berufen gewesen sein. Der Maire Pethion lobte es noch insbesondere wegen der „Weisheit und Würde", mit welcher es dem Könige seine Wünsche überbracht hätte!

Dieser mißlungene Versuch steigerte noch mehr die Wuth der Jakobiner und vermochte sie zu dem Entschlusse, durch einen neuen Aufstand den König entweder zu morden oder wenigstens abzusetzen. Zu dem Ende hatten sie noch einen Haufen nichtswürdigen Gesindels aus Marseille und der Umgegend verschrieben, die unter dem Namen der Föderirten oder Verbündeten am 30. Juli in Paris eintrafen. Am 10. August 1792 brach der Aufstand aus; das Geläute der Sturmglocke war das Signal zu demselben. Das Gesindel der Vorstädte mit den Föderirten wälzte sich wieder tobend und lärmend nach dem königlichen Schlosse hin. Sogleich traten die Schweizergarden in's Gewehr, und nun begann auf dem Schloßplatze ein mörderischer Kampf. Während dessen eilte Röderer, einer aus dem Magistrate, zum Könige und rieth ihm, schnell in die Nationalversammlung zu fliehen, weil sein Leben in Gefahr sei. Die Königin aber widersetzte sich mit Heftigkeit diesem Rathe. Da wandte sich Röderer an sie mit den ergreifenden Worten: „Madame, die Augenblicke sind kostbar; noch eine Minute, noch eine Sekunde, und ich kann nicht mehr für ihr Leben stehen!" Die Königin entfärbte sich und sprach sichtbar bewegt: „So sei es denn; wir wollen auch dieses letzte Opfer bringen!" Unter den heftigsten Verwünschungen und Drohungen des Pöbels, der wiederholt schrie: „Nieder mit dem Tyrannen! Nieder mit dem Viel-

fraße, der jährlich 25 Millionen verschlingt!" langten die erlauchten Flüchtlinge bleich und entstellt in der Nationalversammlung an. Beim Eintritte sagte der König mit Würde: „Ich bin hieher gekommen, um Frankreich ein großes Verbrechen zu ersparen, und ich hoffe, nirgends sicherer zu sein, als in Ihrer Mitte, meine Herren!" Man empfing ihn kalt und wies ihn mit seiner Familie nach oben in die Loge des Zeitungsschreibers. Dort mußte er hören, wie unten die Versammlung über seine Absetzung berathschlagte.

Der Nationalconvent (1792). — Unterdessen hatte der Pöbel fast die ganze Schweizergarde niedergemetzelt und stürzte jetzt, das Gesicht von Pulver geschwärzt und die Hände mit Blut besudelt, in die Nationalversammlung, mit der Forderung, den König abzusetzen. Die Versammlung erschrak und faßte eiligst den Beschluß ab, es solle durch das Volk ein Nationalconvent gewählt werden; denn das Königthum tauge nicht mehr für Frankreich. Der König wurde deshalb vorläufig seiner Würde verlustig erklärt und wie ein Missethäter mit seiner Familie nach dem Tempel, einem alten Gefängnißthurme, gebracht. Am 21. September 1792 wurde der Nationalconvent errichtet, welcher die erste Constitution und die Königswürde zugleich aufhob, Frankreich, die älteste christliche Monarchie, für eine Republik erklärte und hiemit eine neue Zeitrechnung, nämlich vom Jahre 1 der französischen Republik (vom 22. September 1792 ab) in Verbindung brachte. Auch die Monate erhielten andere Namen. Die Benennung Herr und Frau wurde aufgehoben; alle Franzosen, ohne Unterschied des Ranges und Standes, sollten bloß Bürger und Bürgerinnen heißen. Mit der Abschaffung des Königthumes wurden alle Wappen und Bildsäulen der Könige vom Pöbel zertrümmert; selbst die königlichen Gräber zu St. Denis, unweit der Hauptstadt, wurden aufgewühlt, die Leichname aus den Särgen gerissen, ihre Gebeine zerstreuet. Nichts sollte an die frühere Zeit des Königthumes erinnern. Dann forderte die Partei der Wüthenden die Vernichtung des letzten Ueberrestes, das Blut des abgesetzten Königes und seiner Familie.

Siebenundvierzigster Abschnitt.

Von der französischen Republik bis zur Errichtung des Directorium, von 1792 bis 1795. — Krieg gegen Oesterreich und Preußen 1792. — Hinrichtung des Königes am 21. Januar 1793. — Schreckenszeit in Frankreich. — Siegreiche Fortschritte der Republik.

Krieg gegen Oesterreich und Preußen (1792). — Die Lage des unglücklichen Königes erregte das Mitleid und die Besorgniß aller übrigen Monarchen, besonders des Kaisers Leopold II., der durch so enge Familienbande mit ihm verbunden war. Ihr Eifer wurde noch mehr entflammt durch die Bitten und Vorstellungen der ausgewanderten französischen Prinzen, die zu Coblenz ihr Hoflager hatten und dort die Ausgewanderten unter ihren Fahnen vereinigten. Statt durch kluge Mäßigung dem Kriege vorzubeugen, that der Nationalconvent gerade Alles, ihn herbeizuführen. Er zog alle Besitzungen ein, welche deutsche Fürsten im Elsaß und Lothringen hatten, und zwang sogar den König, seinem Schwager Leopold, der sich für ihn rüstete, den Krieg zu erklären. Als diese Kriegeserklärung, welche am 20. April 1792 erlassen wurde, nach Wien kam, war Leopold eben gestorben. Ihm folgte sein Sohn, Franz II., welcher in Verbindung mit dem Könige von Preußen, Friedrich Wilhelm II., den Krieg eröffnete. Beide ahneten wohl nicht, daß dieser Krieg, den sie mehr für einen raschen Triumphzug hielten, mit geringer Unterbrechung bis 1815 dauern und das Glück zahlloser Familien untergraben würde.

Unter der Anführung des Herzoges von Braunschweig rückte ein preußisches Heer, von zwanzigtausend ausgewanderten Franzosen verstärkt, unter fürchterlichen Drohungen durch das Erzstift Trier in Lothringen ein, nachdem vorher schon die Feindseligkeiten an den Grenzen der österreichischen Niederlande zwischen den Franzosen und Oesterreichern ihren Anfang genommen hatten. Die Verbündeten eroberten die Festungen Longwy und Verdun und drangen siegend in die Champagne ein. Da gerieth ganz Paris in Bewegung und war mehrere Tage der Schauplatz schrecklicher Mordscenen. Alles griff zu den Waffen. Bei St. Menehould hemmte der französische General Dumouriez die siegreichen Fortschritte der Preußen und nöthigte sie zu einem höchst unglücklichen Rückzuge. Derselbe General schlug auch die Oesterreicher bei Je-

mappes, unweit Mons, so entscheidend, daß sie die Niederlande räumen mußten. Unterdessen rückte ein anderes französisches Heer unter dem General Custine von Landau her auf einer von Truppen entblößten Seite in Deutschland und nahm Speier, Worms und Mainz fast ohne Schwertstreich. Ueberall suchten die Franzosen die bisherige Verfassung aufzulösen und die ihrige einzuführen. Dies geschah auch in dem schnell von ihnen eingenommenen Herzogthume Savoyen.

Hinrichtung des Königes am 21. Januar 1793. — Durch diese Siege noch tollkühner gemacht und gleichsam den Drohungen der Verbündeten zum Hohne, beschloß der Nationalconvent, der aus den wüthendsten Jakobinern bestand, Ludwig's Tod. Der nach dem Blute seines Königes lechzende Robespierre schrie: schon die einzige Thatsache, daß Ludwig König gewesen, sei ein hinlängliches Verbrechen, welches augenblickliche Hinrichtung verdiene. Der unschuldige König wurde des heimlichen Einverständnisses mit den Feinden angeklagt, zur Verantwortung vor den Nationalconvent geladen und zum Tode verurtheilt. Am 21. Januar 1793, des Morgens 10 Uhr, ward er als ein gemeiner Verbrecher durch die Guillotine*) öffentlich enthauptet. Einer der Henkersknechte hob das gefallene Haupt triumphirend empor und zeigte es dem Volke, während von allen Seiten das Gebrüll: „Es lebe die Nation! Es lebe die Freiheit!" ertönte. Hüte und Mützen flogen in die Höhe, und singend tanzte der Pöbel um das Blutgerüst. Der besser gesinnte Franzose aber verbarg, aus Angst vor jener Rotte, seinen Schmerz in stiller Brust.

Man konnte nicht erwarten, daß die Königin ihren Gemahl lange überleben würde; denn sie war noch mehr, als er, beim Pöbel verhaßt. Am 16. Oktober 1793 wurde auch sie wie eine gemeine Verbrecherin nach dem Richtplatze geführt und enthauptet. Dasselbe Schicksal hatte am 10. Mai 1794 Ludwig's tugendhafte Schwester, die Prinzessin Elisabeth. Mit der Ruhe einer Heiligen

*) Die Guillotine oder das Fallbeil ist der Maschine ähnlich, mit welcher man bei uns Pfähle einzurammen pflegt. An dem herabfallenden Klotze sitzt ein scharfes Beil, welches dem unten liegenden Unglücklichen in einem Augenblicke den Kopf abschneidet. Sie führt den Namen von ihrem Erfinder oder vielmehr Vervollkommner, dem Arzte Guillotin.

stand sie am Fuße des Schaffots, wartend, bis fünfundzwanzig andere vor ihr hingerichtet waren. Dann empfing auch sie, mit gleicher Ergebung in den Willen Gottes, den Todesstreich. Das traurigste Loos aber traf den kleinen Dauphin. Das unschuldige Kind, nicht einmal einer Beleidigung fähig, war schon früh den Armen seiner Eltern entrissen und dem verworfensten Bösewichte übergeben worden, den die Gemeinde von Paris unter der Rotte der Jakobiner finden konnte. Simon hieß dieser Elende, ein Schuster, der, als man ihm das Kind gab, mit grinzender Miene fragte: „Und was ist beschlossen über den jungen Wolf? — Er wurde zum Hochmuthe erzogen, ich aber werde ihn schon mürbe machen!“ Durch eine Reihe der gröbsten Mißhandlungen führte er das zarte Kind einem Tode zu, gegen welchen gewöhnlicher Mord eine Handlung des Mitleides ist. In Folge der erlittenen Mißhandlungen starb der Prinz am 8. Juni 1795, erst acht Jahre alt. Glücklicher war Ludwig's Tochter, der einzige noch übrige Sprößling dieser unglücklichen Familie. Sie wurde am 19. Dezember 1795, gerade an ihrem siebenzehnten Geburtstage, aus ihrem Gefängnisse und Vaterlande entlassen und an Oesterreich gegen mehrere französische Gefangene ausgewechselt. In der Folge ward sie die Gemahlin des Herzoges von Angouleme.

Schreckenszeit in Frankreich. — Die Nachricht von der Hinrichtung des unschuldigen Königes und seiner Familie erfüllte ganz Europa mit Abscheu und Entsetzen. Aber gleich als wolle sich die Republik die fremde Billigung ihrer Missethat erzwingen und deshalb die lauten Aeußerungen dagegen auf der Stelle strafen, erklärte sie dem Könige von England, dem Erbstatthalter der vereinigten Niederlande, wie auch dem Könige von Spanien den Krieg und stellte den sieben Mächten, Oesterreich, Preußen, Sardinien, dem deutschen Reiche, Spanien, England und Holland ein Heer von 300,000 Mann entgegen. Auch im Innern der Republik trat die Vendée, die ehemalige Poitou, gegen die Königsmörder unter die Waffen.

Bald liefen von allen Seiten Trauerbotschaften von Kriegesunglück und Niederlagen ein. Dumouriez ging zu den Oesterreichern über; Lafayette, der aus seinem stürmischen Vaterlande zu

seinen alten Freunden in der neuen Welt zurückkehren wollte, ward von den Oesterreichern aufgefangen und als Staatsgefangener fortgeführt; die übrigen französischen Generale wurden geschlagen, und siegreich rückten die verbündeten Heere von allen Seiten in Frankreich ein, in dessen Innerem Zwietracht und Bürgerkriege herrschten. Der Zustand des Landes erschien nunmehr verzweiflungsvoll. Da bildete sich in der Hauptstadt der durch seine Grausamkeit berüchtigte Wohlfahrtsausschuß, der größtentheils aus Jakobinern bestand, und dessen Haupt Robespierre war. Das ganze Volk wurde in Masse aufgeboten. „Alle jungen Männer," so lautete der Befehl, „ziehen zuerst in den Kampf; die verheiratheten schmieden Waffen und führen Lebensmittel herbei; die Weiber sorgen für die Bekleidung der Soldaten; die Kinder zupfen Charpie." Der General Carnot entwarf zu Paris die Plane zur Führung des Krieges. Deputirte begleiteten die Armeen, um das Betragen der Anführer zu überwachen und den Muth Aller zu entflammen. Ganz Frankreich schien jetzt nur ein einziges großes Lager zu sein. Verzweiflung verlieh höheren Muth. Stromweise ergoß sich die junge Mannschaft, von wildem Muthe beseelt, an die Grenzen und erfocht unter eben so tollkühnen Feldherren Sieg auf Sieg. Singend, als ginge es zum Tanze, stürzten die jungen Republikaner in die Feinde. Wieder und wieder ward ihr tollkühner Angriff von der Kälte und Bedächtigkeit der alten Krieger zurückgeschlagen. Aber immer neue Haufen drängten noch tollkühner fort und fort nach, griffen bald hier bald dort an und ruheten nicht eher, als bis der Sieg erkämpft war. Bevor ein Jahr verging, war Frankreich gerettet, und alle Heere der Verbündeten auf dem Rückzuge. Auch das innere Frankreich wurde nach hartnäckigem Widerstande endlich überwunden, und an den wehrlosen Bürgern die empörendste Grausamkeit verübt. Nach der Einnahme von Lyon, der zweiten Hauptstadt des Landes, war die Guillotine daselbst Tag für Tag in ihrer furchtbaren Thätigkeit und mußte wegen Menge des fließenden Blutes dreimal ihren Standort wechseln. Endlich, als die Schneide des Fallbeiles sich abgestumpft hatte, wurden die verurtheilten Einwohner haufenweise zusammengetrieben, gebunden und mit Kartätschen erschossen. Der Deputirte Callot d'Herbois leitete mit seltener Kaltblütigkeit die

Schreckensanstalten dieses Blutgerichtes. Noch unmenschlicher wüthete Carrier zu Nantes. Männer, Weiber und Kinder ließ dieser Unmensch zu Hunderten in Kähne mit Fallthüren treiben. Mitten auf der Loire wurden die Fallthüren geöffnet, und die Unglücklichen in den Strom geworfen. Nicht viel besser erging es den Städten Bordeaux, Marseille und Toulon. Die letztere hatte sich aus Angst den Engländern in die Arme geworfen, wurde aber nach harter Belagerung wieder erobert. Bei dieser Belagerung zeichnete sich ein junger Artillerie-Lieutenant von Corsica, Napoleon Bonaparte, aus, der später mit dem Glanze und dem Schrecken seines Namens die ganze Welt erfüllte.

Der gräßliche Unfug wurde um diese Zeit mit der Religion getrieben. Selbst einen Gott wollte die tollkühne Republik nicht mehr über sich erkennen. Im November 1793 wurde die christliche Religion für aufgehoben erklärt. Von nun an sollte bloß die Vernunft verehrt werden, die doch gerade bei diesen Leuten am wenigsten gefunden wurde. Eine berüchtigte Operntänzerin wurde als Göttin der Vernunft auf einem Triumphwagen unter dem Jubel des nachströmenden Volkshaufens durch die Straßen geführt. — Bald aber entstand Uneinigkeit unter den Schreckensmännern selbst. Robespierre, dieses Ungeheuer der Menschheit, wurde gestürzt und nebst einer großen Menge seiner Anhänger hingerichtet. Mit ihm endete die vierzehnmonatliche Schreckensregierung, welche zwei Millionen Franzosen das Leben gekostet hatte. Der Jakobinerklub wurde geschlossen, die christliche Religion durch ein öffentliches Dekret wieder eingeführt, und die Staatsregierung einem Directorium von fünf Männern übergeben.

Siegreiche Fortschritte der Republik. — Während jener Stürme im Inneren wurde unausgesetzt an den Grenzen gefochten. Der General Jourdan gewann am 26. Juni 1794 die entscheidende Schlacht bei Fleurus gegen den österreichischen Feldherrn, Prinzen von Coburg. In dieser Schlacht machten die Franzosen den ersten Versuch, die Stellung der Feinde aus einem Luftballon, den man an einem langen Seile aufsteigen ließ, zu beobachten. Zugleich erfand der Franzose Chappe um diese Zeit den Telegraphen (Fernschreibmaschine). Dieser gibt durch die verschiedene

Stellung mehrerer an einer hohen Stange angebrachten beweglichen Balken besondere Signale oder Zeichen, die eine bestimmte Nachricht andeuten, wie jetzt, bei unseren Eisenbahnen, die Signalstangen; die folgenden, immer in einer bestimmten Entfernung stehenden Telegraphen wiederholen rasch nacheinander dieselben Signale, und so gelangt die Nachricht wie im Fluge an den Ort ihrer Bestimmung. Diese neue Erfindung, die auch in andere Staaten eingeführt wurde, leistete den Franzosen in ihren vielen Kriegen die trefflichsten Dienste.*) — Der General Pichegru drang siegend in Holland ein; der strenge Winter von 1794 auf 1795 bauete ihm feste Brücken über Flüsse und Seen. Der Erbstatthalter floh nach England, und Holland ward in eine batavische Republik nach französischem Muster verwandelt (26. Januar 1795). Auch gegen Spanien und England wurde rühmlich gefochten, und mit Preußen ein vortheilhafter Friede zu Basel am 5. April 1795 geschlossen.

Achtundvierzigster Abschnitt.

Frankreich unter dem Directorium und der Consularregierung bis zur Errichtung des Kaiserthumes, von 1796 bis 1804. Bonaparte's Siege in Italien; Bonaparte in Aegypten. — Erneuerung des Krieges in Europa 1799. — Bonaparte erster Consul 1799, Kaiser 1804.

Bonaparte in Italien. — Der Plan, welchen die neue Regierung der Directoren für den Feldzug von 1796 entworfen hatte, war riesenhaft und bedrohete Oesterreich, ihren Hauptfeind auf dem festen Lande, mit dem Untergange. Nach diesem Plane sollte der General Jourdan durch Franken, Moreau durch Schwaben, Napoleon Bonaparte von Italien aus in das Herz von Oesterreich dringen und dem Kaiser die Friedensbedingungen unter den Mauern seiner Hauptstadt vorschreiben. Den schwierigsten Posten hatte Bonaparte erhalten; denn das Heer, welches er in Italien befehligen sollte, war in dem allerkläglichsten Zustande; und ihm stand ein großes kampfgeübtes Heer der Oesterreicher unter Beau=

*) Jetzt hat man elektro=magnetische Telegraphen, die gewöhnlich längs den Eisenbahnen errichtet werden und größere Sicherheit und Schnelligkeit gewähren. Vor den früheren Telegraphen, die man nun optische, d. i. für das Auge berechnete, nennt, haben sie auch den Vortheil, daß Nacht und Nebel keinen Einfluß auf ihre Arbeit haben.

lieu, und die Truppen mehrerer verbündeten Fürsten Italiens gegenüber. Dennoch verlor Bonaparte den Muth nicht. Dieser junge Held, erst 26 Jahre alt, war am 15. August 1769 zu Ajaccio auf der Insel Corsica geboren, wo sein Vater Advokat war. Auf der französischen Kriegesschule zu Brienne lernte er die furchtbare Kunst, von welcher er schon bei der Belagerung von Toulon die glänzendsten Proben abgelegt hatte, und durch welche er sich seitdem von Stufe zu Stufe zur schwindelnden Höhe emporschwang. In Italien eröffnete er seine glänzende Laufbahn. Durch die unwiderstehliche Gewalt, die er über die Gemüther der Soldaten ausübte, durch glänzende Auszeichnungen und Belohnungen, durch welche er ihren Ehrgeiz entflammte, kurz, durch jedes ihm zu Gebote stehende Mittel brachte er in kurzer Zeit Ordnung, Folgsamkeit und Begeisterung in das zerrüttete Heer und er erfocht mit demselben Sieg auf Sieg über seine in den Waffen ergrauten Gegner. Erschrocken trennte sich zuerst der König von Sardinien vom österreichischen Bunde und bat um Waffenstillstand, den man ihm nur gegen große Opfer bewilligte. Unaufhaltsam rückte Bonaparte vorwärts. Bei Lodi hatte Beaulieu die über die Adda führende Brücke besetzt; eine große Menge Geschütz war am Eingange derselben aufgefahren, der Uebergang schien unmöglich. Allein die sichtbare Gefahr schien nur den Muth des Führers und seines begeisterten Heeres zu erhöhen. Auf Bonaparte's Befehl: „Vorwärts!“ stürzten 3000 Grenadiere mit gefälltem Bajonnete, unter dem Siegesgeschrei: „Es lebe die Republik!“ auf die Brücke; aber ein mörderisches Kartätschenfeuer streckte die Anstürmenden reihenweise zu Boden. Schon wichen die Grenadiere bestürzt zurück; da stellten sich Berthier, Massena und Lannes, die Unterbefehlshaber Bonaparte's, selbst an die Spitze der Kolonnen, erstürmten die Brücke und brachten endlich das österreichische Heer zum Weichen. Dieser Sieg, den Bonaparte am 10. Mai 1796*) erfocht, erfüllte ganz Italien mit Schrecken und Bewunderung. Vor allen eilten die Herzoge von Parma und Modena, den unwiderstehlichen Sieger um Frieden zu bitten. Sie erhielten ihn gegen Erlegung großer Geldsummen und Auslieferung kostbarer Gemälde und an-

*) In demselben Jahre 1796 erfand Aloys Sennefelder zu München die Lithographie oder den Steindruck.

derer Kunstschätze, die er nach Paris schickte, um durch derartige neue Siegeszeichen die eitlen und schaulustigen Bürger der Hauptstadt zu gewinnen. Auch der Papst und der König von Neapel baten um Frieden und bezahlten dieses Geschenk ebenfalls mit großen Summen. Der Kaiser Franz, erschreckt durch die Fortschritte der französischen Waffen in Italien, schickte eiligst den General Wurmser mit einem Heere dahin. Dieser entsetzte zwar die hartbedrängte Festung Mantua, mußte aber doch bald der Uebermacht weichen und zog sich unter steten Kämpfen in Mantua zurück. Um den Hartbedrängten, der sich auch hier mit dem Muthe eines Löwen vertheidigte, zu entsetzen, schickte der Kaiser abermals ein Heer unter dem General Alvinci dahin. Nach einem heißen Gefechte bei dem Dorfe Arcole am Flusse Alpon mußte er endlich den Rückzug antreten. Er ging zwar später mit Verstärkung wieder vor, erlitt aber im Januar 1797 bei Rivoli eine neue Niederlage. Nun war auch Mantuas Schicksal entschieden. Im Februar 1797 übergab Wurmser endlich die ausgehungerte Festung unter ehrenvollen Bedingungen. Nach Mantuas Eroberung nahm Bonaparte im schnellen Siegeszuge auch Venedig, und nun schickte er sich an, nach Deutschland selbst aufzubrechen.

Aber ganz anders stand die Sache der Franzosen in Deutschland. Hier hatte sich des Kaisers eigener Bruder, der heldenmüthige Erzherzog Karl, an die Spitze des Heeres gestellt und den General Jourdan in mehreren Schlachten so nachdrücklich geschlagen, daß dessen ganzes Heer in verwirrter Flucht nach dem Rheine zurückeilte. Die Niederlage des Jourdan'schen Heeres nöthigte auch Moreau, der schon bis München vorgedrungen war, zum Rückzuge, den dieser aber mit bewunderungswürdiger Ordnung und Kunst glücklich vollführte. Nun zog der Erzherzog dem heranstürmenden Corsen selbst entgegen. Allein diesem Helden war er nicht gewachsen. Unter steten Kämpfen zog sich Karl zurück, und der Schauplatz des Krieges näherte sich schon der Hauptstadt Wien. Beide Parteien wünschten endlich den Frieden, der erst zu Leoben an der Muhr unterhandelt, dann auf dem gutsherrlichen Schlosse Campo Formio, bei Udine im Venetianischen, am 17. Oktober 1797 förmlich abgeschlossen wurde. In demselben trat Oesterreich

Belgien an die französische Republik ab und verzichtete zu Gunsten der neu errichteten cisalpinischen Republik in Oberitalien auf Mailand und Mantua. Der Kaiser wurde dafür mit dem Gebiete der Republik Venedig entschädigt, welche Bonaparte innerhalb der sechs Monate vor der Entwerfung der Friedensbedingungen zu Leoben bis zum festen Friedensschlusse in Campo Formio gestürzt hatte. Oesterreich erhielt sofort die Stadt Venedig, das venetianische Festland zwischen dem Gardasee und dem Isonzo, dann das venetianische Istrien und Dalmatien. Kurz nach diesem Frieden, am 16. November 1797, starb der König von Preußen, Friedrich Wilhelm II., und sein Sohn bestieg als Friedrich Wilhelm III. den Thron. — Zum Friedensschlusse mit dem deutschen Reiche wurde im Dezember 1797 ein Congreß zu Rastadt eröffnet. Während der Unterhandlungen aber that Frankreich solche Gewaltschritte, daß der Congreß am 28. April 1798 in einen neuen allgemeinen Krieg sich wieder auflösete.

Bonaparte in Aegypten. — Am 19. Mai 1798 segelte Bonaparte mit einer Flotte aus dem Hafen von Toulon, um Aegypten zu erobern und von dort aus die Macht der Engländer in Indien zu vernichten. Viele Gelehrte waren mit am Bord, um in dem alten Lande der Pyramiden neue Forschungen anzustellen. Günstige Winde schwellten die Segel, und in majestätischer Pracht glitt sie über die ruhige Wasserfläche dahin, gleich einer großen schwimmenden Stadt. Wie Thürme ragten die Masten hervor und ließen das siegreiche Banner der drei Farben stolz daher wehen. Alle Soldaten waren voll Muth, Alle voll der zuversichtlichsten Hoffnung des Sieges und erwarteten mit Sehnsucht den Tag der Landung. Im Juni erschien die Flotte vor der Insel Malta. Diese fast unüberwindliche Felsenfestung ward den Franzosen ohne Schwertstreich von den Rittern übergeben. Am 1. Juli landete sie glücklich bei Alexandria. Die Stadt ward mit Sturm genommen, und nun ging der Zug nach Kahiro, der Hauptstadt des Landes. Der Weg dahin führte durch eine öde Sandwüste, in welcher die Franzosen unablässig von den auflauernden mameluckischen Reitern angefallen wurden. Verloren war Jeder, der nur auf einige Schritte vom Zuge sich trennte. Ungeachtet aller Mühseligkeiten und Ge-

fahren behielten die Franzosen stets heiteren Muth, ja trieben noch wohl Scherz und Kurzweil. Sie nannten die Esel, welche das Gepäck der Gelehrten trugen, nicht anders, als ihre „Halbgelehrten". So oft die Generale beim Heransprengen der Mameluken kommandirten: „Das Viereck gebildet! die Gelehrten und Halbgelehrten in die Mitte!" lief jedesmal ein schallendes Gelächter durch die Reihen. Bei den Pyramiden fanden die Franzosen ein großes feindliches Heer in Schlachtordnung aufgestellt. Da rief Bonaparte, um seine Truppen zum Kampfe anzufeuern: „Franzosen, vergesset nicht, daß von den Höhen dieser Denkmäler vier Jahrtausende auf Euch herabschauen!" Es kam (am 21. Juli) zur Schlacht, und die Mameluken wurden hier gänzlich geschlagen. Seit dieser Schlacht bei den Pyramiden ward Bonaparte von den Aegyptiern nicht anders, als Sultan Kebir, d. i. großer Sultan, genannt. Schon nach wenigen Tagen ergab sich Kahiro.

Am 1. August 1798 fand der englische Admiral Nelson, welcher lange vergeblich die französische Flotte aufgesucht hatte, dieselbe bei Abukir und griff sie sogleich an. Die Schlacht war furchtbar und endete mit dem Untergange der französischen Flotte. Bei der Nachricht dieses Unglückes zeigte Bonaparte großen Gleichmuth und setzte die Eroberung Aegyptens siegreich fort. Während einer seiner talentvollsten Generale, der junge Desaix, ganz Ober-Aegypten eroberte, drang er selbst über die Landenge Suez in Syrien ein, nahm Gaza und Jaffa mit Sturm und belagerte alsdann die feste Seestadt Acre (St. Jean d'Acre), welche zugleich von der englischen Flotte unter Sidney Smith vertheidigt wurde. Ein Sturm nach dem andern ward abgeschlagen, alsbald rückte auch ein türkisches Heer zum Entsatze heran. Bonaparte schickte den General Kleber mit einer Abtheilung seiner Truppen gegen die Türken ab; dieser aber wurde umzingelt. Da eilte schnell Bonaparte selbst herbei, befreiete Kleber und vernichtete fast das ganze türkische Heer. Dann legte er sich wieder vor Acre. Jedoch blieben alle Bemühungen, dasselbe zu erobern, fruchtlos. Er hob endlich die Belagerung auf und kehrte mit Zurücklassung vieler Kanonen nach Kahiro zurück.

Erneuerung des Krieges in Europa (1790). — Wenden wir uns zuvor wieder nach Europa. Hier that die französische Republik immer größere Gewaltschritte. Bei einem Aufstande in Rom wurde ein französischer General erschossen. Sogleich rückten die Franzosen in den Kirchenstaat ein und verwandelten denselben, im Februar 1798, in eine römische Republik. Der Papst Pius VI. selbst, ein Greis von 82 Jahren, der gegen die rohe Gewalt nur Thränen und Gebete hatte, wurde als Gefangener nach Frankreich abgeführt und starb schon im folgenden Jahre. Mit dem Kirchenstaate hatte die Schweiz gleiches Schicksal. Die glänzenden Vorspiegelungen der Franzosen von Freiheit und Gleichheit hatten auch das sonst so biedere Volk der Schweiz verwirrt. Während der großen Gährung, die unter demselben herrschte, rückte ein französisches Heer in das Land und verwandelte dasselbe durch die Gewalt der Waffen in eine einzige ungetheilte helvetische Republik, frei dem Namen nach, in der That aber ganz von Frankreich abhängig. Dann kam die Reihe an Neapel. Der König Ferdinand hatte sich an Frankreichs Feinde geschlossen. Sogleich wurde ihm der Krieg erklärt, sein Land erobert und zur parthenopeischen Republik erklärt (25. Januar 1799). Der König floh nach Sicilien. Eben so bemächtigten sich die Franzosen Toscanas und Luccas, so daß nunmehr fast ganz Italien unter ihrer Herrschaft war.

Um solchen Gewaltschritten ein Ziel zu setzen, vereinigten sich Oesterreich, Rußland und England. Acht Monate hindurch erlitt die französische Republik große Niederlagen; ganz Italien kehrte wieder zur alten Ordnung zurück. In Deutschland besiegte der Erzherzog Karl die in Schwaben vorgedrungenen Franzosen und trieb sie bis in die Schweiz zurück. Hier aber wurde seinen Fortschritten durch den blutigen Sieg, welchen der französische General Massena über die Russen bei Zürich am 25. September 1799 gewann, ein Ziel gesetzt. Suwarow, der Stürmer von Praga, kam aus Italien seinen Landsleuten zu spät zu Hülfe und ging auf den Befehl seines Kaisers, Paul I., der mit Oesterreich und England zerfallen war, über Bayern und Böhmen nach Rußland zurück.

Bonaparte erster Consul (1799). — Die erlittenen Kriegesunfälle der Franzosen erzeugten große Unruhen im Inneren des Reiches. Das Volk verabscheuete die Regierung der Directoren und sehnte sich nach Bonaparte zurück. Da plötzlich erschien dieser wieder in Frankreich und wurde als Retter mit Jubel empfangen. Auf die Nachricht von dem bedenklichen Zustande Frankreichs und der Stimmung des Volkes hatte er dem General Kleber den Oberbefehl in Aegypten übertragen; er selbst war heimlich nach Frankreich zurückgesegelt. Er hob die Regierung der Directoren auf und führte eine neue Verfassung, die vierte seit zehn Jahren, ein, nach welcher er am 13. Dez. 1799 sich zum Oberconsul auf zehn Jahre mit fast unumschränkter Gewalt aufwarf und zum Scheine zwei Mitconsuln, Cambacéres und Lebrun, annahm. Unter den Consuln bestand ein Erhaltungssenat von achtzig Mitgliedern, welche über die Erhaltung der Rechte und Freiheiten des Volkes wachen, ein Tribunat aus hundert Mitgliedern, welches über die vorgeschlagenen Gesetze sich berathen, und ein gesetzgebendes Corps von dreihundert Mitgliedern, welches sie bestätigen sollte. Gleich im ersten Jahre der neuen Verfassung kehrte Ruhe und Ordnung in die Republik zurück. Auch gegen die auswärtigen Feinde waren sie wieder glücklich. Wie ein zweiter Hannibal stieg Bonaparte über die Alpen in Italien hinab und griff am 14. Juni 1800 die Oesterreicher unter Melas bei Marengo, unweit Alessandria, an. Schon war die Schlacht für die Oesterreicher gewonnen; da plötzlich erschien der General Desaix, Bonaparte's treuester Waffengefährte in Aegypten, mit einer neuen Heersäule, stellte die Schlacht wieder her, rettete den Sieg, verlor aber selbst das Leben. Der Tag bei Marengo gab den Franzosen Italien wieder. Mit gleichem Glücke kämpfte Moreau in Deutschland. Am 3. Dezember 1800 erfocht er einen großen Sieg über den Erzherzog Johann bei Hohenlinden in Bayern. Hierauf folgte ein Waffenstillstand, und bald darauf, am 9. Februar 1801, der Friede zu Lüneville (in Lothringen). Der Friede von Campo Formio wurde hierin bestätiget. Außerdem sollte der Rhein die Grenze zwischen Frankreich und Deutschland bilden, und die einzelnen Fürsten für ihre Verluste jenseits des Rheines durch Säkularisation oder Aufhebung geistlicher Stifte

und Herrschaften diesseits des Rheines entschädigt werden. Der Reichsdeputationshauptschluß, durch welchen die neue Ordnung der Dinge in Deutschland festgesetzt wurde, kam am 25. Februar 1803 zu Stande. Preußen erhielt außer mehreren Reichstädten und Abteien die Bisthümer Paderborn, Hildesheim und Münster als Entschädigung. Auch alle übrigen Mächte söhnten sich mit Frankreich aus; und Europa genoß einer augenblicklichen Ruhe. Die französischen Truppen räumten nunmehr auch Aegypten und schifften sich auf englischen Schiffen wieder nach Frankreich ein.

Während der Ruhe arbeitete Bonaparte unablässig an der inneren Wohlfahrt des Landes und suchte die durch die Revolution geschlagenen Wunden möglichst zu heilen. Er erwarb sich den Ruhm eines eben so großen Staatsmannes als Feldherrn. Darum sagten auch seine Lobredner von ihm: er verbinde mit Alexander's Größe Solon's Weisheit. Für die vielen Verdienste um das Vaterland wurde er im Jahre 1802, und zwar gerade an seinem Geburtstage, am 15. August, vom Senate zum Consul auf Lebenszeit ernannt.

Bonaparte Kaiser der Franzosen (1804). — Jetzt war der Weg zum Kaiserthrone nur ein Schritt. Eine angebliche Verschwörung unter Pichegru, Georges und Moreau gegen das Leben des Consuls erleichterte ihm diesen Schritt. Pichegru, der Eroberer Hollands, wurde in's Gefängniß geworfen, in welchem er starb; Georges guillotinirt, Moreau verbannt. Selbst der junge Herzog von Enghien wurde, bloß weil er ein Prinz aus der bourbonischen Königsfamilie war und als solcher gefährlich schien, vom deutschen Gebiete, aus Ettenheim im Badischen, durch französische Soldaten weggeholt und zu Vincennes, unweit Paris, sofort erschossen. Und damit die gestürzte Königsfamilie alle Hoffnung verliere, machte Bonaparte der französischen Republik ein Ende. Durch einen Senatsbeschluß vom 18. Mai 1804 bestieg er unter dem Namen Napoleon I. als Kaiser der Franzosen den wieder aufgerichteten Thron, und wurde am 2. Dezember vom Papste Pius VII. in der Kirche Notre Dame zu Paris feierlich gesalbt und gekrönt. So war der Kreislauf der Revolution von

Monarchie zur Monarchie, fast wie im alten Rom, vollbracht. Feste aller Art, mit orientalischem Gepränge, riefen das Volk zur Freude auf über das Ende des Freiheitstraumes. — In Anbetracht der Umstände erklärte nun auch der Kaiser Franz durch ein feierliches Gesetz vom 11. August 1804 sein Erbland Oesterreich zu einem Kaiserstaate und nannte sich Kaiser Franz I. von Oesterreich.

Napoleon schritt jetzt auf seiner steilen Bahn immer kühner vorwärts. Selbst die Kaiserkrone genügte seinem Ehrgeize nicht. Er wußte es dahin zu bringen, daß die italienische Republik ihn auch zum erblichen Könige von Italien erklärte. Seinen Stiefsohn Eugen Beauharnais machte er zum Vicekönige desselben. Seit dieser Zeit verschenkte er mit vollen Händen Kronen und Länder an seine Familie und an seine Generale.

Neunundvierzigster Abschnitt.

Frankreich als Kaiserthum. — Krieg Oesterreichs und Rußlands gegen Frankreich 1805. — Der Rheinbund 1806. — Krieg Preußens und Rußlands gegen Frankreich 1806. — Eroberung Portugals 1807, und Spaniens 1808. — Krieg Oesterreichs gegen Frankreich 1809. — Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht.

Krieg Oesterreichs und Rußlands gegen Frankreich, 1805. Die Willkür, mit welcher Napoleon über Völker und Länder verfügte, rief bald wieder seine alten Feinde gegen ihn in die Waffen. England erklärte den Krieg schon im Jahre 1803. Napoleon entriß diesem sofort Hannover und drohete wieder mit einer Landung. Auf Betrieb des englischen Ministers Pitt kam im April 1805 ein Bundesvertrag mit Rußland gegen Frankreich zu Stande; diesem trat im August auch Oesterreich bei. Da brach Napoleon in Sturmes Eile mit seinen besten Feldherren und Truppen nach Deutschland zum Kriege gegen Oesterreich auf. Baden, Würtemberg und Bayern mußten sich ihm anschließen. Oesterreich stand noch allein, die Russen waren erst im Anzuge. Eine österreichische Heeresabtheilung unter dem General Mack wurde bei Ulm umzingelt und mußte sich kriegesgefangen ergeben (17. Oktober 1805). Nun stand dem Sieger auch der Weg

nach Wien offen. Dieses wurde besetzt. Dann zog er nach Mähren gegen die hier unter Oberanführung ihrer Kaiser selbst aufgestellten Oesterreicher und Russen. Am 2. Dezember (1805), am Jahrestage der Krönung Napoleon's, wurde die berühmte Dreikaiserschlacht bei Austerlitz geschlagen, in welcher Napoleon Sieger blieb. Zu entmuthiget für den Augenblick schloß Kaiser Franz in einer persönlichen Zusammenkunft mit Napoleon Waffenstillstand. Noch schien nicht Alles verloren. Neue österreichische Heere waren im Anzuge, und Preußen drohete mit einer Kriegeserklärung an Frankreich. Allein der Waffenstillstand führte auch zum Frieden. Napoleon überließ in einem besonderen Vertrage das den Engländern entrissene Hannover an Preußen, wogegen dieses das Fürstenthum Neufchatel und einen Theil des Herzogthums Cleve an Frankreich, das Fürstenthum Ansbach an Bayern abtreten mußte. Nun kam auch der Friede mit Oesterreich zu Preßburg zum Abschluß (1805). Es mußte Venedig an das Königreich Italien abtreten, auf Tirol und alle Besitzungen in Schwaben verzichten, mit welchen Napoleon seine Bundesgenossen, Bayern, Würtemberg und Baden, beschenkte. Bayern erhielt Tirol und zugleich die Königswürde mit voller Unabhängigkeit vom Kaiser und Reich. Auch das Kurfürstenthum Würtemberg wurde in ein unabhängiges Königreich verwandelt, auch Baden wurde souverain oder unabhängig, und so der Reichsverband immer mehr zerrissen. Der russische Kaiser Alexander aber kehrte, ohne Frieden zu schließen, zürnend heim.

Zur See waren indeß die Franzosen nicht glücklich. Am 21. Oktober 1805 wurde die verbündete Flotte der Franzosen und Spanier bei Trafalgar, einem spanischen Vorgebirge unweit Kadix, von dem englischen Admiral Nelson völlig geschlagen, der siegreiche Führer selbst aber am nahen Ende der Schlacht von einer feindlichen Kugel getroffen und durchbohrt.

Nach dem Frieden mit Oesterreich kannten Napoleon's Anmaßungen keine Grenze mehr. Seinen Schwager, Joachim Murat, machte er am 16. März 1806 zum Großherzoge von Cleve und Berg, den Marschall Berthier zum Herzoge von Neufchatel (Neuenburg) in der Schweiz; seinem Bruder Joseph gab er am

30. März das Königreich Neapel. Um seinen Bruder Ludwig zu versorgen, wußte der Schlaue es dahin zu bringen, daß die batavische Republik sich diesen zum Könige ausbat, und so wurde Ludwig im Juni 1806 König von Holland.

Der Rheinbund, 12. Juli 1806. — Um das Schicksal unseres ohnehin schon so tief gebeugten Vaterlandes zu vollenden, stiftete Napoleon den Rheinbund, nach welchem vorerst sechzehn deutsche Fürsten sich vom Kaiser und Reich lossagten, sich zu einem Bunde vereinigten und Napoleon als den Protector oder Schutzherrn desselben anerkannten. Für diesen Schutz versprachen sie ihm mit 63,000 Mann in allen seinen Kriegen beizustehen. Da legte Franz II. den deutschen Kaisertitel, der nun keinen Sinn mehr hatte, am 6. August 1806 nieder und nannte sich Franz I., Kaiser von Oesterreich. So endete das tausendjährige deutsche Reich! — Der letzte deutsche Kaiser, der einundzwanzigste des erlauchten Habsburgerstammes, hatte seiner großen Vorfahren nicht unwürdig gestritten gegen den Riesen der Zeit und stets jedes Opfer an Gut und Blut gebracht, um Deutschlands Ehre zu retten.

Krieg Preußens und Rußlands gegen Frankreich (1806 bis 1807). — Von den Hauptmächten Europas stand fast nur noch Preußen unangefochten da. Der König, Friedrich Wilhelm III., welcher unablässig bemüht war, seinem Volke das Glück des Friedens zu erhalten, so lange dieses mit der Nationalehre im Einklange bliebe, ward jetzt von dem französischen Machtgebieter auf das Uebermüthigste zum Kriege herausgefordert. Nicht genug, daß dieser Preußen schon mit England verfeindet hatte, bot er jetzt, mitten im Frieden, Hannover, als wäre es noch sein Eigenthum, wieder den Engländern an. Empört über diese und andere Ungerechtigkeiten erklärte der König an Frankreich den Krieg. Obschon das preußische Heer vom besten Muthe beseelt und durch 22,000 Sachsen verstärkt war, so blieb dennoch der Kampf zu ungleich gegen das große, kampfgeübte Heer der Franzosen, welches von dem Kaiser selbst und seinen ersten Feldherren angeführt wurde. Es traf deshalb auch das Unglück ein, welches man für Preußen befürchtet hatte. Am 14 Oktober 1806 wurden gleich-

zeitig die beiden Hauptschlachten bei Jena und Auerstädt geliefert, und die preußischen Heere völlig besiegt und zersprengt, der Oberanführer bei Auerstädt, der siebenzigjährige Herzog von Braunschweig, gleich im Anfange der Schlacht tödtlich verwundet, der Prinz Hohenlohe, der Anführer bei Jena, gefangen. Schon am 24. Oktober rückte der französische General Davoust in Berlin ein; drei Tage später hielt der Kaiser selbst an der Spitze der Garden seinen Einzug in die trauernde Hauptstadt.

Konnte auch Preußens Besiegung bei der großen Uebermacht seines Gegners nicht unerwartet sein, so überraschte doch der plötzliche und tiefe Fall dieser Macht selbst den Sieger. Ganze Haufen streckten bestürzt das Gewehr, mit unerhörter Schnelligkeit ergaben sich die Festungen, und wenige Befehlshaber hielten sich so standhaft, wie Courbiere in Graudenz (in Westpreußen), der, als ihn die Feinde mit den höhnenden Worten zur Uebergabe aufforderten: Es gebe ja keinen König von Preußen mehr! herzhaft erwiederte: „Nun gut, so bin ich König von Graudenz und werde mich zu vertheidigen wissen!"

Schon am dritten Tage nach der Schlacht trennte sich der Kurfürst von Sachsen von seinem Unglücksgefährten und trat dem Rheinbunde bei. Zum Lohne dafür wurde er von Napoleon mit der Königswürde beschenkt, der Herzog von Braunschweig aber abgesetzt. Der Rest des preußischen Heeres vereinigte sich jenseits der Oder mit den Russen, und am 8. Februar 1807 fiel die mörderische Schlacht bei Eylau vor, in welcher die Preußen mit der rühmlichsten Tapferkeit fochten. Der Ausgang jedoch blieb unentschieden. Am 14. Juni 1807*), am Jahrestage der Schlacht bei Marengo, ward bei Friedland noch einmal blutig gestritten, und der Sieg von den Franzosen erfochten. In Folge dieses Sieges wurde am 9. Juli der traurige Friede zu Tilsit geschlossen, in welchem Preußen fast die Hälfte seines Reiches verlor. Aus den Trümmern desselben und aus den hessenkasselschen und braun-

*) In dasselbe Jahr fällt die Erfindung des Dampfschiffes von Robert Fulton, einem Nordamerikaner. Das erste Dampfschiff wurde nach seiner Angabe zu New-York gebaut und lief am 3. Oktober 1807 von Stapel. In Deutschland erschien das erste auf dem Rhein bei Köln am 12. Juni 1816. Die Dampfmaschine selbst ist eine Erfindung des Engländers James Watt, kurz nach der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts.

schweigischen Ländern bildete Napoleon für seinen jüngsten Bruder Hieronymus das Königreich Westfalen mit der Residenzstadt Kassel. So stand jetzt ein kleines Frankreich im Herzen von Deutschland! Der größte Theil von Europa gehorchte nunmehr dem Willen Napoleon's, nur nicht die Wellen des Oceans, welche über tausend englische Schiffe vertheidigten.

Unterwerfung Portugals und Spaniens. — Um endlich England, den Erbfeind Frankreichs, zu bekämpfen, mußten ihm auf Napoleon's Geheiß alle europäischen Mächte, selbst Rußland, ihre Häfen schließen und alle Erzeugnisse und Handelswaaren Englands vom Festlande verbannen. Durch dieses sogenannte Continental- oder Festlands-System hoffte er Englands Wohlstand ganz zu vernichten. Aus Haß gegen England erklärte er zugleich den Bundesgenossen desselben, den Regenten von Portugal, seines Staates für verlustig und ernannte seinen General Junot zum Generalgouverneur dieses Reiches. Der Regent von Portugal schiffte sich am 29. November 1807 nach Rio Janeiro in Brasilien ein. Dann kam die Reihe auch an Spanien. Hier herrschten große Uneinigkeiten in der königlichen Familie selbst. Der schwache König Karl IV. legte endlich die Regierung zu Gunsten seines Sohnes nieder, der dann als König Ferdinand VII. vom Throne Besitz nahm. Napoleon drang in den alten König, daß er seine Thronentsagung für gezwungen erklärte und seine Rechte an ihn selbst abtrat. Und sogleich ließ er Vater und Sohn nach Frankreich abführen; seinen eigenen Bruder aber, den König Joseph von Neapel, zum Könige von Spanien und Italien ernennen. Seinen Schwager Murat machte er wieder zum Könige von Neapel, und den Sohn des Königes von Holland zum Großherzoge von Cleve und Berg. Ueber diese doppelte Ungerechtigkeit, zuerst an Portugal, dann an Spanien, gerieth die ganze pyrenäische Halbinsel in Aufruhr, und das Volk griff heldenmüthig zu den Waffen. Die Engländer unterstützten den Aufstand und schickten Wellington mit einem großen Heere dahin. So entspann sich hier ein mehrjähriger, höchst blutiger Krieg.

Krieg Oesterreichs gegen Frankreich (1809). — Während Napoleon in Spanien beschäftigt war, die empörten Unterthanen

zur Ruhe zu bringen; da erhob sich noch einmal das kräftige, nie verzagende Oesterreich, um jetzt allein den Kampf zu bestehen für Deutschlands Freiheit und Ehre. Plötzlich aber kam Napoleon in fliegender Eile mit frischen Truppen aus Spanien heran und gewann mit den verbündeten Bayern, nach mehreren blutigen Gefechten, die große Schlacht bei Eckmühl, am 22. April 1809. In Folge dieses Sieges mußte sich Wien ergeben. Zwar verlor Napoleon die zweitägige blutige Schlacht bei Aspern und Eßlingen gegen den heldenmüthigen Erzherzog Karl am 21. und 22. Mai; dagegen gewann er am 5. und 6. Juli die entscheidende Schlacht bei Deutsch-Wagram, unweit Aspern. Diese Schlacht entschied den Krieg und führte den Frieden von Schönbrunn, einem Schlosse bei Wien, am 14. Oktober 1809 herbei, in welchem Oesterreich abermals große Opfer bringen mußte. Es mußte abtreten: Salzburg an Bayern, Westgallizien an das Herzogthum Warschau, einen Theil Ostgallziens an Rußland und seine noch übrigen italischen Besitzungen sammt Triest an Napoleon selbst als König von Italien. Mit neuen Lorbeeren geschmückt kehrte Napoleon zu neuen Huldigungen nach Frankreich zurück.

Zur dauernden Befestigung solcher Machtfülle fehlte dem Günstlinge des Glückes nur noch die Hand einer Prinzessin aus einem regierenden alten Fürstenhause. Und kühn wie immer warb er jetzt um die Hand der Erzherzogin Maria Louise, der Tochter desjenigen Kaisers, dem er noch so eben fast die Hälfte seines Reiches entrissen hatte. Kaiser Franz brachte, wenngleich mit schwerem Herzen, der Hoffnung des Friedens auch dieses Opfer, und am 2. April 1810 fand zu Paris unter großer Feierlichkeit die Vermählung Statt. Am 20. März des folgenden Jahres ward auch der sehnlichste Wunsch Napoleon's erfüllt: ihm wurde ein Sohn geboren, dem er schon in der Wiege den bedeutungsvollen Titel „König von Rom“ gab; denn Napoleon hatte bereits am 17. Mai 1809 die weltliche Macht des Papstes aufgehoben und Rom für die zweite Hauptstadt seines Reiches erklärt.

In demselben Jahre, in welchem der Schönbrunner Frieden geschlossen wurde, brach in Schweden eine neue Revolution aus. Der schwache und höchst launenhafte König Gustav IV. ward ab-

gesetzt, und sein Oheim, der Herzog Karl von Südermannland, als Karl XIII., auf den Thron erhoben. Da dieser schon alt und ohne Kinder war, so wählten die Reichstände im Mai 1810 den durch Talent und Charakter gleich ausgezeichneten französischen Marschall und Fürsten von Ponte Corvo, Bernadotte, zum Kronprinzen.

Kurz hierauf legte Napoleon's Bruder, der König Ludwig von Holland, die Regierung nieder, weil er die drückende Handelsperre mit dem Glücke seiner Unterthanen unvereinbar fand und nicht länger ein Vasall seines Bruders sein mochte. Napoleon vereinte im Juli 1810 ganz Holland mit Frankreich. Zugleich wurde der nordwestliche Theil von Deutschland, die Hansestädte, das ganze Großherzogthum Berg, wie auch die Länder des mit Rußland nahe verwandten Herzoges von Oldenburg seinem Reiche einverleibt.

Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht. — Um diese Zeit, während der Jahre 1810 und 1811, stand Napoleon's Macht auf ihrem höchsten Gipfel. Frankreich, welches früher 83 Departements und 25 Millionen Menschen hatte, zählte jetzt 140 Departements und 42 Millionen Menschen. Dieses ungeheuere Reich beherrschte Napoleon mit unumschränkter Gewalt. Wie ein Abgott ward er von der französischen Nation verehrt; Alles beugte sich vor seinem Willen. Die Macht der übrigen Völker war zertrümmert; fast alle lähmte der Schrecken. Nur Englands Flagge wehte triumphirend auf allen Meeren, und Rußland begann endlich sich emporzurichten gegen das ihm täglich näher rückende Weltreich.

Fünfzigster Abschnitt.

Napoleon's unglücklicher Feldzug gegen Rußland 1812. — Die Befreiungskriege von 1813 und 1814. — Einnahme von Paris und Napoleon's Absetzung. — Der Congreß zu Wien 1814. — Plötzliche Rückkehr Napoleon's von Elba. — Bei Belle Alliance (1815) besiegt, wird er nach St. Helena verbannt, wo er am 5. Mai 1821 stirbt.

Krieg gegen Rußland (1812). — Es ward immer sichtbarer, daß Napoleon keine unabhängige Macht in Europa neben

sich dulden wollte. Jetzt sollte der Schlag Rußland treffen, das er sich zum letzten, aber größten Opfer auserſehen hatte. Alle Staaten von den Pyrenäen bis zu den Küsten der Ostsee, von dem Niemen bis an's adriatische Meer, mußten hiezu rüsten. Mit einem auserlesenen Heere von 600,000 Mann brach er auf und rückte im Juni 1812 über den Grenzfluß Niemen.

Die russischen Anführer Barcley de Tolly und Bagration zogen sich überall zurück und ließen sich erst bei Smolensk am 17. und 18. August in einen förmlichen Kampf ein, der aber zu ihrem Nachtheile ausfiel. Hierauf unternahm der alte Kutusow, der eben siegreich aus einem Türkenkriege zurückgekehrt war, den Oberbefehl über das russische Heer. Auch er zog sich zurück und brannte hinter sich Städte und Dörfer ab, um dem Feinde nur eine Wüste zurückzulassen. Erst an dem Flusse Moskwa, bei dem Dorfe Borodino, fünfzehn Meilen von der alten Hauptstadt, machte er Halt. Hier ward am 7. September eine zweite höchst blutige Hauptschlacht geliefert, die unentschieden blieb. Aber Kutusow zog es vor, noch weiter sich zurückzuziehen und lieber Moskau preiszugeben, als eine neue Schlacht zu wagen. Die meisten Einwohner ergriffen die Flucht.

Moskaus Brand. — Am 14. September langte Napoleon vor den Thoren von Moskau an. Sie standen offen! Erstaunt harrte er lange mit seinen Marschällen, ob nicht die Behörden zu einem feierlichen Empfange, ob nicht eine schaulustige Volksmenge herauskommen würde. Niemand erschien! Eine schauerliche Grabesstille lag über der ganzen ungeheueren Stadt Endlich zog er ein. Alle Straßen waren leer, alle Thüren verrammt, alle Fenster durch Läden dicht geschlossen, alle Gewölbe, alle Buden gesperrt und verriegelt. Ein unheimliches Grauen überfiel die Soldaten. Rostopschin, der russische Befehlshaber der Stadt, hatte vor seiner Flucht alle Anstalten getroffen, sie plötzlich den Flammen preiszugeben. Am 16. September schlug an hundert und hundert Stellen die Flamme prasselnd himmelan, und innerhalb weniger Stunden glich Moskau einem unabsehbaren wogenden Feuermeere. Fürchterlich war das Getöse und Gedränge der Menschen und Thiere, das Wuthgeschrei der Sieger, die Angst der Fliehenden,

das Geächze der Sterbenden; während in den prasselnden Flammen die Dachgiebel krachend zusammenstürzten und das Blei von den Thürmen zischend herunterfloß. Die große Stadt, in welcher der Sieger während des Winters im vollen Ueberflusse auszuruhen gedachte, um im Anfange des Frühlinges mit wohlgenährten Truppen weiter vorzudringen, lag größtentheils in Schutt und Asche.

Kläglicher Rückzug der Franzosen. — Moskaus Brand war gleichsam die Morgenröthe der wiederkehrenden Freiheit Europas. Während die Sieger Gold, Silber und andere Kostbarkeiten im Ueberflusse hatten, fehlte es ihnen bald am Nöthigsten, an Brod. Napoleon bot deshalb selbst den Russen den Frieden an, erhielt aber von Kutusow die Antwort: erst jetzt werde der Krieg eigentlich anfangen! Durch Noth gedrungen trat Napoleon spät im Oktober den Rückzug an. Aber welch' ein Rückzug! Kein Beispiel gleicher Gräßlichkeit hat die Geschichte aufzuweisen. Selbst der Himmel schien mit den Russen in einen Bund getreten zu sein; denn ein ungewöhnlich früher und strenger Winter trat ein und überraschte die Feinde auf ihrem kläglichen Rückzuge. Menschen und Pferde sanken von Kälte und Hunger erschöpft dahin, und wie mit einem Leichentuche bedeckte der Schnee die gefallenen Opfer. Tausende von Nachzüglern fielen unter den Lanzen der nachsetzenden Kosacken, unter den Keulen der ergrimmten Bauern. Am gräßlichsten war das Unglück an der Beresina. Während die Franzosen, von den Russen auf's Hitzigste verfolgt, athemlos im wilden Gedränge durch- und übereinander über die Brücke setzten, brach diese krachend zusammen. Tausende fanden ihren Tod in dem Strome; und alle, welche noch am jenseitigen Ufer waren, waren abgeschnitten und gefangen. Ueber 30,000 Mann verloren die Franzosen bei diesem Uebergange am 27. November. Wie Xerxes einst, der Führer von Millionen, aus Griechenland fliehend, in einem Kahne in seinem Asien wieder anlangte; so durchjagte jetzt Napoleon in einem elenden Schlitten, den Trümmern seines Heeres voraus, die öden Schnee- und Eisfelder Rußlands, um aus seinem Reiche schnell ein neues Heer heranzuholen. Seitdem wich alle Zucht und Ordnung, und das Elend der Franzosen überstieg jedes Maß. Soldaten von allen Regimentern liefen wild

durcheinander. Die wenigsten Reiter hatten noch Pferde, vielen fehlte es sogar an Schuhen, und sie umwickelten kläglich die Füße mit abgerissenem Tuche. Dazu wüthete der Hunger so entsetzlich, daß selbst Pferde mit Gier verzehrt wurden. Wie Todesgestalten wanderten die Soldaten über die Schnee- und Eisfelder dahin. Ganze Wolken von Kosacken zogen hinter ihnen her. Nirgends Ruhe! Nirgends Rast! Kaum hatten die Müden ein Feuer angemacht und sich um dasselbe gelagert; augenblicklich stöberte sie wieder das Hurra der Kosacken auf. Der bloße Ruf „Kosacken!“ setzte ganze Haufen in schnellen Trab. Wen die Kraft zum Fliehen verließ, streckte vergebens die Hände nach den athemlos Vorübereilenden aus. Betäubt vor Kälte wanderten viele wie wahnsinnig mitten in die angezündeten Feuer. Oft fanden die Russen des Morgens um die erloschenen Wachtfeuer schauerliche Todtenversammlungen. So kläglich endete das große, in so stolzer Hoffnung hinaufgezogene Heer, und nur wenige sahen ihre Heimath wieder. Moskau war der Scheiterhaufen der Macht und der Größe Napoleon's. Jene sechs verhängnißvollen Monate hatten über 300,000 Menschen und 150,000 Pferde gekostet. Im Jahre 1813 verbrannte man noch in Rußland über 200,000 erstarrte Leichen.

Die Befreiungskriege. — Das niedergebeugte Europa sah in jenem grausigen Untergange das Strafgericht Gottes selbst und erhob sich in kühner Begeisterung für die Wiedereroberung der Freiheit. Preußen ging mit seinem Beispiele voran. Der König schloß mit den Russen Frieden und Freundschaft und rief von Breslau aus am 3. Februar 1813 sein Volk zu den Waffen auf. Und freudig drängten sich Knaben und Jünglinge, Männer und Greise, Arme und Reiche, das ganze Volk, ohne Unterschied des Ranges und Standes, zum harten Dienste des Krieges. Von Weib und Kind schied Jeder männlich entschlossen, Alles für Alles zu wagen, und die Alten, welche nicht mitziehen konnten, waffneten und segneten ihre Söhne. Das ganze Land erscholl vom Geräusche der Waffen; ein neuer Geist beseelte Preußens Heer.

Napoleon kam unterdessen mit einem neuen Heere aus Frankreich heran, und am 2. Mai 1813 kam es bei Lützen, in der Nähe von Großgörschen, zu einer mörderischen Schlacht, die aber

nichts entschied. Jedoch begannen die verbündeten Russen und Preußen den Rückzug nach Bautzen hin, wo es am 20. Mai, und nach Wurschen, wo es am 21. Mai zu einem nicht minder hartnäckigen Kampfe kam, nach welchem die Verbündeten ihren Rückzug nach Schlesien in bester Ordnung fortsetzten. Oesterreich suchte jetzt den Frieden zu vermitteln; als dieses aber nicht gelang, da erklärte auch der hochherzige Kaiser selbst seinem Schwiegersohne den Krieg, um in Vereinigung mit den anderen Mächten die Leiden Europas zu endigen. Sein Feldherr Schwarzenberg wurde Anführer des Bundesheeres. Auch Bayern, selbst Schweden traten dem Bunde bei, und der Kronprinz Bernadotte wurde der Oberanführer der Nordarmee in Deutschland. Die Franzosen wurden am 23. August bei Großbeeren, am 26. August an der Katzbach, am 30. August bei Culm und Nollendorf, und am 4. September bei Dennewitz, unweit Jüterbogk, geschlagen. Nur bei Dresden, wo Napoleon selbst den Angriff leitete, siegten sie und trieben die Verbündeten nach Böhmen zurück. Bei Culm und Nollendorf aber, unweit Töplitz, vernichteten diese in einem wüthenden Kampfe das französische Heer, das ihnen unter Vandamme gefolgt war, und machten den Marschall selbst zum Gefangenen. Bald darauf verließ Napoleon Dresden und zog seine Truppen nach Leipzig zusammen, wo es zu einer dreitägigen, höchst mörderischen Völkerschlacht kam (am 16., 18. und 19. Oktober 1813), in welcher die Franzosen völlig geschlagen wurden. In hastiger Eile flohen sie dem Rheine zu und mußten sich noch bei Hanau (30. und 31. Oktober), in einem blutigen Kampfe den Weg bahnen durch ein in ihrem Rücken aufgestelltes bayerisch-österreichisches Heer unter Marschall Wrede. Der Rheinbund sagte sich jetzt von Napoleon los und trat zum Befreiungskampfe ein; das Königreich Westfalen war mit seinem Könige verschwunden; aus Holland, auch aus der Schweiz wurden die Franzosen rasch vertrieben.

Um diese Zeit war auch die pyrenäische Halbinsel nach langem mörderischen Kampfe frei geworden. Der glänzende Sieg bei Vittoria am 21. Juni 1813 endete hier die Fremdherrschaft; und unter Wellington's Anführung drangen auch von dieser

Seite die Verbündeten in Frankreich ein. Auch aus Italien wurden die Franzosen schnell vertrieben; selbst Murat schloß sich, um sein Königreich zu behalten, an die Verbündeten. So glorreich endete das unvergeßliche Jahr 1813.

Einnahme von Paris. — Absetzung Napoleon's. — Noch vor dem Ende dieses glorreichen Jahres, am 2. Dezember, rückten die Verbündeten von Holland bis Basel über den Rhein, um den früheren Machtgebieter jetzt in seinem eigenen Lande heimzusuchen. Aber auch in Frankreich waren noch schwere Kämpfe zu bestehen. Mitten zwischen seinen Gegnern lauernd, stürzte Napoleon bald auf den einen, bald auf den andern los und drängte ihn zurück. Blücher siegte zwar bei Brienne, ward aber bei Montmirail und Montereau umgangen und geschlagen. Dann aber zogen sich die Verbündeten enger zusammen und schritten kräftig wieder vor. Am 9. März 1814 schlugen sie Napoleon bei Laon und näherten sich siegreich der Hauptstadt selbst. Um diese zu retten, wagte Napoleon ein verzweifeltes Mittel. Er wandte sich seitwärts nach dem Rheine hin, hoffend, die Verbündeten würden ihm folgen. Diese aber ließen ihn ruhig ziehen und schickten ihm bloß ein kleines Beobachtungsheer nach. Ihr Hauptheer aber zog rasch auf Paris zu. Hier, besonders auf dem Montmartre (30. März), hatte dasselbe noch einen sehr heißen Kampf zu bestehen. Paris mußte sich ergeben, und die verbündeten Fürsten und ihre Truppen zogen am 31. März in die stolze Hauptstadt ein, die seit Jahrhunderten keinen Feind innerhalb ihrer Mauern gesehen hatte. Auf Befehl der Verbündeten erklärte der französische Senat Napoleon und dessen Familie des Thrones verlustig und ernannte Ludwig XVIII., aus dem Hause Bourbon, zum Könige. Vielfach bedrängt und von seinen Freunden verlassen, entsagte Napoleon am 11. April 1814 zu Fontainebleau förmlich der Krone und begnügte sich mit dem Kaisertitel und dem Besitze der kleinen Insel Elba. Im Mai hielt Ludwig XVIII., der sich in den letzten Jahren in England aufgehalten hatte, seinen feierlichen Einzug in Paris, um den Thron in Besitz zu nehmen, von welchem sein Bruder vor zwanzig Jahren auf's Blutgerüst gestiegen war. Mit ihm schlossen die Verbündeten am 30. Mai den

ersten pariser Frieden, in welchem Frankreich die Ausdehnung behielt, welche es 1792 hatte.

Congreß zu Wien (1814). — **Rückkehr Napoleon's.** — Die Fürsten zogen nun ihre Truppen aus Frankreich und begaben sich nach der Kaiserstadt Wien zu einem allgemeinen Congresse, um die Verhältnisse der europäischen Staaten zu ordnen. Die Verhandlungen dauerten lange, und vieles lag noch unentschieden da; als plötzlich ein Ereigniß eintrat, das fast an's Wunderbare grenzte. Napoleon verließ seine Insel Elba mit 1100 Mann von seiner Garde, die ihm dahin gefolgt war, landete am 1. März an der französischen Küste und zog schnell landeinwärts. Ueberall wurde er mit Jubel empfangen, alle gegen ihn ausgesandten Truppen gingen freudig zu ihm über. Sein Weg nach Paris war ein ununterbrochener Triumphzug. In der Nacht vom 19. auf den 20. März floh Ludwig eiligst aus Paris, und am nächstfolgenden Morgen zog Napoleon an der Spitze derer, die ihn vernichten sollten, in die jubelnde Hauptstadt ein.

Diese neue Gefahr brachte plötzlich allen Zwist auf dem Congresse zum Stillstande. Die Monarchen sprachen einstimmig die Acht über den Friedensstörer aus und ließen ihre Heere wieder nach den Grenzen aufbrechen. Ein österreichisches Heer unter Frimont und Bianchi griff in Italien den König Murat an, der für Napoleon wieder Partei genommen hatte, überzeugt, daß sein Thron nur mit dem bestehen könne, der ihm denselben verliehen habe. Schon innerhalb sechs Wochen war der Krieg beendet, und Murat vertrieben. Ferdinand kehrte aus Sicilien zurück und nahm sein Königreich Neapel wieder in Besitz. Später machte Murat von Corsica aus noch einen Versuch, den König Ferdinand zu stürzen und den Thron wieder an sich zu reißen; ward aber gefangen und am 13. Oktober 1815 kriegsrechtlich erschossen.

Schlacht bei Belle-Alliance. — Zweite Einnahme von Paris. — Um der Vereinigung aller seiner Feinde zuvorzukommen, brach Napoleon schnell mit einem großen Heere in die Niederlande ein, wo bereits die Engländer und Preußen aufgestellt waren. Am 16. Juni 1815 warf er sich mit Ungestüm auf die

Preußen, welche unter dem Oberbefehle des Fürsten Blücher bei dem Dorfe Ligny standen, und es entspann sich hier ein blutiger, schrecklicher Kampf. Das Dorf wurde mehrmals genommen und wieder genommen; endlich mußten die Preußen der Uebermacht weichen. Sie zogen sich in guter Ordnung zurück und kamen den Engländern zu Hülfe, welche bei Waterloo, unweit des Meierhofes Belle-Alliance, unter des Herzoges Wellington Anführung am 18. Juni von Napoleon angegriffen wurden. In dieser Riesenschlacht wurden die Franzosen endlich gänzlich geschlagen. Napoleon eilte nach Paris zurück, dankte dort zu Gunsten seines Sohnes ab und begab sich nach Rochefort, um sich nach Amerika einzuschiffen. Nur hundert Tage hatte seine zweite Herrschaft in Frankreich gedauert. Am 7. Juli 1815 zogen die Alliirten zum zweiten Male in Paris ein und setzten Ludwig XVIII. wieder auf den Thron. Mit diesem schlossen sie den zweiten pariser Frieden (20. November), durch welchen Frankreich auf den Besitzstand des Jahres 1790 zurückgeführt wurde. Auch mußte es große Kriegeskosten zahlen, alle geraubten Kunstschätze wieder herausgeben und drei Jahre lang eine Besatzung der Bundestruppen in seinen Grenzfestungen unterhalten. — So endeten die ungeheueren Stürme, die so lange über Europa gegangen. Schon am 9. Juni waren auch die Wiener Congreßverhandlungen zum Abschluß gekommen, durch welche zunächst die Grenzverhältnisse der einzelnen Staaten Europas überhaupt und Deutschlands insbesondere wieder geordnet wurden.

Napoleon's Verbannung nach St. Helena. — Sein Tod (1821). — Napoleon wurde durch englische Kreuzer*), welche die ganze französische Küste bewachten, an der Flucht gehindert, und da er fürchten mußte, an die Bourbons ausgeliefert zu werden, so ergab er sich den Engländern, auf ihre Großmuth vertrauend. Allein er irrte sich. Die Ruhe der Welt, und die allgemeine Wohlfahrt gebot seine Verbannung auf die Insel St. Helena, einem der abgelegensten und unzugänglichsten Felsen des atlantischen Weltmeeres. Hier führte er als europäischer Staats-

*) Kreuzer nennt man Schiffe, welche an einer Stelle hin und her segeln (kreuzen), um eine Küste oder einen Hafen zu beobachten.

gefangener mit einigen Freunden, die freiwillig sein Schicksal theilten, unter der strengsten Aufsicht der Engländer, ein trauriges, der Erinnerung verwichener Größe geweihtes Leben. Durch die standhafte Ertragung seines herben Geschickes hat er den Haß eines großen Theiles der Zeitgenossen ausgelöscht, die Bewunderung seiner Anhänger aber noch vermehrt. Er verschied — auf seinem Feldbette von Austerlitz — mit bewunderungswürdiger Ergebung, am 5. Mai 1821, in einem Alter von 53 Jahren. Seine letzten Worte im Todeskampfe waren: „Ich wünsche, daß meine Asche an den Ufern der Seine ruhen möge, inmitten des französischen Volkes, welches ich so sehr geliebt habe!“ Allein auch dieser letzte Wunsch blieb lange unerfüllt. Er ward auf St. Helena zur Erde bestattet, und nur ein einfaches Denkmal bezeichnete die stille Felsengruft, in welcher der große Todte von seinem stürmischen Siegeslaufe ruhete. Erst im Jahre 1840 wurde seine Asche unter großem Gepränge nach Paris herübergeholt und im Dom der Invaliden feierlich beigesetzt.

Verbesserung:

Seite 142, Z. 11 v. u. lies: westgothischen, statt weströmischen.
„ 344, Z. 5 v. u. lies: Amerika, statt England.

Zeittafeln.

Reihefolge
der deutschen Kaiser seit dem Vertrage zu Verdun 843.

1) Karolingische		843—911.
Ludwig der Deutsche	843 — 876	
Karl der Dicke	876 — 887	
Arnulf	887 — 899	
Ludwig das Kind	899 — 911	
(Konrad I. von Franken)	911 — 919	
2) Sächsische		919—1024.
Heinrich I.	919— 936	
Otto I.	936— 973	
Otto II.	973— 983	
Otto III.	983—1002	
Heinrich II.	1002—1024	
3) Fränkische (Salische)		1024—1125.
Konrad II.	1024—1039	
Heinrich III.	1039—1056	
Heinrich IV.	1056—1106	
Heinrich V.	1106—1125	
(Lothar von Sachsen)	1125—1137	
4) Schwäbische (Hohenstaufische)		1137—1254.
Konrad III.	1137—1152	
Friedrich I.	1152—1190	
Heinrich VI.	1190—1197	
Philipp	1197—1208	
(Otto IV. Gegenkaiser)	1197—1215	
Friedrich II.	1215—1250	
Konrad IV.	1250—1254	
(Wilhelm v. Holland Gegenkaiser)	1250—1256	
*Zeit des Interregnums	1256—1273	

5) Aus verschiedenen Häusern . . . . 1273—1437.

Rudolf von Habsburg . . . 1273—1291
Adolf von Nassau . . . . 1291—1298
Albrecht I. . . . . 1298—1308
Heinrich VII. . . . . . . 1308—1313
Ludwig von Bayern . . . . 1313—1347
mit
(Friedrich v. Oesterreich, † 1330)
Karl IV. . . . . 1347—1378
Wenzel . . . . 1378—1400
Ruprecht von der Pfalz. . . 1400—1410
Sigismund . . . . 1410—1437

6) Oesterreichische . . . . 1437—1806.

Albrecht II. . . . . . . 1437—1439
Friedrich IV. . . . . . . 1439—1493
Maximilian I. . . . . . 1493—1519
Karl V. . . . . 1519—1556
Ferdinand I. . . . . . . 1556—1564
Maximilian II. . . . . . 1564—1576
Rudolf II. . . . . 1576—1612
Mathias . . . . 1612—1619
Ferdinand II. . . . . . 1619—1637
Ferdinand III. . . . . . 1637—1657
Leopold I. . . . . 1657—1705
Joseph I. . . . . 1705—1711
Karl VI. . . . . 1711—1740
*Maria Theresia (1740—1780)
Franz I. . . . . 1745—1765
Joseph II. . . . . 1765—1790
Leopold II. . . . . . . 1790—1792
Franz II. . . . . 1792—1806

Könige von Preußen.

1) Friedrich I. . . . . . . 1701—1713
2) Friedrich Wilhelm I. . . 1713—1740
3) Friedrich II. (der Große) . 1740—1786
4) Friedrich Wilhelm II. . . 1786—1797
5) Friedrich Wilhelm III. . . 1797—1840
6) Friedrich Wilhelm IV. . . 1840—1861
7) Wilhelm

Merkwürdige Friedensschlüsse neuerer Zeit.

Friede zu Cambray	1529
„ „ Crespy	1544
Religionsfriede zu Augsburg	1555
Westfälischer Friede	1648
Friede zu Nymwegen	1678
„ „ Ryswick	1697
„ „ Carlowitz	1699
„ „ Utrecht	1713
„ „ Rastadt	1714
„ „ Passarowitz	1718
„ „ Wien	1738
„ „ Breslau	1742
„ „ Dresden	1745
„ „ Aachen	1748
„ „ Hubertsburg	1763
„ „ Teschen	1779
„ „ Paris	1783
„ „ Basel	1795
„ „ Campo Formio	1797
„ „ Lüneville	1801
„ „ Preßburg	1805
„ „ Tilsit	1807
„ „ Schönbrunn	1809
„ „ Paris	1814
„ „ Paris	1815

Schlachten im dreißigjährigen Kriege . . . . . 1618—1648.

Auf dem weißen Berge bei Prag	1620
Bei Lutter am Barenberge	1626
„ Breitenfeld (oder Leipzig)	1631
„ Lützen	1632
„ Nördlingen	1634
„ Wittstock	1636
„ Breitenfeld	1642

Schlachten im spanischen Erbfolgekriege . . . . 1700—1714.

Bei Hochstädt	1704
„ Ramillies } „ Turin }	1706
„ Oudenarde	1708
„ Malplaquet	1709

Schlachten im siebenjährigen Kriege . . . . . . 1756—1763.

Bei	Lowositz	1756
„	Prag	1757
„	Kollin	
„	Roßbach	
„	Leuthen	
„	Zorndorf	1758
„	Hochkirch	
„	Crefeld	
„	Kunersdorf	1759
„	Maxen	
„	Landshut	1760
„	Liegnitz	
„	Torgau	
„	Freiberg	1762

Schlachten im Kriege mit Napoleon seit . . . . . . 1800.

Bei	Marengo	1800
„	Hohenlinden	
„	Austerlitz	1805
„	Jena	1806
„	Eilau	1807
„	Friedland	
„	Eckmühl	1809
„	Aspern	
„	Wagram	
„	Smolensk	1812
„	Moskau	
„	Beresina	
„	Lützen	1813
„	Bautzen	
„	Großbeeren	
„	Dresden	
„	Dennewitz	
„	Leipzig	
„	Hanau	
„	Brienne	1814
„	Laon	
„	Paris	
„	Belle Alliance	1815

Merkwürdige Erfindungen.

Brillen	1290	v. Salvino degli Armati in Florenz.
Schießpulver . . .	1350	v. Berth. Schwarz in Freiburg.
Windbüchse	1400	v. Joh. Lobsinger in Nürnberg.
Oelmalerei	1430	v. Joh. van Eyck in Brügge.
Buchdruckerkunst . .	1440	v. Joh. Gutenberg in Mainz.
Kupferstecherkunst . .	1450	v. Israel von Mecheln in Bockholt.
Taschenuhr	1509	v. Pet. Heele in Nürnberg.
Spinnrad .	1530	v. Jürgens in Braunschweig.
Thermometer . . .	1638	v. Corn. Drebbel in Alkmar.
Barometer	1643	v. Torricelli in Florenz.
Luftpumpe	1650	v. Otto von Guerike in Magdeburg.
Hör- u. Sprachrohr .	1673	v. Kircher in Fuldau.
Repetiruhr	1676	v. dem Engländer Barlow.
Porzellan	1702	v. Böttcher in Meißen.
Fortepiano	1717	v. Schröter a. Hohenstein in Sachsen.
Kopuliren d. Bäume .	1730	v. dem holländ. Gärtner Holt
Blitzableiter	1749	v. dem Nordamerikaner Franklin.
Dampfmaschine . .	1763	v. dem Engländer James Watt.
Eisenbahn	1778	v. dem Engländer Edgeworth.
Luftballon	1782	v. dem Franzosen Montgolfier.
Telegraph (optischer) .	1794	v. dem Franzosen Chappe.
Steindruck	1796	v. Sennefelder in München.
Kuhpockenimpfung . .	1796	v. dem englischen Arzt Jenner.
Gasbeleuchtung . .	1801	v. Lampadius in Freiberg.
Percussionsgewehr . .	1807	v. dem Engländer Forsythe.
Dampfschiff	1807	v. dem Amerikaner Rob. Fulton.
Dampfwagen . . .	1829	v. dem Engländer Stephenson.
Streichzündhölzchen .	1832	v. Kammerer a. Ludwigsburg.
Lichtbilder	1838	v. dem Franzosen Daguerre.
Telegraph (elekt.-magn.)	1844	v. Gauß u. Weber in Göttingen, und Faraday u. Steinheil in München.
Zündnadelgewehr . .	1845	v. Dreysse in Sömmerda (bei Erfurt).

Münster, Coppenrath'sche Buchdruckerei.

Welter, Theodor Bernhard,

Lehrbuch der Weltgeschichte für Schulen Ein frei bearb. Auszug aus des Verf. grösserem Werke

Münster 1861